This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06829026 5

Kleine Historische Schriften

von

J. W. v. Archenholz.

Carlsruhe,
im Verlag der Schmiederischen Buchhandlung.
1791.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
478211
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1909 L

Transfer from Circ. Dept. Münchner Stadtbibliothek AUG 30 1909

Vorbericht.

Es gibt höchst wichtige Begebenheiten, die, obgleich im Ganzen bekannt, es doch nicht ausführlich sind, so sehr sie es auch verdienen. Manche äußerst interessante Vorfälle dieser Art waren nicht von weitem Umfang, oder nicht von langer Dauer, oder nicht von großen Folgen; sie verlieren sich daher in der Weltgeschichte. Große Geschichtschreiber, eingeschränkt durch weit umfassende Plane, berührten sie oft nur obenhin; und fiel es bloßen Geschichtsforschern ein, sich damit zu beschäftigen, so wurden die Materien gewöhnlich, wo nicht pedantisch, doch trocken behandelt. Sie sahen nur auf die Resultate, oder auf Nebenumstände; allein auf die Triebfedern der Handlungen, ihre allmähliche Entwickelung, so wie auf das Spiel der Leidenschaften, wurde gar keine Rücksicht genommen, und so blieben ihre Geschichts-Erzählungen ungelesen, so originel und einzig auch der Gegenstand seyn mochte.

Ich bin daher entſchloſſen von Zeit zu Zeit die Geſchichte ſolcher Begebenheiten zu ſchreiben, die ſich in ihrer Art auszeichnen, und nur unvollkommen bekannt ſind, ihrer Natur und den Regeln des Geſchmacks gemäß aber nicht in ganze Bände ausgedehnt werden können, und daher als abgeſonderte, für ſich beſtehende hiſtoriſche Gemälde zu betrachten ſind. Hier iſt davon ein Verſuch, der in den folgenden Bänden dieſes Werks fortgeſetzt werden wird. Nach meinem Entwurf ſoll alle Jahr ein ſolcher Band erſcheinen.

Zu dem Gemälde der Preußiſchen Armee habe ich keine Hülfsquellen gebraucht; denn das Ganze gründet ſich auf eigne Erfahrung, und alle mannigfaltigen Züge des großen Bildes ſind meinem Gedächtniß eingeprägt.

Die Hiſtoriſchen Bemerkungen über die ſittliche Revolution im Anfang des 16ten Jahrhunderts ſind das Reſultat meines Studiums der Geſchichte. Ich habe die Gruppen zwar aus dem Gedächtniß genommen, allein dennoch dürfte ſchwerlich ein Anachronismus in den Zuſammenſtellungen befindlich ſeyn.

Bey der Geſchichte der Verſchwörung des Fiesco, wovon ich vor mehrern Jahren

ein

ein Fragment in den Teutſchen Mercur habe einrücken laſſen, ſind nachſtehende Bücher gebraucht worden: Dell' Istorie di Genova di Mons. Uberto Foglietta Patrizio Genoveſe Libri XII. Tradotte (aus dem Genueſiſchen ins Italieniſche) per M. Franceſco Serdonati, Cittadino Fiorentino. In Genova 1597. Foglietta war ein Zeitgenoß des Fiesco, und dieſe Erzählung dieſer Begebenheit nimmt hier 28 Folio-Seiten ſein.

Noch ausführlicher erzählt ſie Agoſtino Maſcardi in ſeiner Iſtoria della Conjuratione di Fiesco, ein ſehr ſeltenes Buch, deſſen ich mit großer Mühe habhaft geworden bin, und von welchem der Cardinal Retz einen Auszug gemacht hat.

Ferner habe ich dabey zu Rathe gezogen: The Hiſtory of the Reign of the Emperor Charles V. by W. Robertson und Hiſtoire des Conjurations par Duport du Tertre.

Die vorzüglichſte Quelle zur Geſchichte des Papſtes Sixtus V iſt ſeine Biographie von Gregorio Leti. Nur dieſer Italiener hat von allen ſeinen Landsleuten allein das merkwürdige Leben dieſes großen Regenten abgeſondert in 2 Octav-Bänden beſchrieben. Dieß iſt aber geſchehn mit einer ermüdenden Weitläuftigkeit, und beladen

den mit zahlreichen zweckwidrigen Nebenſachen, ſo wie auch mit bigotten ſeinem Lande und ſeinem Zeitalter angemeſſenen Bemerkungen, wovon man hier hoffentlich keine Spuren finden wird. Ich habe bloß die Thatſachen von ihm entlehnt, ſie mit meinen eignen Bemerkungen verbunden, und manche faſt gar nicht bekannte Züge hinzugefügt, die ich in Rom ſelbſt geſammelt habe. Deßgleichen habe ich dabey benutzt: Hiſtoire des Papes depuis St. Pierre juſqu'à Benoit XIII incluſivement. A la Haye 1732. 5 Volumes, 4., ein in der Litterar-Geſchichte nicht unbekanntes Werk, deſſen Verfaſſer aber ſich nicht genannt hat.

Geſchrieben Berlin im April 1791.

v. Archenholz.

Gemälde

der

Preußiſchen Armee

vor und in

dem ſiebenjährigen Kriege.

Der Ruhm der Preußiſchen Heere hat ſich in alle Welttheile verbreitet, und dennoch iſt das Eigenthümliche dieſer Truppen nicht allein entfernten Nationen, ſondern ſelbſt den Deutſchen, ja man darf kühn ſagen, ſogar Deutſchen Militair-Perſonen anderer in der Nähe von Preußens Staaten gelegenen Länder noch ſehr unbekannt. Berühmte Männer unſeres Volks mit ſeltenen Kenntniſſen jeder Art verſehen, die von den Vortheilen und Nachtheilen der Macedoniſchen Phalanx, ſo wie von der Legion der Römer, und von den Folardſchen Colonnen genau unterrichtet ſind, haben jedoch gewöhnlich höchſt unvollkommene Begriffe von der Organiſation der Preußiſchen Armee, ſo wie von ihrer Kunſt zu marſchiren, und ſich zu lagern, weil man dieſe Gegenſtände nur verworren in ſcientifiſchen Büchern findet, und ſie nie populair vorgetragen hat. Von der den Preußen eignen Kunſt zu fechten hat der Verfaſſer ſich bemühet an vielen Stellen in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges an-

ſchauliche Ideen zu geben. *) Es iſt daher nicht überflüſſig, dieſe Truppen, von denen man ſo viele große Thaten gehört und geleſen hat, durch eine Skizze ihrer charakteriſtiſchen Züge näher kennen zu lernen. Auch iſt für den Leſer dieſer Geſchichte ein Standpunkt erforderlich, um die mit jenem ewig denkwürdigen Kriege verbundenen Scenen ſo mancherley Art deſto richtiger zu beurtheilen.

*) Dieſe ſehr erweiterte und völlig umgearbeitete Geſchichte in 2 Oktavbänden iſt ganz zum Druck fertig, und wird im September dieſes Jahres erſcheinen.

Friedrich, so wie seine Ahnherren beherrschten die Nachkommen derjenigen Nord-Deutschen, die die Römer mit aller ihrer Macht nicht unterjochen konnten, und die nie einem fremden Volke zinsbar waren. Kriegerische Eigenschaften zeichneten diese Völker in allen Jahrhunderten aus; allein erst unter der Regierung des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, erregten sie als Krieger in der Geschichte Europens Aufsehn. Sie machten sich ihren Nachbarn, den Pohlen, furchtbar, und selbst die damals überall gefürchteten Schweden wurden von ihnen nicht allein im freyen Felde besiegt, sondern auch im strengen Winter durch einen sonderbaren nie erhörten Heereszug auf Schlitten verjagt, womit man über eine beeis'te Meeresbucht fuhr. Die Preußische Tapferkeit wurde bald nachher unter Friedrich I. noch mehr der Gegenstand der Bewunderung, da die Preußen unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen, bald in den Gefilden von Ungarn, bald in den Rheingegenden, bald in den Niederlanden, bald an den Ufern des Poo sich außerordentlich hervorthaten. Bey aller dieser Tapferkeit aber war die Preußische Armee nur schwach, ihre Disciplin hatte nichts auszeichnendes, und von der Taktik hatten selbst ihre vornehmsten Befehlshaber nur gemeine Begriffe; erst unter Friedrich

drich Wilhelm I. wurde diese Armee durch Truppenzahl, Ordnung, und Kriegszucht der Welt merkwürdig.

Dieser wegen seiner rauhen Sitten und rohen Denkungsart nicht geliebte und oft verkannte Monarch, hatte dennoch gewisse Regenten-Eigenschaften und Grundsätze, die nicht wenig beytrugen, seinem großen Thronfolger den Weg zu seinen Triumphen zu bahnen. Was Philip von Macedonien dem Alexander war, war Friedrich Wilhelm seinem erhabenen Sohn. Bey dem Tode Friedrich I. war Berlin eine glänzende Königsstadt, die Pflanzschule emporkeimender Künste. In wenig Jahren aber war aller Glanz verschwunden. Dagegen sahe man jetzt hier ein Nachbild von Sparta, so wie man noch keins auf Erden gesehn hatte. Die Residenz glich einem Lager; nur der Soldatenstand wurde geehrt, der höhere Civilstand herabgewürdigt, der niedrige verachtet, die Wissenschaften verspottet, die schönen Künste, deren hohe Blüthe ein Volk mehr als alles verewigt, krochen nach Brod und fanden keins, die mechanischen Künste aber waren armseligen Arbeitern überlassen, die nur durch einen unansehnlichen Körperbau, vor dem Soldatenstande gesichert wurden. Diese Geschöpfe waren die Heloten der Deutschen Spartaner. Täglich sahe man Waffenübungen,

und

und der Soldat ſchien nur für die Parade zu exiſtiren. Reiche Leute flohen nun Berlin, dieſe dem Mars geweihete Stadt, wo der Deſpotiſmus in der gräßlichſten Geſtalt ſeine Zähne wies, wo die Menſchen nur nach ihrer Länge geſchätzt wurden, wo die Armuth und Sparſamkeit herrſchten, wo die Erſten des Volks, ſo wie in Sparta, frugal lebten, und wo man in allen Winkeln das Geklirr der Waffen hörte.

In den Provinzen war es nicht anders. Jede Stadt war einem Lager ähnlich. Beſonders ſtellte Potsdam ein erſtaunungswürdiges Bild dar. Des Königs Leidenſchaft, Soldaten von außerordentlicher Größe zu haben, wurde hier aufs höchſte getrieben. Seine 2400 Mann ſtarke Garde war eine Art Rieſenſchaar, wozu man nicht allein in Europa, ſondern ſelbſt in andern Welttheilen die Menſchen aufgeſucht hatte. Alles was nur Geld, in großen Summen verſchwendet, alles was nur menſchliche Liſt vermochte, wurde dabey angewandt. Reiſende von großem Wuchs, die aus fremden Ländern in die Preußiſchen Staaten kamen, oder ſie nur auf ihrem Wege nach andern Gegenden berührten, wurden ohne Rückſicht auf Stand, Glücksumſtände, und andere Verhältniſſe, mit Gewalt zu Soldaten gemacht. Officiere reiſ'ten oft einige hundert Meilen, um einem Handwerker, einem Hirten von ſeltener Grö-

drich Wilhelm I. wurde diese Armee durch Truppenzahl, Ordnung, und Kriegszucht der Welt merkwürdig.

Dieser wegen seiner rauhen Sitten und rohen Denkungsart nicht geliebte und oft verkannte Monarch, hatte dennoch gewisse Regenten-Eigenschaften und Grundsätze, die nicht wenig beytrugen, seinem großen Thronfolger den Weg zu seinen Triumphen zu bahnen. Was Philip von Macedonien dem Alexander war, war Friedrich Wilhelm seinem erhabenen Sohn. Bey dem Tode Friedrich I. war Berlin eine glänzende Königsstadt, die Pflanzschule emporkeimender Künste. In wenig Jahren aber war aller Glanz verschwunden. Dagegen sahe man jetzt hier ein Nachbild von Sparta, so wie man noch keins auf Erden gesehn hatte. Die Residenz glich einem Lager; nur der Soldatenstand wurde geehrt, der höhere Civilstand herabgewürdigt, der niedrige verachtet, die Wissenschaften verspottet, die schönen Künste, deren hohe Blüthe ein Volk mehr als alles verewigt, krochen nach Brod und fanden keins, die mechanischen Künste aber waren armseligen Arbeitern überlassen, die nur durch einen unansehnlichen Körperbau, vor dem Soldatenstande gesichert wurden. Diese Geschöpfe waren die Heloten der Deutschen Spartaner. Täglich sahe man Waffenübungen,

und der Soldat ſchien nur für die Parade zu exiſtiren. Reiche Leute flohen nun Berlin, dieſe dem Mars geweihete Stadt, wo der Deſpotiſmus in der gräßlichſten Geſtalt ſeine Zähne wies, wo die Menſchen nur nach ihrer Länge geſchätzt wurden, wo die Armuth und Sparſamkeit herrſchten, wo die Erſten des Volks, ſo wie in Sparta, frugal lebten, und wo man in allen Winkeln das Geklirr der Waffen hörte.

In den Provinzen war es nicht anders. Jede Stadt war einem Lager ähnlich. Beſonders ſtellte Potsdam ein erſtaunungswürdiges Bild dar. Des Königs Leidenſchaft, Soldaten von außerordentlicher Größe zu haben, wurde hier aufs höchſte getrieben. Seine 2400 Mann ſtarke Garde war eine Art Rieſenſchaar, wozu man nicht allein in Europa, ſondern ſelbſt in andern Welttheilen die Menſchen aufgeſucht hatte. Alles was nur Geld, in großen Summen verſchwendet, alles was nur menſchliche Liſt vermochte, wurde dabey angewandt. Reiſende von großem Wuchs, die aus fremden Ländern in die Preußiſchen Staaten kamen, oder ſie nur auf ihrem Wege nach andern Gegenden berührten, wurden ohne Rückſicht auf Stand, Glücksumſtände, und andere Verhältniſſe, mit Gewalt zu Soldaten gemacht. Officiere reiſ'ten oft einige hundert Meilen, um einem Handwerker, einem Hirten von ſeltener Grö-

ße, mit Gefahr ihres Lebens Werbeanträge zu thun, und ſeinen Paradedienſt mit großen Capitalien zu erkaufen. So entſtand dies ſonderbare, faſt unglaubliche lebendige Naturalien-Cabinett in Potsdam, wo Menſchen aus den entlegenſten Ländern der Erde des außerordentlichen Wuchſes halber in den Ringmauern einer kleinen Stadt, die eigentlich eine prächtige Caſerne war, aufbehalten, und in der Unthätigkeit genährt wurden; die einzige Thorheit ihrer Art, und überhaupt eine der ſeltſamſten, die man je aufgezeichnet hat. Ein Irländer, Namens Kirchland, der noch nicht der größte dieſer Leibwache war, hatte eine Länge von ſieben Fuß und fünf Zoll. Die kleinſten, ſelbſt die Trommelſchläger, hatten die ohnehin ſchon ungewöhnliche Länge von ſechs Fuß. Die Capitalien, die dieſe Soldaten zum Handgeld bekamen, waren oft ſo anſehnlich, und der ausbedungne Sold ſo beträchtlich, daß der zum Paradiren beſtimmte Sklave nicht ſelten ein wohlhabender Mann war, der ſich einen Bedienten hielt, beſtimmt ihm aufzuwarten, und das Gewehr auf die Parade zu tragen. Dieſe gemeinen Soldaten hatten zu jeder Stunde Zutritt zum Könige, der ſich aller ihrer Angelegenheiten ſowohl innerhalb als außerhalb ſeiner Staaten annahm, der ihre Proceſſe führte, ihre Heyrathen machte, ihren Hochzeiten

bey-

beywohnte, und ihre Kinder aus der Taufe hob.

Alles in der Preußischen Monarchie wurde damals aus einem militairischen Gesichtspunkt betrachtet; ja alle Zweige und Gegenstände, sowohl der Administration als der Landes-Cultur schienen in den Augen des Königs mehr oder weniger wichtig, nach dem Maaß ihrer Verbindung mit dem Soldatenwesen.

Auf diese Weise wurden die ursprünglich kriegerischen Tugenden der Preußen jetzt geformt, die jungen Einwohner aller Preußischen Staaten in Städten und Dörfern durch Eintheilung in Cantons zu Soldaten gestempelt, eine bisher ganz unbekannte Ordnung und Reinlichkeit unter den Truppen eingeführt, die Disciplin in ein System gebracht, und die militairische Ehre auf den Thron gesetzt.

Nach diesen Vorbereitungen trat Friedrich der Große auf. Er fand ein Heer von 60,000 Mann, durchaus so beschaffen, wie es sich der größte nach Eroberungen dürstende Feldherr im Taumel seiner Phantasie nur wünschen konnte. Nur allein der Krieg, und was noch sonderbarer ist, die Kriegskunst, war diesem so ausgezeichneten Heere fremd. Friedrichs großer Geist wußte das Fehlende bald zu ergänzen. Er mach-

te die zweckmäßigsten Verbesserungen, setzte taktische bisher unbekannte Maximen fest, und erfand sinnreiche Evolutionen, die alle auf den Grundsatz beruhten: bey Angriffen im Felde die feindlichen Schaaren irre zu machen, die größte Macht auf einen Punkt zu concentriren, dabey aber den schwächern Theil der Armee in Stellungen zu bringen, wo er, immer den Feind bedrohend, so lange ohne alle Gefahr unthätig seyn kann, bis der verstärkte angreifende Theil den Entwurf des Heerführers vollzogen hat. Die Charakteristik dieser Evolutionen war Geschwindigkeit, Leichtigkeit, und Genauigkeit; dabey waren die Commandowörter kurz und kraftvoll, und die Bewegungen der Truppen im Angesichte des Feindes neu, kühn und entscheidend.

Die ersten Schlesischen Feldzüge des Königs setzten diese Theorie durch mannigfaltige Ausübungen in ein höheres Licht, und veranlaßten eine Menge Kriegsregeln, die man, durch Erfahrung bewährt, als die ersten Elemente der Taktik zum Grunde legte. Und so wurde Friedrich nicht allein Feldherr seiner Heere, sondern auch militairischer Gesetzgeber. Die Art und Weise Feinde zu besiegen, die ehmals so sehr von der Tapferkeit der Fechtenden, von ihrer körperlichen Stärke, und von ihrer Anzahl abhing, hatte überdieß durch die neuern Waffen der Völker eine

ganz-

gänzliche Abänderung erlitten. Jetzt wurde die Taktik eine Kunst, oder vielmehr eine sehr verwickelte Wissenschaft, die man studieren mußte.

Friedrich erfand unter andern eine besondre Evolution, die man in der militairischen Sprache Deployiren nennt; ein sehr künstliches Manöver, das man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Evolution ist: eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Diese Stellungsart ist durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die mit der höchstmöglichsten Genauigkeit ausgeführt werden muß, und nur auf großen Flächen geschehen kann, der macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechzehn Gliedern marschirte und stritt, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts, als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne einen höchstunordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen; ein scheinbares Chaos, das bey ungeübten Truppen

pen sehr leicht zu einem wirklichen werden kann. Bey den Preußen bedarf es jedoch nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knaul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reissenden Strom ähnlich ist.

Friedrich Wilhelms Musterungen waren blos gigantische Spiele gewesen. Friedrichs Musterungen aber wurden ganz das Bild des Krieges. Unter seinem Vater war der gemeine Krieger ohne Grund zur Maschine gemacht worden; jetzt wurde er es aus Gründen der Taktik, der Physik, der Politik, und der Philosophie. Der Befehl zwang den Soldaten in Reih und Glied, die Furcht mußte ihn darin wie in einem magischen Kreise erhalten. Nur allein die Befehlshaber groß und klein, sollten nicht Maschinen seyn; daher wartete und pflegte er die militairische Ehre, ob sie gleich schon bey der Armee tiefe Wurzel geschlagen hatte, immer noch wie eine zarte Pflanze. Bey seiner Thronbesteigung hörte Berlin auf, Sparta zu seyn. Es wurde das Deutsche Athen. Friedrich huldigte den Wissenschaften und Künsten, und bauete ihnen Tempel; die Musen kehrten nun in die verödete, jetzt aber wieder aufblühende Residenz zurück, und so wie in jener ewig berühmten Minerven-Stadt, gingen sie mit den Kriegern

Hand

Hand in Hand, verfeinerten ihre Sitten, flammten sie zur Wißbegierde, zur Vaterlandsliebe, zu großen und edeln Thaten an, und wurden ihre Gefährten in den Kampfthälern.

Auch im Aeußern wurden viele Veränderungen gemacht. Das Längenmaß hörte auf, das Maß des Verdienstes zu seyn. Die riesenmäßigen Körper wurden entlassen, und von nun an mehr auf wohlgestaltete Soldaten, als auf große Fleischmassen gesehen. Der schon seit der Regierung Friedrich Wilhelms sehr regelmäßig besoldete Soldat, wurde besser bewaffnet, zierlicher gekleidet, und die Reinlichkeit bey ihm aufs höchste getrieben. Seine Muskete, sein Seitengewehr, die Bleche auf seiner Patrontasche, alles war spiegelhelle. Die Uniformen der Officiere, wenn gleich nicht alle geschmackvoll, waren doch prächtig. Goldne und silberne Tressen, Stickereyen und reiche Achselbänder, waren bey Fußtruppen und Reitern gewöhnlich. Hiezu kamen kostbare, zur Rüstung gehörige Feldzeichen, als Schärpen, Ringkragen und Degenbänder. Bey der Leibwache zu Fuß strotzte alles in Silber; die Leibhusaren erhielten mit Sternbildern gezierte Tigerdecken; die Küraſſier silberne Pauken und Trompeten, die Dragoner so wie die Infanterie zierlich gearbeitete messingene Trommeln. Die Grenadiere hatten dabey auch Pfeiffer. Fahnen

und

und Standarten wurden gestickt. Die Espontons der Infanterie-Officiere glänzten von Stahl und Gold. Die Garde zu Pferde bekam hellpolirte Kürasse, reich gestickte Super-Westen, und als Paniere, nach Alt-Römischer Art, silberne Adler. Ein jedes Regiment hatte sechs, sieben, auch acht Hoboisten. Das Artillerie-Corps hatte Janitscharen-Musik, und einen großen Wagen mit Heerpauken. *)

Dieser Glanz, den nur Undenkende als unzweckmäßig betrachten, vermehrt den Muth und den hohen Sinn der Krieger, rührt die Sinne, erregt angenehme Empfindungen, erhöht die Würde der Heere, und wurde auch von den Griechen, in der durch ihre Waffen furchtbarsten Periode, nicht vernachläßigt. Friedrich, der so viele Regenten-Maximen philosophisch durchdachte, that mit dem Kriegswesen ein gleiches, und so entstanden manche Einrichtungen, die man

*) Der Verfasser erinnert wohl zu bemerken, daß alles hier aufgezeichnete sich auf die Preußische Armee bezieht, wie sie damals war, nicht wie sie jetzt ist. Nach dem siebenjährigen Kriege machte Friedrich einige, obgleich unbeträchtliche, Veränderungen. Weit größere aber aller Art, zum Theil sehr wesentliche, die dem Heere eine andere Form gaben, wurden nach seinem Tode gemacht, deren Lob oder Tadel ist doch nicht hieher gehört.

man verſpottete, weil man ihren Grund nicht kannte, und die daher auch nirgends nachgeahmt wurden, während daß man unbedeutende Dinge und Gewehr-Spiele überall nachäfte, weil man hierin die Geheimniſſe der Preußiſchen Taktik ſuchte. Der König errichtete eine Menge Füſelier-Regimenter, deren Auszeichnendes von der übrigen Infanterie in hellpolierten Mützen und leichtern Gewehren beſtand, die man deſto geſchwinder laden konnte. Dieſe Regimenter waren beſtimmt, die durch ihre körperliche Größe nicht ſcheinbaren Soldaten aufzunehmen, und die Mützen ſollten den Mangel der Länge erſezen; hiezu kam deren Aehnlichkeit mit den Grenadier-Mützen, die, obgleich etwas unförmlich, und für den Soldaten unbequem, dennoch als Wahrzeichen auserleſener Krieger, welches die Grenadiere bey faſt allen Armeen ſind, dem Feinde in der Stunde des Treffens furchtbar waren. Der Glanz dieſer Mützen verkündigte ſchon in der Ferne den neuangeworbenen und im Kriege unverſuchten feindlichen Truppen, den Anzug Schlachtgeübter Veteranen, und bereitete ſie im voraus zur Flucht. Man wußte nicht in todtdrohenden Augenblicken die Grenadiere von den Füſeliren zu unterſcheiden, und ſo trug dieſer verſpottete Soldaten-Schmuck, ſowohl bey Schlachten, als bey Treffen und Gefechten, oft

nicht

nicht wenig zum Siege bey. Eben dieß galt auch von den Brustharnischen der Küraſſier, die nicht ſowohl wegen perſönlicher Sicherheit der Reiter, als wegen der mit Furcht gepaarten Idee von ſchwerer Cavallerie, von ſtarken Menſchen und Roſſen, von mit Eiſen halb bedeckten und ſchwer verwundbaren Kriegern, beybehalten wurden. Ein ſolcher Küraß wog fünf und zwanzig Pfund, überdieß hatten die Küraſſire, ſo wie auch die Dragoner auf ihren Hüten eiſerne Kreuze befeſtigt, um die ſo gefährlichen Kopfhiebe zu ſchwächen.

Die Preußiſchen Fahnen wurden, ſo wie die Römiſchen Adler, mit großer Ehrfurcht betrachtet. Wenn ſie vor den Linien vorbeygetragen wurden, begrüßte man ſie ſo wie Könige begrüßt werden: die ganze Feldmuſik ertönte, die Bataillone neigten ihre Waffen, und die Officiere ſtanden mit entblößtem Haupt. Selbſt der König gab dieß Zeichen der Ehrerbietigkeit; er, der überhaupt alle Kriegsgebräuche wie der geringſte Officier befolgte, und nie eine andre Kleidung als die Uniform ſeiner Leibwache trug, in Verbindung mit den übrigen Feldzeichen eines Offiziers. Die Fahnenträger waren alle Edelleute, und dieſer Dienſt die erſte Stufe zu Militair-Würden. Da die Subordination, oder die blinde Befolgung der Befehle der Obern, die Seele

des

des Preußischen Heeres war, so wurde der mit dem Namen Parole bezeichnete tägliche Oberbefehl, wie ein Orakelspruch angesehn. Man empfing ihn mit allen Zeichen der Ehrfurcht; auch der König, wenn er ihn ertheilte, zeigte sie, und stand mit unbedecktem Haupt in Sturm und Regen. Die Parole wurde nachher im Lager bey allen Regimentern bekannt gemacht, und zu diesem königlichen Befehl fügten die Befehlshaber die ihrigen. Die eigentliche Parole war nur ein einziges Wort, gewöhnlich der Name einer Stadt, und das damit verbundene Feldgeschrey der Name eines Menschen. Beyde Wörter dieses Feld-Schiboleths wurden einem jeden Officier und Unter-Officier gesagt, allein bloß das Feldgeschrey wurde den wachthabenden gemeinen Soldaten bekannt gemacht; und geschahe eine Desertion bey den Vorposten, so wurden sogleich beyde Wörter von dem dort kommandirenden Befehlshaber verändert, der dazu die Vollmacht hatte.

Die beyden ersten Schlesischen Kriege, durch fünf Siege ohne eine einzige Niederlage bezeichnet, waren gleichsam Vorübungen zu den sieben großen Feldzügen. Die Preußen, des Krieges ungewohnt, obgleich zum Kampf beständig gerüstet, mußten erst lernen ihre Begriffe vom Feld- und Friedensdienst von einander abzusondern, sie

zu ordnen, und ihre durch Unwiſſenheit erzeugte Vorurtheile zu berichtigen. Sie betrachteten zu der Zeit ein Schlachtfeld wie einen Exercier-Platz. Der Soldat mußte mitten unter einem Kugelhagel Tritt halten; er durfte keine Hand rühren, kein Auge vom rechten Flügel verwenden, und bey dem Niederſtürzen ſeiner todtgeſchoſſenen Kameraden mußte er gefühllos über ihre Leichname ſteigen, um maſchinenartig die Lücken auszufüllen. Da auf den Exercier-Plätzen der beſtändig in der Luft ſchwebende Stock, der Dämon des gemeinen Kriegers war, ſo fürchtete er ſich auch auf dem Schlachtfelde mehr vor dieſem, als vor den Kugeln. Beym Feuern, ganz in der Nähe des Feindes, fiel das erſte Glied regelmäßig auf die Erde, und wartete aufs Commando-Wort. Ereignete ſich in dieſem Augenblick einige Unordnung in den Haufen, ſo ließen die Officiere auch wohl abſetzen, das heißt: die zum Losdrücken angeſetzten Gewehre wurden in dieſen Momenten des Todes bedächtlich zurückgezogen, und niemand feuerte. Dieß geſchah bey Molwitz; in den folgenden Schlachten aber wurden dieſe Pedanterien nicht geachtet, und der Soldat konnte ſich ungeſtraft als Menſch zeigen.

Zwiſchen dem zweyten und dritten Schleſiſchen Kriege war ein Zeitraum von eilf Jahren. In die-

dieſem wurde eine mehr raiſonnirte Ordnung in allen Zweigen des Kriegsweſens eingeführt. Die Preußen fuhren fort die Taktik immer mehr zu ſtudiren. Man machte zahlreiche Verſuche große Haufen Soldaten in künſtliche Stellungen zu bringen, und ſie ſo in dieſen Figuren in geſchloſſenen Reihen marſchiren und fechten zu laſſen. Man feuerte viermal in einer Minute, und marſchirte nach der Schnur, wobey die Bataillone, ſo wie die Reiter-Schaaren überhaupt, ihre Bewegungen ſo einſtimmig machten, als ob ein Uhrwerk die ganze gewaltige Maſchine regierte. Die Diſpoſitionen zu dieſen Manövres wurden ſchriftlich im größten Detail entworfen, und allen Officieren bekannt gemacht, die ſolche ganz ihrem Gedächtniß einprägten, ſo daß ein jeder bey den Loſungszeichen der ferne knallenden Canonen, ſowohl das weit von ihm geſchehene, als das noch kommende, ſo wie das Maß von Zeit, Raum und Dauer aller einfachen und zuſammengeſetzten Bewegungen genau wiſſen und lernen konnte. Es war bald nicht mehr von Verſuchen die Rede; denn es bedurfte nur eines Befehls vom Heerführer, um das Schwerſte ſo wie das Leichteſte, das Neue ſo wie das Alte, ſofort auszuführen.

Eben ſo aufmerkſam war man auch auf die Oekonomie des Kriegsweſens, um beſtändig bei

zu ordnen, und ihre durch Unwiſſenheit erzeugte Vorurtheile zu berichtigen. Sie betrachteten zu der Zeit ein Schlachtfeld wie einen Exercier-Platz. Der Soldat mußte mitten unter einem Kugelhagel Tritt halten; er durfte keine Hand rühren, kein Auge vom rechten Flügel verwenden, und bey dem Niederſtürzen ſeiner todtgeſchoſſenen Kameraden mußte er gefühllos über ihre Leichname ſteigen, um maſchinenartig die Lücken auszufüllen. Da auf den Exercier-Plätzen der beſtändig in der Luft ſchwebende Stock, der Dämon des gemeinen Kriegers war, ſo fürchtete er ſich auch auf dem Schlachtfelde mehr vor dieſem, als vor den Kugeln. Beym Feuern, ganz in der Nähe des Feindes, fiel das erſte Glied regelmäßig auf die Erde, und wartete aufs Commando-Wort. Ereignete ſich in dieſem Augenblick einige Unordnung in den Haufen, ſo ließen die Officiere auch wohl abſetzen, das heißt: die zum Losdrücken angeſetzten Gewehre wurden in dieſen Momenten des Todes bedächtlich zurückgezogen, und niemand feuerte. Dieß geſchah bey Molwitz; in den folgenden Schlachten aber wurden dieſe Pedanterien nicht geachtet, und der Soldat konnte ſich ungeſtraft als Menſch zeigen.

Zwiſchen dem zweyten und dritten Schleſiſchen Kriege war ein Zeitraum von eilf Jahren. In die-

dieſem wurde eine mehr raiſonnirte Ordnung in allen Zweigen des Kriegsweſens eingeführt. Die Preußen fuhren fort die Taktik immer mehr zu ſtudiren. Man machte zahlreiche Verſuche große Haufen Soldaten in künſtliche Stellungen zu bringen, und ſie ſo in dieſen Figuren in geſchloſſenen Reihen marſchiren und fechten zu laſſen. Man feuerte viermal in einer Minute, und marſchirte nach der Schnur, wobey die Bataillone, ſo wie die Reiter-Schaaren überhaupt, ihre Bewegungen ſo einſtimmig machten, als ob ein Uhrwerk die ganze gewaltige Maſchine regierte. Die Diſpoſitionen zu dieſen Manövres wurden ſchriftlich im größten Detail entworfen, und allen Officieren bekannt gemacht, die ſolche ganz ihrem Gedächtniß einprägten, ſo daß ein jeder bey den Loſungszeichen der ferne knallenden Canonen, ſowohl das weit von ihm geſchehene, als das noch kommende, ſo wie das Maß von Zeit, Raum und Dauer aller einfachen und zuſammengeſetzten Bewegungen genau wiſſen und lernen konnte. Es war bald nicht mehr von Verſuchen die Rede; denn es bedurfte nur eines Befehls vom Heerführer, um das Schwerſte ſo wie das Leichteſte, das Neue ſo wie das Alte, ſofort auszuführen.

Eben ſo aufmerkſam war man auch auf die Oekonomie des Kriegsweſens, um beſtändig bey

reit zu seyn ins Feld zu rücken. Dieser immer marschfertige Zustand eines ungeheuren Heeres war unerhört, und das größte Problem der Staatsmänner aller Nationen. Die Arsenäle waren mit großen und kleinen Mordmaschinen vollgepfropft, die Magazine reichlich gefüllt, die Lastwagen in der besten Ordnung, das Feldgeräth lag fertig, und alle Pferde in den Staaten des Königs waren aufgeschrieben, um sie gegen ein bestimmtes Kaufgeld sogleich zu Zug- und Packpferden gebrauchen zu können. Was noch an der Zahl fehlte, wurde durch das dazu immer bereitliegende Geld in der größten Geschwindigkeit angeschaft. Die Soldaten wurden alle Jahre durchaus neu gekleidet, und ihre Waffen mußten im besten Zustande seyn. Die Chefs der Compagnieen waren verpflichtet, noch überdieß einen starken Vorrath von allem zur Kleidung und Rüstung Nöthigen in Bereitschaft zu halten. Hierzu kam ein Ueberfluß aller nur ersinnlichen Kriegsgeräthschaften, von den Brodwagen und Zelten bis zu den Feldflaschen. Alles mußte in gutem Stande seyn. Die Rüstkammern der Regimenter waren gewöhnlich zu mehrerer Sicherheit unter den Dächern der Kirchen angelegt.

Beym Anfange des siebenjährigen Krieges bestand die Preußische Artillerie außer den zu jedem Regiment gehörigen Feldstücken und Haubitzen,

bitzen, aus achtzig ſchweren Canonen und zwanzig Mörſern; 56000 Centner Pulver waren in den Feſtungen vertheilt, und in den Magazinen befanden ſich 36,000 Wiſpel Mehl nebſt 12,000 Wiſpel Hafer.

Der Sold des gemeinen Soldaten ſtand mit dem in den meiſten Europäiſchen Staaten üblichen in gleichem Verhältniß. Die vornehmen Officiere aber vom Hauptmann an wurden ſehr reichlich beſoldet; nur allein die Preußiſchen Subaltern-Officiere mußten ſich mit einem geringen Solde begnügen, und ſich mit der Ehre und dem Proſpekt in die Zukunft tröſten. Der abgelebte und ſchwer verwundete Soldat fand ſeine Verſorgung in dem Invaliden-Hauſe bey Berlin, das Friedrich nach Endigung des zweyten Schleſiſchen Kriegs hatte bauen laſſen.

Die Strafen der Preußiſchen Soldaten beſtanden bey kleinen Vergehungen in Stockſchlägen, die nach dem Xenophon auch bey den Athenienſiſchen Truppen, ja unter Heinrich IV. ſelbſt bey den Franzöſiſchen Truppen üblich waren. Beging der Soldat aber ein Verbrechen, ſo mußte er durch eine Gaſſe von zweyhundert Mann Spießruthen laufen, oder vielmehr gehen; ſechsmal war die geringſte, und ſechs und dreyßigmal die höchſte Zahl dieſer

ſchmerzvollen Wanderungen. Die letztere Strafe hieß: auf Leben und Tod, und war auf drey Tage vertheilt, da denn am letzten Tage mit dem Verbrecher auch zugleich der Sarg auf die Parade gebracht wurde. Die Deſertion zum erſten und zweytenmale wurde auch mit Spießruthen beſtraft; nur mit einer wiederholten Entweichung war der Strang verbunden; auf Mordthaten erfolgte das Schwert, oder das Rad. Das höchſte Verbrechen aber war die Verletzung der Subordination. Selbſt auf die geringſten Vergehungen dieſer Art ſtand das Spießruthenlaufen, oder auch die Kugel vor dem Kopf. Wer ſich aber mit Waffen in der Hand bis zur Thätlichkeit verging, wurde lebendig gerädert. Der Officier, der ſeinen Obern ſo behandelte, ſelbſt wenn er dazu als Menſch gereitzt war, wurde mit vieler Feyerlichkeit erſchoſſen.

Allen Regimentern waren große Diſtrikte zu ihren Rekrutirungen angewieſen, die man Cantons nannte. Dieſe Diſtrikte waren in der ganzen Preußiſchen Monarchie mit großer Ordnung abgetheilt, und alles was darin mannbar war, aufgezeichnet. Sobald der Knabe ins Jünglingsalter trat, mußte er dem Vaterlande ſchwören, wenn man gleich ſeinen Dienſt noch nicht brauchte; daher ein jeder Compagnie-Chef eine

Anzahl

Anzahl Dörfer als eine beständige Hülfsquelle, als ein nie leeres Soldaten-Magazin, betrachten konnte. Der damit natürlich verknüpfte Despotismus der Befehlshaber, wurde durch weise Gesetze sehr vermindert, und um so viele tausend Menschen dem Landbau nicht zu entziehn, war die Einrichtung getroffen, daß der größte Theil dieser eingebornen Soldaten sechs und vierzig Wochen im Jahr freygelassen sein Gewerbe nach Wohlgefallen treiben konnte, und nur sechs Wochen lang zur Waffenübung bey seinen Fahnen zubringen durfte. Außer diesen wurden noch andre, zum Theil Ausländer, unter dem Namen Freywächter in den Besatzungs-Städten von Zeit zu Zeit beurlaubt, um durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu verbessern, und ihren Mitbürgern zu nutzen. Während dieser Zeit fiel ihr Sold dem Compagnie-Chef zu, der wie ein wahrer Hausvater für alle Bedürfnisse seiner Soldaten sorgen mußte; selbst ihre Weiber und Kinder, deren Aufführung, Erwerbsmittel und weiteres Fortkommen, waren seiner Aufmerksamkeit empfohlen. Um den Menschenvorrath im Lande zu schonen, wurden Officiere nach allen Reichsstädten geschickt, Ausländer als Recruten anzuwerben. So war der Zufluß für die Armee in Ansehung der Gemeinen; denn an Officieren war noch weniger Mangel,

da der zahlreiche und arme Preußische Adel keiner Aufmunterung bedurfte, einen Stand zu wählen, der der erste im Staat war, und der, indem er ihm Unterhalt verschaffte, zugleich seinen Ehrgeitz befriedigte.

Die Waffen und deren Gebrauch bey dem Heer, bewiesen ebenfalls das wohldurchdachte System erfahrner Feldherren. Die geharnischten Reiter und Dragoner führten Carabiner; diese regelmäßig zu handhaben wurden sie fleißig geübt, um im Nothfall als Fuß-Soldaten Dienste zu thun; selbst die Husaren waren damit versehen, um sich auf mehr als eine Art zu vertheidigen. Alle diese Reiter hatten Pistolen, allein nie feuerten sie damit im Treffen, so wie die Oesterreicher und andere Truppen, um in großer Nähe des Feindes keine Zeit bey einem ungewissen Schuß zu verlieren. Der Pallasch und der Säbel aber, beyde durchs Schleiffen den Scheermessern an Schärfe ähnlich, waren die Hauptwaffen der Preußischen Reiterey. Die Artillerie führte mit sich im Kriege sechspfündige Feldstücke, achtpfündige Haubitzen, und Batterie-Canonen, die zwölf Pfund Eisen schossen. Man feuerte mit diesem Geschütz sechsmal in einer Minute. Zur persönlichen Vertheidigung im Nothfall hatte der Artillerist einen kleinen Pallasch.

Die

Die Haubitzen wurden von Friedrich im Felde zuerst eingeführt. Ihr großer Nutzen war auffallend. Es wurde dadurch Menschenblut und Zeit, das kostbarste im Kriege, erspart. Ein offener, mit Soldaten besetzter Ort, ein verrammeltes Dorf, erforderten sonst, selbst mit Hülfe der Canonen, langwierige Angriffe; vermöge der Haubitzen aber war die Besitznehmung solcher Oerter die Sache eines Augenblicks; auch die Cavallerie, die sonst hinter Hecken und Gebüschen gegen Canonenschüsse sicher war, wurde durch die im Bogen geworfenen Grenaden bald hinter ihren Brustwehren erreicht, und leicht in Unordnung gebracht. Bey der Infanterie, als der Stärke des Preußischen Heeres, war zwar alles auf die Muskete eingeschränkt, diese aber hatte man sich bemüht, so vollkommen als möglich zu machen. Der Lauf des Gewehrs, das Schloß, das Holzwerk, alles wurde mit Sorgfalt und auf die Dauer bearbeitet, und der in ganz Europa übliche hölzerne Ladestock, der oft zerbrach, mit einem eisernen vertauscht. Dennoch war die Muskete weiter nichts, als eine Maschine, die nach der Abfeuerung niemanden Furcht einflößen konnte, ja die fehlendes Pulver und Bley, oder ein heruntergefallener Feuerstein, in der Stunde der Schlacht, zu einem lächerlichen Waffenstücke machten. Nur erst durch

die Aufpflanzung eines langen Dolchs wurde dieſe Maſchine zu einem fortdauernd fürchterlichen Mordgewehr, das, unabhängig von combinirten phyſiſchen Wirkungen, ſeiner Form nach zu den ſchrecklichſten Waffen gehörte. Die Preußen waren die erſten, die alle ihre militairiſchen Uebungen, ſchwere und leichte, mit aufgepflanztem Bajonet machten, es weder auf ihren Wachen, noch auf ihren Märſchen, ſelbſt mitten im Frieden ablegten, ob ſie gleich eine Scheide dazu trugen, und die überhaupt dieſen Dolch als unzertrennlich von der Muskete betrachteten.

Die Ordnung und die wohldurchdachten Einrichtungen, die die Preußiſchen Armeen im Frieden auszeichneten, waren eben ſo vortreflich in Kriegszeiten. Es war bey den Preußiſchen Heeren im Felde nichts überflüßiges, aber es fehlte auch an nichts. Allenthalben waren Magazine; hiezu kam ein immer mitmaſchirendes Proviant-Commiſſariat, eine ſehr thätige Feldbäckerey, eine reichlich gefüllte Kriegskaſſe, und bewegliche Feldlazarethe; in jedem Hauptquartier war eine reichlich verſehene Feldapotheke, ein Feld-Poſtamt, und eine Feld-Policey. Ueberdieß waren bey den ſämmtlichen Armeen hundert und funfzig kupferne Pontons vertheilt, um Schiffbrücken zu ſchlagen.

Die

Die Preußen nahmen faſt in keiner Sache andre Heere zum Muſter; kein alter Gebrauch, keine neue Mode, kam hier in Betrachtung; alles wurde nach Grundſätzen beſtimmt und geordnet; daher die erſtaunungswürdigen Märſche Friedrichs und deren Geſchwindigkeit ohne große Anſtrengung, wobey die Feinde immer zurückblieben. Aller nicht durchaus nöthige Troß wurde von der Armee entfernt. Keine Tauſende von Marketendern und Krämern, keine Chaiſen für Maitreſſen, wie bey den Franzoſen, keine Zeltwagen wie bey den Oeſtreichern, keine Plünderkarren wie bey den Ruſſen, wurden geſtattet. Alles was nur tragbar war, mußten Packpferde tragen; nur allein die Munition und das Brod für die Truppen wurden gefahren. Eine jede Compagnie hatte einen großen von vier Pferden gezogenen Brodwagen, und auch ſelbſt dieſe ſo nöthigen Maſchinen blieben, um die Armee nicht aufzuhalten, immer in der Entfernung vom Heereszuge. Dieſer geſchah gewöhnlich in Schlachtordnung. Patrullen von Reiterey und Fußvolk marſchirten der Armee zur Seite, um kleine feindliche Scharen abzuhalten, die Colonnen ſelbſt zu beunruhigen. Dieſe hatten zur Rechten ihren Canonen = und Munitions = Zug, für den allein die Landſtraße beſtimmt war, und zur Linken der Linie gingen die Packpferde einzeln in langen

Reihen

Reihen geordnet. Die Ladungen dieſer Pferde waren mit Decken behangen, worauf der Name des Regiments in Verbindung mit dem Namen des Eigenthümers gemahlt war. Auf dieſe Weiſe waren auch alle Wagen und Karren bezeichnet. Die Armee marſchirte immer in mehrern Colonnen, und nie kreuzte ſich die Cavallerie mit der Infanterie.

Die Preußiſchen Läger zeichneten ſich auch durch große Ordnung und ſinnreiche Einrichtung aus; ſie formirten ehemals ſo viel Gaſſen als Compagnien in der Zeltenſtadt waren; gegen Ende des ſiebenjährigen Krieges aber wurde dieſe Methode abgeändert, die dem Feinde die Stärke der Armee in der Ferne verrieth. Friedrich wählte eine andre Bauart der Läger, die minder zierlich, aber zweckmäßiger war. Die Zeltgaſſen verſchwanden, und die Armeen campirten in drey Reihen neben einander geſtellter Zelte. Dieſe dreyfache Reihe konnte man nöthigenfalls in eine zweyfache, auch in eine einfache verwandeln; man konnte ſie ohne Mühe ausdehnen, und überhaupt den Feind auf mannigfaltige Art täuſchen. Eine Compagnie Infanterie hatte gewöhnlich vier Zelte für die Officiere, zwey für die Unterofficiere, und ſechs und zwanzig für die gemeinen Soldaten, von denen

ſechs

ſechs auch ſieben in einem Zelte lagen. Hier fanden auch die Soldatenweiber ihren Platz, deren jede Compagnie wegen des Waſchens und der Zubringung gewiſſer Viktualien acht, zehn, auch zwölfe mitnahm. Die Cüraſſier-Reiter und Dragoner hatten etwas mehr Raum in ihren Zelten; die Huſaren aber hatten gar keine; ſie bauten ſich Strohhütten, oder lagen unter freyem Himmel. Die Artillerie campirte theils bey den groſſen Batterien, theils bey den Regiments-Canonen. Das zu einem Zelt gehörige Geräth beſtand in zwey wollenen Decken, in einem Feldkeſſel, einer Waſſerflaſche, einem Beil, einer Schauffel, und einer Hacke; und alles dieß mußten ſowohl Reiter als Fuß-Soldaten beſtändig bey ſich führen. Die Laſt dieſes letztern wurde dadurch ſehr erſchwert, daß er außer ſeinem Gewehr und Torniſter einen Sack mit ſechs, neun, auch wohl mit zwölf Pfund Brod, und eine mit ſechzig ſcharfen Patronen gefüllte Patrontaſche zu tragen hatte; allein dieſe Bedürfniſſe waren zu unentbehrlich, um ſie ungewiſſen Zufällen und der Plünderung der Bagage auszuſetzen.

Kleine Feld-Flaggen bezeichneten im Lager die Grenzen der Regimenter und Bataillone. Eine jede Compagnie hatte ihre Musketen vor ihrem Lagerplatz in zwey Gewehr-Pyramiden auf-

aufgeſtellt, die bey ſchlechtem Wetter in eine Art von Zelten verwandelt wurden. Im Mittelpunkt des Bataillons waren alle Trommeln aufgethürmt, und die Fahnen aufgeſtellt. Ein jedes Infanterie-Regiment führte vier Canonen und eine Haubitze mit ſich, die bey den Feldwachen aufgepflanzt wurden. Von dieſen aus vierzig Mann beſtehenden Feldwachen, ſtellte ein jedes Bataillon eine vor der Fronte aus, in einer Entfernung von hundert, oder auch von zweyhundert Schritten, nach Beſchaffenheit des Terrains. Hier warfen die Soldaten in wenig Stunden eine kleine Schanze auf, die jedoch mehr zur Ordnung, als zur Bruſtwehr diente. Die vor derſelben poſtirten Schildwachen ſtanden nie einzeln, ſondern immer zwey zuſammen in Geſellſchaft, und zwar in großer Nähe von dem benachbarten Poſten, ſo daß die ganze Wachlinie eine ungeheure zuſammenhangende Kette zum Kampf gerüſteter Soldaten darſtellte, die des Nachts ihre Wachſamkeit durch ein immer fortballendes Laufgeſchrey dem Meilen weit gelagertem Feinde bezeigten.

Um dieſe Wachſamkeit immer angeſtrengt zu erhalten, gingen die ganze Nacht durch unaufhörlich Ronden und Patrullen; die letztern geſchahen durch einen Unterofficier und zwey Gemeinen;

meinen; bey den erſtern aber befand ſich ein Officier. Oft übernahmen vornehme Befehlshaber dieß Geſchäft, beſonders diejenigen, die für jeden Tag vom Oberfeldherrn commandirt waren für die Sicherheit des Lagers zu ſorgen, und auf alles aufmerkſam zu ſeyn. Dieß Commando, das man mit dem ausländiſchen Namen de jour bezeichnete, wechſelte alle Tage bey den Staabs-Officieren der ganzen Armee ab, die ihre Thätigkeit ſodann durch das Viſitiren ſämtlicher naher und ferner Lagerpoſten zeigten. Eine Nachläſſigkeit dieſer Art war bey dem Preußiſchen Heere etwas unerhörtes. Der König ſelbſt gab das Beyſpiel einer raſtloſen Wachſamkeit. Nirgends war man vor ihm ſicher, ſo wenig an den gefahrloſeſten Oertern, als an den gefährlichſten, in einer geſtirnten Nacht, ſo wie bey der ſchrecklichſten Witterung; und da er es dahin gebracht hatte, daß ſich hohe und niedere Officiere mehr vor ihm als vor den Kugeln fürchteten, ſo war die Möglichkeit ſeines Beſuchs allein hinreichend die Wachſamkeit zu verdoppeln. Oft machte er ſogar ſelbſt die Ronde, auch ohne ſich zu erkennen zu geben. Er ritt von einer Wache zur andern, und gab dadurch dieſem geringen Dienſtgeſchäfte eine gewiſſe Wichtigkeit. *)

*) Der Verfaſſer befand ſich im Auguſt 1761 im Lager bey Strehlen, wo er am 6ten des gedachten Monats die

Die vorbeſchriebene Kette der Infanterie aber war durch eine andre von den zahlreichen Wachen der Küraſſier- und Dragoner-Regimenter gedeckt, die eben ſo wie das Fußvolk ihre doppelte Poſten ausſtellten, und auch dieſe Kette war wieder durch leichte Infanterie, die bey den Preußen in Frey-Bataillonen und Jägern beſtand, oder durch Pikets, das heißt: durch große Wachtſcharen des regulairen Fußvolks, und durch die in größere und kleinere Trups abgetheilten Huſaren gedeckt, deren letzte Vorpoſten, die gleichſam vogelfrey waren, die äußerſte Wachlinie vor der Fronte formirten. Hinter der Fronte hatte ein jedes Regiment eine aus vierzig Mann beſtehende Wache, die zur Aufrechthaltung der Policey im Lager, und zur Verhinderung der Deſertion von der Hinterſeite diente. Da hier weniger Gefahr zu befürchten war, ſo ſtan-

---

die Feldwache des erſten Bataillons von Forcade commandirte. Hier erhielt er kurz vor Tages-Anbruch auch einen ſolchen Beſuch von Friedrich, der unter dem Namen eines Oberſten herumritt, und ganz in dem Ton eines ſolchen Officiers mit vieler Höflichkeit mehrere Fragen that, die ſich auf einige bey den Vorpoſten gefallene Schüſſe bezogen. Der König entfernte ſich endlich mit den Worten: „Ich wünſche Ihnen eine gute Wache, Herr Lieutenant!“

ſtänden die von dieſer ſogenannten Brandwache ausgeſtellten Schildwachen nur einzeln. In dieſem Bezirk waren die in Vierecke geformten Kochplätze der Soldaten. Jede Compagnie hatte ein ſolches Viereck, und vor der Fronte eine regelmäßig gegrabene, mit Sträuchern umgebene Grube zur Entledigung der Bedürfniſſe. Hinter den Zeltreihen befanden ſich auch die Marketender, der Troß, und die Wagenburg. Reiterwachen und Patrullen ſchloſſen von außen zu auch dieſen Theil des Lagers, und vollendeten den ungeheuern Ring.

Das Hauptquartier war gewöhnlich hinter der Fronte, in einer Stadt, oder in einem Dorfe, manchmal auch wohl in einem einzelnen Hauſe; denn in dieſem Kriege campirte Friedrich nie, wohl aber ſein Gefolge, wenn es an Raum fehlte. Aus dieſem Hauptquartier holten die vornehmen Befehlshaber von ihren Adjutanten begleitet täglich die Parole. Ueberdieß mußten alle Regimenter, ſowohl von der Infanterie als von der Cavallerie einen Officier mit einem beſtändig geſattelten Pferde im Hauptquartier halten, um außerordentliche Befehle ſchleunig zu überbringen. Dieſe Officiere, ſo wie die Adjutanten Friedrichs, wurden aus der königlichen Küche geſpeiſet. Zu ihnen geſellten ſich

beſtändig viele andre aus dem Lager, die ſich im Hauptquartier als zu einem Beluſtigungsort begaben, wo ſich eine Menge Marketender befanden, wo faſt immer Muſik ertönte, wo ſowohl dem Bacchus als der Venus geopfert, und ſtark geſpielt wurde, wo ſtündlich, bald Ueberläufer bald Spione ankamen, wo man bald Gefangene bald Beute überbrachte, und wo man überhaupt immer von neuen Ereigniſſen hörte.

Die Sorgfalt für den Preußiſchen Soldaten im Kriege war beſonders groß, und bey keinem Volk der neuern Zeit ſo auszeichnend. Nie in dem ganzen Lauf von ſieben höchſt wandelbaren blutigen Feldzügen, fehlte es den Preußiſchen Heeren an Sold, nie an Brod, nie an Fourage, ſehr ſelten an Gemüſe, und noch ſeltener an Fleiſch. Gewöhnlich hatte der Preußiſche Soldat auf drey, auch auf mehrere Tage Brod vorräthig. Die Brodwagen waren in drey Abtheilungen geordnet, wovon der eine Theil im Lager blieb, der andre auf der Hinfahrt zu den Magazinen, der dritte aber zu eben der Zeit auf der Rückfahrt zur Armee begriffen war. Sobald dieſe letztere Abtheilung im Lager eintraf, brach ſogleich die bisher ausgeruhte Brod-Wagenburg auf. Die tägliche Portion Brod war zwey Pfund; ſelbſt nach verlornen Schlachten und nach zerſtörten Magazinen

zinen wurde der Brodſack des Soldaten nie ganz leer; das Gemüſe kam immer durch veranſtaltete Zufuhr aus Städten und Dörfern ins Preußiſche Lager, und durfte nicht übertheuert werden. Die richtige Zahlung und die gute Mannszucht munterten die Verkäufer auf, ſolche Märkte zu beſuchen. Hiezu kam das vom Könige einem jeden Soldaten wöchentlich beſtimmte Pfund Rindfleiſch. Die Regimenter kauften daher ganze Triften von Hornvieh, die nicht ohne die dringendſten Urſachen vom Lager weit entfernt werden durften.

Dieß Fleiſchgeſchenk, obgleich an ſich unbedeutend, zog eine Menge Ueberläufer zu den Preußiſchen Fahnen. Die dem Menſchen angeborne Freyheit verurſacht, daß ſelbſt rohe Krieger mitten in der Sklaverey einen mindern Zwang für ein beneidenswerthes Loos anſehen. Die gemeinen Soldaten bey den Oeſterreichern waren gezwungen, den größten Theil ihres geringen Soldes zur Feldhaushaltung herzugeben. Der Corporal nahm das Geld, fütterte ſeine Mannſchaft nach Gutdünken, und den Ueberreſt des Soldes bekam der Soldat in die Hände. Von dieſem Zwange wußten die Preußen nichts. Man munterte ſie durch Worte zu einer geſelligen Haushaltung auf; das Comisfleiſch und der gemein-

schaftliche Feldkessel thaten sodann das Uebrig
Viele Ueberläufer gestanden freymüthig, daß di
ses sie zur Desertion bewogen habe.

Die Preußischen Ochsenhüter selbst ware
Soldaten, die auf dem Lande zu diesem Geschä
gewöhnt, den Prügel in die Hand nahmen un
die Muskete übern Rücken warfen. Man wäh
te dazu die kleinsten und unansehnlichsten. A
Eingeborne war man vor Desertion sicher, un
ihre Waffen waren hinreichend herumschwärmen
Husaren abzuhalten.

Diese Menschen = Oekonomie erstreckte si
bey den Preußen über alles; sie verringerte de
Troß und die Bedürfnisse, beförderte die Ord
nung, und erfüllte bey allen Operationen de
Zweck desto vollkommener. Jede Compagnie ha
te ihren Schuster, ihren Schneider, die vo
dem gewöhnlichen Dienst frey waren, un
in Kriegsquartieren sowohl als in Lägern und a
Postirungen für ihre Kammeraden arbeitete
Viele Compagnien hatten ihren eigenen Fleische
der Vieh einkaufte, schlachtete, und für ein
billigen Preis verkaufte; andre Soldaten war
Marketender. Die Infanterie hatte ihre Zim
merleute und Büchsenmacher; die Cavallerie ih
Schmiede und Sattler, die Artillerie ihre Wa
genmacher. Alle waren Soldaten. Jeder Of

ci

ser hatte einen Bedienten, der ein Soldat war, königliche Mondirung trug, und keine andre Feldbienste als mit seinem Herrn that. Bey jeder Compagnie befand sich ein Unterofficier, der den Titel Capitaine d'armes führte, und sowohl für Gewehr als Mondirungsstücke sorgen mußte; deßgleichen ein Fourier, der für Proviant und Fourage sorgte, und das Lager abstreckte. Der Fourier hatte bey dieser letztern Arbeit zwey Gehülfen, die Fourierschützen genannt wurden, und auch Soldaten waren. Man rief sie auf dem Marsch vor, wenn der Lagerplatz gewählt war; oft auch machten sie eine Art von Avantgarde. Als Soldaten brauchten sie keine Bedeckung, sondern sie gingen vielmehr selbst auf den Feind los, wenn er ihr Lager-Abmessen hindern wollte.

Bey den Oesterreichischen Armeen war diese Kriegs-Oekonomie nicht Sitte. Unter andern waren die Fouriere bürgerliche Personen, deren Begriffe, Grundsätze und Handlungen, oft der Denkungsart und dem Interesse der Soldaten ganz entgegengesetzt waren, und von Subordination sehr wenig wußten. Hieraus entstanden Streitigkeiten und Unordnungen, von denen sich bey den Preußen keine Spur äußerte. Alles war in ihren Lägern Soldat, und alles arbeitete folglich einstimmig an einem gemeinschaftlichen Zweck.

Der militairiſche Handwerksmann, der, in Winterquartieren, auf Poſtirungen und Feldlägern, von Wachen und Commandos befreyt, ruhig ſein Gewerbe trieb, mußte jedoch zum Gewehr greifen, ſobald es Marſch hieß, oder der Feind ſich zeigte. Keine Geſchicklichkeit, keine Arbeitſamkeit, kein Kunſtfleiß, keine Gunſt der Befehlshaber, ſchützte ihn gegen Schlachten und Belagerungen. Er mußte in ſein Glied treten und mit ſeinen Mitſoldaten die Gefahr theilen, ſobald ſich dieſe im Proſpect zeigte; es mochte auf dem Kampfplatz, oder in den Laufgräben, oder bey einem Sturme ſeyn.

Die Stärke der Preußiſchen Armee zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges war: An Infanterie neun und vierzig Feld = Regimenter, jedes zu 2200 Mann; ferner ſechs und dreyßig Bataillone Garniſon = Truppen, die zum Beſatzungsdienſt beſtimmt waren, und 26,000 Mann betrugen. An Cavallerie hatte ſie dreyzehn Küraſſier-Regimenter, die drey und ſechzig, zwölf Dragoner = Regimenter, die ſiebenzig, und neun Huſaren = Regimenter, die neunzig Eſcadrone formirten. Ein Regiment Küraſſier beſtand aus 861, ein Regiment Dragoner aus 886, und ein Regiment Huſaren aus 1518 Mann. Die nachher ſo ſehr vermehrte Artillerie beſtand damals nur aus

zwey

zwey Regimentern, die 3000 Mann ausmachten. Um den Mangel der leichten Truppen zu ersetzen, errichtete der König Frey-Bataillone, die fast alle im Auslande angeworbene Soldaten waren, ohne die geringste Rücksicht auf körperliche Größe und auf andre Eigenschaften, und die, wenn gleich nicht eben den Rang, doch den nehmlichen Sold wie die bey den Feld-Regimentern hatten, deren Dienstzeit aber nur auf die Dauer des Kriegs eingeschränkt war. Ferner gehörten zur Armee das Ingenieur-Corps, die Mineure, das Cadetten-Corps, die Pflanzschule künftiger Befehlshaber, deßgleichen Jäger, sowohl zu Fuß als zu Pferde, und Bosniaken, nach türkischer Art gekleidet und mit Lanzen bewafnet, einem Mord-Instrument, das der Marschall von Sachsen die Königinn der Waffen nennt; zu allen diesen mannichfaltigen Kriegs-Schaaren kam noch eine Landmiliz, um im Nothfall die von Feldsoldaten entblößten Provinzen zu beschützen. Alle diese verschiedenen Truppen wurden immer vermehrt, und zwar in der Geschwindigkeit mit vielen Tausenden, auf eine unmerkliche Art. Aus wenigen Soldaten, die eine jede Compagnie abgab, entstanden große Kriegsschaaren, und die dadurch in den Regimentern gemachten Lücken, wurden sehr bald durch die Cantons ersetzt.

Waren die Bedürfnisse eines solchen Heers im Frieden außerordentlich, so waren sie vollends ungeheuer, wenn man ins Feld rückte. Die Preußen hatten zwar durch die beständig unterhaltende Rüstung, durch die immer angefüllten Magazine, durch das im Schatz ihres Königs bereit liegende Gold, und durch die Thätigkeit und weise Einrichtungen, vermöge welcher ohne Widersprüche und Cabalen, alles mit rastlosem Eifer, und in der höchstmöglichsten Geschwindigkeit betrieben werden mußte, vor allen Mächten Europens unermeßliche Vortheile voraus. Allein alle diese waren noch nicht hinreichend die Armeen mit der zu unserm Zeitalter gehörigen Heereslast in Bewegung zu setzen. Knechte und Pferde mußten angeschaft werden, die man zur Zeit des Friedens zwar aufzeichnen, aber nicht unterhalten konnte, ohne den Landbau zu schwächen, und durch die gehäuften Kosten den Staat zu entkräften. Auch selbst bey Eröfnung des Feldzugs wurde wegen des Zukünftigen große Rücksicht auf den Feldbau genommen. Wenn man daher gleich demselben die Knechte entzog,

so

so schonte man doch die inländischen Pferde nach Möglichkeit, und kaufte sie dagegen zu Tausenden im Auslande. Das vorbeschriebene Heer brauchte außer den eigentlichen Cavallerie-Pferden, die zu dem Wesen der Reiterey gehören, für die Pack- und Zug-Pferde der Cavallerie, der Infanterie, der Artillerie, der Pontons, desgleichen für das königliche Gefolge, für die Kriegs-Casse, für die Feld-Apotheken, und das Feld-Postamt, ferner für den General-Stab, für das Feld-Lazareth, für die Feld-Bäckerey und mitgeführten Oefen, wozu siebenhundert Feldbäcker theils Meister theils Gesellen gehörten, und für das Proviant-Fuhrwesen überhaupt, zusammen 51,000 Pferde und 26,000 Knechte. *)

*) Dieß bezieht sich auf den Krieg von 1756, und ist also kein genauer Maßstab der gegenwärtigen Bedürfnisse, um die Preußische Armeen in Bewegung zu setzen, da alle Theile des Heeres, besonders die Artillerie, seitdem sehr verstärkt worden sind.

So war die innere Verfaſſung des Preußiſchen Heers, muſterhaft in faſt allen ihren Theilen, von keinem neuen Volke erreicht, vielleicht von keinem alten übertroffen, als der ſiebenjährige Krieg anging.

ſind. Mit der Anhäufung der Schwierigkeiten und der größern Verwickelung der zur Subſiſtenz jetzt nöthigen Hülfsmittel hat man dieſe Kette von Operationen mit einem neuen Namen belegt, daher ſpricht man ſeit einigen Jahren von der Mobil-Machung der Armee.

Hiſtoriſche Bemerkungen

über die

große ſittliche Revolution

im

ſechszehnten Jahrhundert.

Das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war der Zeitraum der wichtigsten Begebenheiten, die in den Jahrbüchern der Menschen aufgezeichnet sind. Eine jede derselben hätte ein Zeitalter verewigt, jetzt kamen sie gehäuft. Große Geister aller Arten traten fast zu gleicher Zeit in sehr verschiedenen Ländern auf, und höchst unerwartete, obgleich zum Theil längst vorbereitete Revolutionen des Geistes, der Gesetzgebung, der Politik, des Handels und der Sitten; große Entdeckungen, große Erfindungen, große Kunstwerke, große Handlungen aller Art, bezeichneten diese erstaunungswürdige Periode. Die Europäische Welt wurde wie neu geschaffen, und überhaupt fängt hier eine neue Epoche des Menschengeschlechts an. Neue Grundsätze im Denken und Handeln, neue Arten des Gottesdienstes, neue Gesetze, Sitten, und Künste, die Bekanntschaft mit weit entlegenen Nationen und Völkerschaften, die uns cultivirte Menschen, Barbaren und Wilde auf-

aufstellte, deren Existenz man nicht einmal kannte, ferner, stehende Armeen, andre Wohnungen und Kleidungen, neue Nahrungsmittel und neue Krankheiten.

In der Zeit, da Schwarz durch seine Erfindung des Pulvers die Kriegskunst umstaltete, und dem Menschen neue Vergnügungen und neue Sicherheit gegen wilde Thiere verschaffte, entdeckte Columbus eine neue Welt, und Gama über nie beschiffte Meere einen neuen Weg nach Ost-Indien, erfand Faust die Buchdruckerkunst, und Luther zeigte den tausend Jahre lang betrogenen Sterblichen den Gebrauch ihrer Vernunft. Man überschwemmte Europa mit nie gesehenen Natur-Produkten, mit nie gekannten Bedürfnissen, mit Silber und Gold. Der einige Zeit zuvor erfundene Compas hatte die Seefahrer sicherer und kühner gemacht, und die Gemeinschaft der Nationen erleichtert, aber auch die Gefahren der Völker vermehrt, die unermeßliche Meere nicht länger als ein für ihre Ruhe von den Göttern errichtetes Bollwerk gegen die kühnen Eroberer betrachten durften, denen eine andre Hemisphäre zum Wohnsitz angewiesen war. Die Portugiesen in Asien geben den Europäern das Beyspiel, mit dem Schwert in der Faust Handel zu treiben, und Colonien zu gründen; wäh-

während daß die Spanier die Americaner wie wilde Thiere morden, und die Reiche von Mexico und Peru vernichten, die Engländer bürgerliche Kriege führen, die Deutschen für und wider theologische Lehrsätze fechten, die Türken unter Solymann ihre Eroberungen fortsetzen, und die Italiener die aus Griechenland entflohenen Künste vervollkommnen.

Allenthalben erlebt man höchstseltene ganz ausserordentliche Vorfälle. Das Griechische Reich war kurz zuvor von den Türken vernichtet worden, und in Athen herrschen Barbaren. Sie rauschen wie eine Fluth westwärts, und pflanzen Mahomets Fahne im östlichen Europa, zu eben der Zeit, da ihre Glaubensgenossen das westliche Europa verlassen müssen. So wie die Ottomannen in die Abendländer eindringen, werden die Mauren in Spanien nach den Mittagsländern gedrängt. Diese Mauren, die Lehrer aller Europäischen Völker in Künsten, in Wissenschaften, in Sitten, werden nach einem achthundertjährigen Besitz aus ihren blühenden Ländern vertrieben. Sie fliehen nach Africa; allein von diesem Augenblick an verschwindet von der Erde der Geist der Ritterschaft, so wie der Geist dieses edlen Volks, das die Wissenschaften liebte, hohen Sinn und Tapferkeit zeigte, und uns die

Galan-

aufstellte, deren Existenz man nicht einmal kannte, ferner, stehende Armeen, andre Wohnungen und Kleidungen, neue Nahrungsmittel und neue Krankheiten.

In der Zeit, da Schwarz durch seine Erfindung des Pulvers die Kriegskunst umstaltete, und dem Menschen neue Vergnügungen und neue Sicherheit gegen wilde Thiere verschaffte, entdeckte Columbus eine neue Welt, und Gama über nie beschiffte Meere einen neuen Weg nach Ost-Indien, erfand Faust die Buchdruckerkunst, und Luther zeigte den tausend Jahre lang betrogenen Sterblichen den Gebrauch ihrer Vernunft. Man überschwemmte Europa mit nie gesehenen Natur-Produkten, mit nie gekannten Bedürfnissen, mit Silber und Gold. Der einige Zeit zuvor erfundene Compas hatte die Seefahrer sicherer und kühner gemacht, und die Gemeinschaft der Nationen erleichtert, aber auch die Gefahren der Völker vermehrt, die unermeßliche Meere nicht länger als ein für ihre Ruhe von den Göttern errichtetes Bollwerk gegen die kühnen Eroberer betrachten durften, denen eine andre Hemisphäre zum Wohnsitz angewiesen war. Die Portugiesen in Asien geben den Europäern das Beyspiel, mit dem Schwert in der Faust Handel zu treiben, und Colonien zu gründen; wäh-

während daß die Spanier die Americaner wie wilde Thiere morden, und die Reiche von Mexico und Peru vernichten, die Engländer bürgerliche Kriege führen, die Deutschen für und wider theologische Lehrsätze fechten, die Türken unter Solymann ihre Eroberungen fortsetzen, und die Italiener die aus Griechenland entflohenen Künste vervollkommnen.

Allenthalben erlebt man höchstseltene ganz ausserordentliche Vorfälle. Das Griechische Reich war kurz zuvor von den Türken vernichtet worden, und in Athen herrschen Barbaren. Sie rauschen wie eine Fluth westwärts, und pflanzen Mahomets Fahne im östlichen Europa, zu eben der Zeit, da ihre Glaubensgenossen das westliche Europa verlassen müssen. So wie die Ottomannen in die Abendländer eindringen, werden die Mauren in Spanien nach den Mittagsländern gedrängt. Diese Mauren, die Lehrer aller Europäischen Völker in Künsten, in Wissenschaften, in Sitten, werden nach einem achthundertjährigen Besitz aus ihren blühenden Ländern vertrieben. Sie fliehen nach Africa; allein von diesem Augenblick an verschwindet von der Erde der Geist der Ritterschaft, so wie der Geist dieses edlen Volks, das die Wissenschaften liebte, hohen Sinn und Tapferkeit zeigte, und uns die

Galan-

Galanterie lehrte. In Frankreich ſiehet man einen König, der faſt ohne Schwertſtreich das entfernte Neapel erobert, ja ganz Italien zittern macht, und dann wieder einen andern Franzöſiſchen Monarchen, der als ein Gefangener einem übermüthigen Sieger nachgeſchlept wird. Auf dem Kaiſerthron der Deutſchen ſitzt der mächtigſte Fürſt, der je dieſe erhabene Würde bekleidete, der ſelbſt Souveraine wie Knechte behandelt, ſie einkerkert, und deſſen Deſpotiſmus Germaniens Herrſcher entgegen arbeiten. Religionskriege, eine Erfindung der Hölle, verheeren Deutſchland; endlich ergreift auch der durch Prieſter und Edle tyranniſirte Deutſche Landmann die Waffen, und ſo entſteht der merkwürdige noch in keinem Reiche erlebte Bauernkrieg. In England ſieht man unter einem raſenden Tyrannen einen rechtſchaffenen Mann nach dem andern, eine Königinn nach der andern, das Blutgerüſt beſteigen. In Dännemark wird der König Chriſtiern durch ſeine Unterthanen vom Throne geſtoßen, und muß ſein Leben in einem Gefängniß enden. In Belgien ſiehet man unaufhörlich Scenen des Aufruhrs. In Madrid, in Liſſabon, in Rom, wüthen die Inquiſitions-Gerichte, die unſchuldige Menſchen um des Glaubens willen, gehüllt in Teufelslarven, und von gräßlichen Proceſſionen begleitet, zum Scheiterhaufen

haufen führen. Die heilige Stadt, der Sitz des Statthalters Christi, wird erobert, und das stolze Venedig, das tausend Jahre in seinen Lagunen wie ein Fels im Meer unerschüttert gestanden hatte, durch die Ligue zu Cambray dem Untergang nahe gebracht. Die Rhodus-Ritter werden aus ihrer Insel von den Türken verjagt. Diese Barbaren drohen durch ihre wilde Ueberschwemmungen der in Europa aufkeimenden Cultur ihre Vernichtung. Inseln und Länder fallen unter ihrem eisernen Joche. Das schöne Italien zittert und fürchtet das Schicksal Griechenlands. Sie greifen endlich das Königreich Neapel an, belagern Nizza in Savoyen, erobern Ungarn, und der Sultan Solymann selbst belagert die Kaiserstadt Wien. Die Türkischen Seeräuber erobern in Africa Königreiche, und weihen sie auf den Trümmern von Carthago zu Raubnestern.

Von diesem Zeitpunkt an erlangt die Geschichte für die Menschheit ein hohes Interesse. Das Eigenthum der Völker in Europa wird nach und nach vermindert, alle schließen sich an die große politische Kette an. Bey allen bemerkt man mehr oder weniger ein Emporsteigen zu einer höhern Cultur, so wie die Begebenheiten aller Nationen von dieser Epoche an verwickel-

ter werden, und gleichsam aus einem Punkt ausgehen.

Die Furcht der Vorwelt vor den alles besiegenden Römern verband ehemals so viele Völker, höchst verschieden durch Gesetze, Sprache und Sitten mit dem Capitol, oder wider Roms Legionen; aber selbst die Bundsgenossen dieser Eroberer waren nicht ganz unabhängig. Ein Freundschafts-Band zahlreicher mächtiger Völker, die in allen Welttheilen und über alle Meere herrschen, verbunden mit der höchsten Unabhängigkeit, schien wegen des unendlich verschiedenen oft ganz entgegengesetzten Interesse nach der Erfahrung aller Jahrhunderte undenkbar; aber auch diese Begebenheit mußte das 16te Jahrhundert verherrlichen. Es war eine gewisse Aehnlichkeit unter den Völkern Europens entstanden, die man zuvor nicht kannte. Die in so vieler Rücksicht wohlthätige Vereinigung geschah. Das Interesse der Nationen wurde erweitert; sie theilten einander nicht bloß wie zuvor durch den Handel ihre Bedürfnisse, sondern auch die Früchte ihrer Industrie und ihre Kenntnisse mit, und sicherten Europa, wenn gleich nicht gegen Kriege, und gegen Anfälle von Barbaren, doch gegen die Erneuerung Hunnischer alle Cultur begrabender Verheerungen. Von nun an wurden die Tyran-

nen

nen in diesem Welttheil selten, oder verführen doch gemäßigt, da so viele Nationen Zeugen ihrer Handlungen, und den Unterdrückten andre Zufluchts-Länder offen waren. Die mächtigsten Monarchen rechtfertigten ihre auswärtigen Staats-Unternehmungen durch Manifeste, und ertheilten ihren Unterthanen kein Gesetz, ohne die Bewegungsgründe zu demselben anzuführen, so falsch sie auch oft seyn mochten. Durch diese Verbannung des Orientalischen Despotismus war bey aller noch obwaltenden Knechtschaft ein großer Schritt gethan, und mit einem Vergleichungsblick auf die Vorwelt, fingen die Völker an, ihre leichter gewordenen Ketten für nothwendige Zierathen zu halten.

Nun entstand die erste Idee des Gleichgewichts unter den großen Mächten, die die Selbsterhaltung lehrte, und bald allgemein wurde, und so ward die neuere Politik geboren; eine Reihe von Systemen und Grundsätzen, die bald das Interesse der Völker, bald die Privatabsichten der Herrscher zur Basis der Staats-Handlungen machten, die oft raisonnirend angewandt, noch öfter aber blindlings befolgt wurden; Systeme, die seit dieser Zeit sorgfältig an Höfen studirt, von Pedanten commentirt, und von dem Pöbel angestaunt werden.

Glorreich und erſtaunungswürdig waren die Charakterzüge und Scenen jener unſterblichen Epoche. Während daß Luther in Wittenberg ſeine Völker-erſchütternden Predigten hält, die Mönche aus ſo vielen Staaten verſchwinden, und der päpſtliche Thron in ſeinen Grundveſten bebt, tönt Arioſts Leyer unſterbliche Geſänge, mahlt Raphael im Vatikan, umfaßt Michael Angelo mit Rieſen-Armen das Gebiet der Künſte, giebt durch ſeinen Meißel dem Marmor die herrlichſten Geſtalten, ſchildert durch ſeinen Zauberpinſel das jüngſte Gericht, und errichtet die Kuppel der Peterskirche, verſchönert Palladio die Lagunen-Stadt, weihen die Medicis in Florenz den Künſten und den Muſen Tempel, beſtimmt Copernicus die Bewegung unſers Planeten, durchſtreifen die Miſſionarien alle Reiche und Zonen um das Chriſtenthum zu lehren, macht Magellan die erſte Reiſe um die Erde, und die Jeſuiten gründen ihr neues Reich.

Die Sitten nehmen eine edle Form an. Die Bewohner der Städte, aufgemuntert durch Freyheiten, durch Sicherheit des Eigenthums, und durch befeſtigte Mauern, mehren ſich allenthalben, und zeigen ihre Betriebſamkeit. Der Handel verfeinert die Bequemlichkeiten des Lebens,

und

und Armeen werden auch im Frieden unterhalten. Eine Universität nach der andern wird gestiftet. Man lernt die Sprachen entfernter Nationen, fängt an die Natur zu studiren, beobachtet den Lauf der Sterne mit neuerfundenen Instrumenten, und gelangt durch die Kenntniß des Römischen Rechts zu einem bessern System der Rechtswissenschaft. Alle Keime des Wissens zeigen mehr oder weniger Blüten, nur allein das Feld der Philosophie bleibt öde, und dessen Cultur einem glücklichern Zeitalter aufbehalten.

Bis zu dieser Epoche waren die kriegführenden Heere nur schwach, die Feldzüge kurz, und die Kosten geringe. Das Lehnsystem erleichterte diese Fehden, und schwächte die Bedürfnisse der kriegenden Fürsten, daher man auch eher zuschlug als negociirte; denn die Unterhandlungen erforderten Ausbildung des Verstandes, und Kenntnisse, die damals selten waren; ein jeder aber hatte Fäuste zum balgen. Das allenthalben theils abgeschaffte, theils sehr geschwächte Lehnsystem, die eingeschränkte Gewalt des Adels, und die Verringerung der Volksknechtschaft, hatten zwar die Macht der Fürsten erhöht, aber auch bey Kriegen ihre Schwierigkeiten unendlich vermehrt. Der Zug der Franzosen nach Italien war der erste Versuch eines Europäischen Mo-

Erdbewohner eine neue Form erhielt, war der menschliche Geist in Gährung, und in allen Ländern, wo ihn der Despotismus oder der Aberglaube nicht unterdrückt hatte, zeigte er seine Größe. In Italien war dieß besonders der Fall, wo man damals in der Cultur mehr wie irgendwo große Fortschritte gemacht hatte, wo die theils recht, theils unrecht verstandene Freyheit, in so vielen Provinzen der große Volks-Gegenstand war, und wo die Leidenschaften der Menschen durch unaufhörliche Unruhen und Tumulte immer in Bewegung erhalten wurden; ein Zustand, der jedoch den Flor von Toscana, von Venedig, von Genua, von Lucca, und von andern Italienischen Staaten nicht hemmte, deren Handel und Gewerbe nie blühender, deren Städte nie volkreicher, und deren Felder nie besser bebaut waren, wie damals. Auch reiste man in dieser Epoche aus allen Ländern Europens nach Italien, um hier die Politik, den Handel, die Wissenschaften und die Künste zu studiren.

Geſchichte der Verſchwörung des Fiesco im Jahr 1547.

Dieß im vorigen Aufſatz geſchilderte Zeitalter war auch der Gipfel der Größe von Genua. In keinem Staate war man eiferſüchtiger auf Freyheit, als in dieſer Republik, die einſt ihre ſiegreichen Fahnen an den Ufern des ſchwarzen Meeres hatte wehen ſehn, und die ſo wie ihre Rivalin Venedig, durch den Handel reich, mächtig, und ſtolz geworden war. Mitten unter dieſem Freyheits-Traum aber, der durch die Idee eines entbehrlichen Erbfürſten erzeugt wurde, waren die Genueſer ſo wie die Venetianer gewohnt von Ariſtocraten beherrſcht zu werden.

Erdbewohner eine neue Form erhielt, war der menschliche Geist in Gährung, und in allen Ländern, wo ihn der Despotismus oder der Aberglaube nicht unterdrückt hatte, zeigte er seine Größe. In Italien war dieß besonders der Fall, wo man damals in der Cultur mehr wie irgendwo große Fortschritte gemacht hatte, wo die theils recht, theils unrecht verstandene Freyheit, in so vielen Provinzen der große Volks-Gegenstand war, und wo die Leidenschaften der Menschen durch unaufhörliche Unruhen und Tumulte immer in Bewegung erhalten wurden; ein Zustand, der jedoch den Flor von Toscana, von Venedig, von Genua, von Lucca, und von andern Italienischen Staaten nicht hemmte, deren Handel und Gewerbe nie blühender, deren Städte nie volkreicher, und deren Felder nie besser bebaut waren, wie damals. Auch reis'te man in dieser Epoche aus allen Ländern Europens nach Italien, um hier die Politik, den Handel, die Wissenschaften und die Künste zu studiren.

Geſchichte der Verſchwörung des Fiesco im Jahr 1547.

Dieß im vorigen Aufſatz geſchilderte Zeitalter war auch der Gipfel der Größe von Genua. In keinem Staate war man eiferſüchtiger auf Freyheit, als in dieſer Republik, die einſt ihre ſiegreichen Fahnen an den Ufern des ſchwarzen Meeres hatte wehen ſehn, und die ſo wie ihre Rivalin Venedig, durch den Handel reich, mächtig, und ſtolz geworden war. Mitten unter dieſem Freyheits-Traum aber, der durch die Idee eines entbehrlichen Erbfürſten erzeugt wurde, waren die Genueſer ſo wie die Venetianer gewohnt von Ariſtocraten beherrſcht zu werden.

Nach den verworrenen Begriffen des Volks, die auch noch jetzt, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in manchen Ländern noch nicht geordnet sind, konnte die Ausübung, selbst der unbefugten mit Tyranney verbundenen Gewalt mehrerer Bürger, sehr wohl mit der sogenannten Freyheit bestehn; nur diese Gewalt in den Händen eines Einzigen war ihnen ein alles überwiegender Beweis ihrer Sklaverey; daher entstanden die Einschränkungen des Doge, und die kurze Dauer seiner Regierung.

Die Familie Doria war im Anfang des 16ten Jahrhunderts die mächtigste in der Republik Genua. Das Haupt dieses Hauses, Andreas Doria, war der größte Seeheld seines Zeitalters, und überhaupt einer von denen außerordentlichen Männern, die vom Schicksal geschaffen sind, jedes Land berühmt zu machen, und ein schon berühmtes zu verewigen. Dieser außerordentliche Mann hatte sich durch große Talente und Thaten die Ehrfurcht seiner Mitbürger, und die Achtung aller damals regierenden Monarchen erworben. Durch seinen Beystand hatte sich die Republik Genua dem Schutz des Königs von Frankreich Franz I. unterworfen, und Französische Besatzung eingenommen. Dieser große und für die französischen Waffen in Italien

lien so wichtige Dienst wurde aber bald vergessen. Doria, als Republikaner, hatte Begriffe von Unabhängigkeit, die an einem monarchischen Hofe nicht gangbar waren, und das von Kindheit auf geführte See-Leben hatte vollends seinen ernsten Charakter nicht sehr zur Nachgiebigkeit gestimmt. Unbekannt mit den Künsten der Schmeicheley, und im Bewußtseyn seiner Verdienste und Wichtigkeit, gab er immer seine Rathschläge mit Freymüthigkeit, so wie seine Vorstellungen und Klagen oft das Gepräge der Kühnheit hatten. Eine solche Sprache war den Französischen Ministern ungewohnt. Sie beschlossen seinen Untergang, und stellten ihn dem Könige als einen stolzen, ehrsüchtigen, ränkevollen Mann vor, der sich um Frankreichs Interesse gar nicht bekümmerte, und nur auf sein eignes bedacht wäre.

Franz ließ sich überreden, und ward mißtrauisch auf einen Helden, den er sehr nöthig hatte, der hingegen der königlichen Gunst gar nicht bedurfte. Man suchte ihn auf allerhand Art zu kränken. Doria zog eine ansehnliche Pension vom König, die nun sehr unregelmäßig bezahlt wurde; man verachtete seine Rathschläge selbst in Seesachen, und achtete gar nicht auf die ernstlichen Vorstellungen des Papstes Cle-

mens

mens VII., der den König auf die wahrscheinlichen Folgen aufmerksam machte, und selbst seinen Sekretair Sanga an Doria schickte, ihn zu beruhigen. Ja so weit trieben die Minister ihr sinnloses Spiel, daß sie anfingen Savonna zu befestigen, und den dortigen Hafen zu reinigen, um verschiedene Genuesische Handelszweige nach Frankreich zu verpflanzen. Ueberdieß wollte man diese Stadt, die sich von der Republik losgerissen, und unter Franzens Schutz begeben hatte, damals so wie jetzt die zweyte im Staat an Größe und Volksmenge, empor bringen, um die Genueser im Zaum zu halten.

Mehr war nicht erforderlich, den ohnehin höchst mißvergnügten Doria aufs äußerste zu treiben. Er verlangte mit Drohungen, daß dieser Entwurf sogleich aufgegeben werden sollte. Die Antwort des Königs war ein Verhafts-Befehl. Doria erhielt davon insgeheim Nachricht, ging mit seinen Galeeren nach Neapel, schickte seine Patente und Ordenszeichen an Franz zurück, und trat in die Dienste des Kaisers Carl V., der, voll Freude über diesen wichtigen Gewinn, alle Bedingungen bewilligte, worunter auch die war, daß Savonna wieder der Genuesischen Herrschaft unterworfen werden sollte. Franz bot alles

auf,

auf, den gemißhandelten Heerführer wieder zu gewinnen, und ließ ſich herab, ihm jede Genugthuung anzutragen, allein Doria blieb unbeweglich, und antwortete im Ton eines erzürnten Republikaners.

Neapel wurde eben zu der Zeit von den Franzoſen belagert. Der Hunger wüthete hier, und überhaupt befand ſich die Stadt in dem elendeſten Zuſtande. Doria's Ankunft aber veränderte alles. Alle Hofnung der Franzoſen, die Stadt zu erobern, war verſchwunden; ihre Truppen wurden durch unaufhörliche Ausfälle geſchwächt, von den Bundsgenoſſen verlaſſen, und durch epidemiſche Krankheiten aufgerieben. Nichts als eine übereilte Flucht blieb ihnen übrig, die aber nur bis Averſa fortgeſetzt werden konnte; denn hier mußte der Reſt des Franzöſiſchen Heers die Waffen ſtrecken, Fahnen und Bagage ſchimpflich überliefern, und ſo wurden dieſe noch vor kurzem lorberreichen Sieger unter einer Bedeckung, bis an die Grenzen Frankreichs gebracht.

Doria ſegelte nun nach Genua, und überrumpelte in der Nacht ein Stadtthor. Die hier befindliche Franzöſiſche Beſatzung räumte nun ſogleich die Stadt, und warf ſich ins Caſtel, das ſie aber bald übergab, da denn die Genueſer herbey ſtürzten, und dieß Denkmal ihrer Dienſtbar-

keit dem Erdboden gleich machten. Es ſtand jetzt in der Macht des Befreyers ſich zum unumſchränkten Herrn von Genua zu machen. Seine vorigen Thaten, die durch die jetzige gekrönt wurden, ſeine zahlreichen Freunde, die Dankbarkeit ſeiner Mitbürger, und die mächtige Unterſtützung des Kaiſers, alles ſicherte ihm einen unfehlbar glücklichen Erfolg. Doria aber, deſſen Seele zwar mit Ehrgeitz, jedoch noch mehr mit Tugend erfüllt war, gab einem ſolchen Gedanken keinen Raum, und mit einer Großmuth, wovon die Geſchichte wenig Beyſpiele liefert, ſetzte er ſeinen höchſten Ruhm darin, ſeinem Vaterlande die Freyheit zu geben. Er rief das Volk zuſammen, that auf alle auszeichnende Gewalt förmlich Verzicht, und überließ es den Genueſern, ſich eine ſelbſt beliebige Regierungsform zu wählen.

Das Volk antwortete durch Thränen der Freude und der Bewunderung. Man erwählte zwölf Perſonen um der Conſtitution der Republik eine neue Form zu geben. Es wurde mit einiger Abänderung die vorige wieder eingeführt, wodurch die Regierung von neuem ausſchließend in die Hände des Adels kam. Die Tugenden, und das Beyſpiel des Doria wirkten auf ſeine Landsleute, und ſelbſt die Faktionen unter den edlen Familien, die den Staat ſo oft dem Untergang

nahe

nahe gebracht hatten, schienen verschwunden zu seyn. Der Kaiser Carl schrieb damals Europa Gesetze vor. Die Zuneigung eines so mächtigen Monarchen zu Doria sicherte dem neugebornen Staat die Achtung der Nachbarn, und überhaupt die Ruhe von außen; die Reichthümer sowohl der Kaufleute als des Adels mehrten sich mit der innern Eintracht und Sicherheit außerordentlich, und der Handel blühete. So war der Zustand von Genua im Jahr 1528.

Dieß Glück aber war zu groß, um lange anhaltend zu seyn. Der den Republiken eigne Geist der Unruhe und Zwietracht erwachte hier bald wieder. Nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren waren Doria's unsterbliche Verdienste um seine Mitbürger von vielen vergessen, und eben die wohlthätigen, durch Erfahrung geleiteten Rathschläge, die er als Greis dem Senat ertheilte, wurden von neidischen Edeln als eine gesetzwidrige Autorität betrachtet. Zwar war jedermann von seiner Rechtschaffenheit, Mäßigung, und Liebe zur Freyheit überzeugt, daher man auch von seinem Einfluß keine schädliche Folgen besorgte. Allein die Furcht, diese erlangte Macht nach seinem Tode auf einen unwürdigen Neffen übertragen zu sehn, gab selbst friedliebenden Bürgern zu gerechten Besorgnissen Anlaß.

Dieser

Dieſer Jüngling, Gianettino Doria, war das Gegenbild ſeines großen Onkels. Er war hochmüthig, unverſchämt, und beleidigend in ſeinem Betragen; er lebte prächtig, achtete niemand, und wurde auch von jedermann gehaßt. Doria, der ihn zärtlich liebte, und aus Schwachheit des Alters den Charakter des Gianettino verkannte, hatte ihn zum Erben ſeines Vermögens eingeſetzt, da er ſelbſt kinderlos war, und man fürchtete, daß er auch ſeine Macht erben würde. Die Blindheit, womit der Greis alle Vergehungen, ja ſelbſt die Verbrechen des Jünglings überſah, und die Bemühungen, die er angewandt hatte, ihm nach ſeinem Tode die Ehrenſtellen und Würden zu ſichern, die er ſelbſt am kaiſerlichen Hofe beſaß, alles dieß berechtigte zu den unangenehmſten Erwartungen. Indeſſen wäre es doch wahrſcheinlich beym bloſſen Murren geblieben, wenn ſich unter den unzufriedenen Edeln nicht ein junger Mann von außerordentlichem Charakter gefunden hätte.

Dieß war Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, einer der reichſten und durch Geburt vornehmſten Genueſiſchen Bürger, damals zwey und zwanzig Jahr alt. Er hatte bereits in ſeiner erſten Kindheit von ſeinem Vater Sinibald Fiesco ein ſehr großes Vermögen

mögen geerbt, wovon er einen edeln Gebrauch machte. Seine ungemein ſchöne Bildung, ſein durchdringender Verſtand, ſeine Höflichkeit und Offenherzigkeit, ſein einnehmendes großmüthiges Betragen erwarben ihm alle Herzen, und man verglich ihn nicht ohne Grund mit dem Alcibiades. In der That war er dieſem berühmten Griechen an Charakter, an Verſtand, Muth und Entſchloſſenheit, ſo wie an körperlicher Schönheit ſehr ähnlich. Man hatte ſeine natürlichen Talente durch eine vortrefliche Erziehung ausgebildet, allein dabey ihm auch unglücklicher Weiſe einen Ehrgeitz eingeflößt, der mit dem Alter zunahm. Niemand verſtand beſſer als er, die ſchwere Kunſt zu geben. Er kam den Wünſchen ſeiner Freunde, ja ſelbſt fremder Perſonen durch großmüthige Handlungen zuvor, und war in ſeiner Lebensweiſe prächtig bis zur Verſchwendung, voll Eifer jedermann zu dienen, und ein Sklave ſeines Worts. Dieſe glänzenden Eigenſchaften beſtimmten ihn zur Zierde des geſelligen Lebens, allein ſie waren bloß die Larve, worunter er die kühnſten tiefdurchdachteſten Anſchläge verbarg. Er kannte keine Furcht, und bey einem unerſättlichen Verlangen zu herrſchen, ſträubte er ſich zu gehorchen. Durch dieſe Leidenſchaften gefoltert, beſchloß er alle diejenigen zu ſtürzen, die ſeinem Ehrgeitz im Wege ſtanden, und der Regierung

eine andre Gestalt zu geben. Seine Lieblings-Bücher waren die Verschwörung des Catilina und Machiavells Fürsten-Lehre.

So jung, wie Fiesco auch war, lebte er jedoch mit Cäsar Fregosi in vertrauter Freundschaft; einem Manne, der die ersten Würden des Staats bekleidet, und der Republik ruhmvolle Dienste geleistet, allein im Jahr 1535 aus Unzufriedenheit mit der Regierung, eine große Unternehmung wider Genua gewagt hatte. Fiesco war damals nur eilf Jahr alt, dennoch nahm er schon Antheil daran; er würde auch, ohne den mächtigen Schutz des Doria, gestraft worden seyn, wenn dieser nicht mit seiner großen Jugend Mitleid gehabt hätte. Im Jahr 1544 nahm er an einem andern Entwurf Theil, dessen Urheber Peter Strossi war, der mit einigen Französischen Truppen, die er nach Piemont führte, Genua überrumpeln wollte. Dieser Plan aber blieb unausgeführt, weil Strossi auf seinem Marsch von einem Corps kaiserlicher Truppen angegriffen und geschlagen wurde.

Der Ehrgeitz war es jedoch nicht allein, der den jungen Fiesco zu so gefährlichen Entwürfen verleitete; denn die Eifersucht auf den großen Credit der Familie Doria hatte auch nicht wenig

wenig Antheil daran. Die Erhöhung des jungen Doria war dem Fiesco ein Dorn im Auge. Sein Verdruß wurde noch vermehrt, da man ihm gewisse stolze Reden hinterbrachte, die Doria wider ihn ausgestoßen hatte. Von dieser Stunde an betrachtete Fiesco ihn als einen Feind, der nach dem Tode des Andreas noch weit gefährlicher werden würde, und dem man daher nothwendig zuvorkommen müßte. Er hatte keine Hofnung den Gianettino Doria zu stürzen, ohne auch zugleich den Onkel Andreas Doria aus dem Wege zu räumen, ohne die ganze Regierung zu vernichten, und ihr eine andre Gestalt zu geben. Die Größe des Gegenstandes schreckte ihn jedoch nicht ab, nur sahe er wohl ein, daß er mächtige Stützen haben müßte; er warf daher seine Augen auf den Papst, noch mehr aber hofte er von Frankreich. Diese Krone hatte verschiedene Versuche gemacht sich Genua wieder zu bemächtigen, und obgleich solche mißlungen waren, so hatte sie deßhalb doch ihre Ansprüche nicht aufgegeben. Der päpstliche Stuhl war seit 1534 von Alexander Farnese besetzt, der den Namen Paul III. führte. Dieser Papst hatte einen Sohn, den er zum Herzog von Parma und Piacenza ernannt hatte. Beyde waren mit Andreas Doria gar nicht zufrieden; außerdem war ihnen die Macht des Kai-

sers in Italien höchst mißfällig. Man konnte daher mit Recht vermuthen, daß sie einen Entwurf unterstützen würden, der sie an dem Doria rächte, und der die Genueser von ihnen abwendig machte, da das Volk in diesem Staat seit der letztern Revolution ganz dem Kaiser Carl V. ergeben war. Fiesco konnte sich daher keine bessern Freunde wünschen, um ihm mit wahrem Eifer zu dienen. Es war daher bloß nöthig die gehörigen Erdfnungen zu thun, und die Bedingungen festzusetzen. Er reisete dieserhalb zuerst nach Rom, wo er von dem Papst sehr wohl empfangen wurde. Der Cardinal Trivulce, ein Franzose, der damals sogenannter Protector von Frankreich am Römischen Hofe war, hatte mit ihm häufige Unterredungen, worin er den Fiesco zu seinen Unternehmungen aufmunterte, ihm den Beystand des Königs von Frankreich versprach, und ihm vorläufig folgende Punkte antrug: daß Fiesco die alte Regierungsform in Genua wiederherstellen, und die Stadt die Französische Oberherrschaft eben so wie vormals anerkennen sollte; daß der König unter dieser Bedingung auf seine Kosten sechs Galeeren unterhalten würde, die ganz von den Befehlen des Fiesco abhängen sollten; desgleichen eine Besatzung von 1200 Mann für die Festung Montobio; und endlich daß der König ihn zum General bey seiner Armee mit einer

einer Penſion von 36,000 Livres, (eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten) ernennen würde.

Es ſchien als ob Fiesco dieſe Bedingungen nicht ganz nach ſeinem Sinne fand, oder daß er ſie erſt noch beſſer überlegen wollte, bevor er ſie einging, denn er verſchob die Erklärung ſeines Entſchluſſes bis zu ſeiner Zurückkunft nach Genua. Indeſſen kaufte er in Piacenza vier Galeeren, die der Papſt verſprochen hatte zu bemannen, unter dem Vorwande, ſie wider die Türken, und zwar unter Anführung des Hieronimus Fiesco kreutzen zu laſſen. Der Herzog von Parma hatte dem Grafen Fiesco auch 2000 Mann Hülfstruppen verſprochen, ſobald er ſie verlangen würde. Durch dieſe Zuſicherungen aufgemuntert kam er nach Genua, wo er den Gianettino Doria ſtolzer wie jemals fand. Dieß Betragen war dem Fiesco unausſtehlich. Da nun zu eben der Zeit der Cardinal von Trivulce ihm dringend anlag, den vorgeſchlagenen Traktat zu ſchließen, und deßhalb auch einen Agenten, den Ritter Sfoderato aus Savonna, einen Anverwandten des Grafen, nach Genua ſchickte, um den Entſchluß des Fiesco zu beſchleunigen, ſo nahm dieſer edle Genueſer endlich die Franzöſiſchen Vor-

ſchläge an. Sfoderato war mit dieſer günſtigen Antwort ſchon abgereiſet, als ihn Fiesco wieder zurückrufen ließ. Er hatte noch niemand zu Rathe gezogen, in der Vorausſetzung, daß ein Entwurf wie der ſeinige keiner Vertrauten bedürfe: dennoch glaubte er jetzt ſeinen Entſchluß noch ſo lange verſchieben zu müſſen, bis er drey Männer, die ſein ganzes Vertrauen beſaßen, um Rath gefragt hatte.

Dieſes waren Calcagno von Vareſe, Verrina, und Sacco. Calcagno war ein Mann von Verſtande, allein etwas furchtſam, und nicht zu großen Unternehmungen gemacht. Seit langer Zeit war er in Dienſten des Hauſes Fiesco, und dem jungen Grafen beſonders ſo aufrichtig und ohne Eigennutz ergeben, daß er alles für ihn aufzuopfern ſich bereitwillig zeigte. Verrina, ein Bürger von Genua, und großer Feind des Adels, war ein Nachbar des Grafen, wodurch zwiſchen ihnen eine enge Freundſchaft entſtanden war. Er hing ſich an Fiesco ſowohl aus Neigung zu ſeiner Perſon, als auch aus Eigennutz; er theilte ſeine Vergnügungen mit ihm, zog Vortheil von ſeinem großen Aufwande, und hofte in der Folge noch weit größere Vortheile von der Freundſchaft eines ſo bedeutenden Mannes einzuernten. In dieſer

Rück-

Rücksicht und durch Gleichförmigkeit der Gesinnungen war er sein vertrautester Freund geworden. Verrina besaß so wie Fiesco viel Ehrgeiz, einen unbezwingbaren Muth, Kühnheit zu Unternehmungen, und ein Genie, das großer Entwürfe fähig war. Als ein Feind des Adels, der Familie Doria, und der neuen Regierung, sah er zur Befriedigung seines Ehrgeitzes, und zur Vermehrung seiner Glücksumstände kein besser Mittel als den Umsturz der jetzigen Staatsverfassung. Er war folglich fähig, gefährliche Rathschläge zu geben, und nützliche Dienste zu leisten. Was Sacco betrift, so war dieser Richter auf den Gütern des Fiesco, von unentschlossener Gemüthsart, wenn er für sich entscheiden sollte, der aber blindlings den Willen seines Herrn ausführte, und also achtungswerther wegen seines Diensteifers, als wegen seiner Einsichten und Talente. So waren die Freunde beschaffen, die der Graf Fiesco zu Rathe zog.

Sein Endzweck war nicht, mit ihnen zu überlegen, ob er seinen Entwurf, die Familie Doria zu stürzen, und die gegenwärtige Regierung zu verändern, aufgeben sollte oder nicht; sondern nur reiflich dazu die sichersten und besten Mittel zu erwägen. Er legte ihnen daher seinen

Plan vor, und verlangte ihre Meinung über die Art und Weise zu hören, wie solcher am besten auszuführen sey. Calcagno sprach zuerst. Eine so gefährliche Unternehmung hatte ihn in Schrecken gesetzt, er stellte daher mit Nachdruck alle Schwierigkeiten derselben vor: „Sie verlas„sen sich, gnädiger Herr, sagte er, auf fremde „Hülfe und auf den Beystand des Genuesischen „Volks; wo sind aber diese fremde Truppen? „Wie werden sie hier ankommen können, ohne „beobachtet zu werden? Wie werden die Ge„nueser sie aufnehmen, da sie Feinde aller aus„wärtigen Oberherrschaft sind? Was wird der „König von Frankreich für Sie thun, wenn der „Krieg sich in Italien erneuern sollte? er, der „genug zu thun hat, seine eigne Gränzen zu „vertheidigen. Glauben Sie Menschen genug „zu finden, die sich in ein so gefährliches Unter„nehmen einlassen werden, dessen Ausgang höchst „ungewiß ist? Sie rechnen auf die große An„zahl Ihrer Freunde! Sie wissen aber noch „nicht aus Erfahrung, daß die Menschen bloß „aus Eigennutz handeln. Die meisten von de„nen, die Zuneigung zu Ihnen haben, lieben „sich selbst noch unendlich mehr, und fürchten „daher ihr eignes Unglück mehr als sie Ihr Glück „wünschen. Der Kaiser wird die Genueser ge„wiß unterstützen, und eine einzige Schlacht

„zwischen

„zwiſchen ſeinen und den Franzöſiſchen Truppen „wird vielleicht das Schickſal von Genua be„ſtimmen. Sie aber, gnädiger Herr, werden „vom Sieger abhängen, der allein von dieſer „Unternehmung für ſich Nutzen ziehen wird. „Sie ſchmeicheln ſich, daß das Genueſiſche Volk „ſich zu Ihrem Vortheil erklären wird; aber „wird es Sie auch für ſeinen Herrn erkennen, da „Sie einer der vornehmſten von denjenigen Edeln „ſind, die ohne Rückſicht auf perſönliche Eigen„ſchaften, bloß wegen ihres Ranges, ihrer Macht „und Reichthümer gehaßt werden, und wider „welche Sie es doch bewafnen wollen? Glückt „es dem Volke die Edeln zu ſtürzen, ſo iſt gewiß „zu erwarten, daß es ſeine alten Götzen, die „Adorni und Fregoſi *) wieder zurückrufen „wird. Warum wollen Sie nicht die Vorzüge „Ihrer Geburt und Ihres Reichthums in Ruhe „genießen? Sind Sie nach Ruhm begierig, ſo „geben Ihnen die auswärtigen Kriege Gelegen„heit genug Ihre Tapferkeit zu zeigen. Auf „was aber wollen Sie, ſelbſt bey dem glücklich„ſten Erfolge, Ihre künftige Gewalt gründen?

*) Dieſes waren zwey alte Genueſiſche Familien, die auf mancherley Art die Gunſt des Volks zu erlangen wußten, und überhaupt in der Geſchichte dieſer Republik große Rollen ſpielen.

„Können Sie sich wohl auf einen unbeständigen „Pöbel verlassen, und fürchten Sie nicht, daß „selbst diejenigen Ihrer Mitbürger, die jetzt Ih„nen vorzüglich geneigt sind, die ersten seyn wer„den, sich wider Sie zu erklären, sobald sie „Ihnen unterthänig seyn müssen? Ja Ihre Freun„de, denen Sie doch nicht alle Ihre Gunst im „gleichen Maße mittheilen können, werden sich „für nicht genug belohnt halten, und Ihre ge„fährlichsten Feinde werden. Sie mögen die „Sache betrachten, von welcher Seite Sie wol„len, so sind die Aussichten nicht glücklich. Von „dem Adel gehaßt, von dem Volk betrogen, „von Ihren Mitbürgern als der Störer ihrer „Ruhe, vom Kaiser als ein Feind der von ihm „beschützten Republik, und vom König von Frank„reich als ein Mann betrachtet, der ihm eine „Herrschaft raubt, worauf er Ansprüche macht, „wird Ihr Versuch bloß dienen, dem Giannet„tino Doria Waffen in die Hände zu geben, „ihm, der Ihren Untergang so sehr wünscht, „und durch denselben bey einer solchen Gelegen„heit überdieß noch den Titel Befreyer sei„nes Vaterlandes erlangen dürfte. Auf „diese Weise würden Sie selbst Ihres Feindes „Ruhm aufs höchste treiben. Man wird Ihr „Unglück in seinen Bildsäulen verewigen, de„ren Umschriften unter andern glorreichen Be„nen-

„nemmungen auch sodann dieſe enthalten wird:
„Ueberwinder des Rebellen Fiesco.“

Der Graf wurde durch dieſe Vorſtellungen lebhaft gerührt, da ſie von einem Manne kamen, von dem er wußte, daß er ihm aufrichtig ergeben war. Verrina bemerkte davon die Wirkung, und eilte daher zu reden, um einen Eindruck zu vernichten, der ſo ſehr mit ſeinen Geſinnungen ſtritt. Er vergrößerte alles was Fiesco von Doria zu fürchten hätte, und zeigte die Nothwendigkeit, ihm zuvorzukommen, wobey er die Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs mit ſtarken Gründen bewies. Er behauptete, daß man dazu keiner fremden Hülfe vonnöthen habe, und daß beſonders die Franzöſiſchen Hülfstruppen mehr gefährlich als nützlich ſeyn würden; daß dieſe Krone ſeit den verunglückten kriegeriſchen Unternehmungen ihren Credit verloren habe; daß ihre Unterſtützung die Genueſer aufbringen, und die Waffen des Kaiſers hieher ziehen würde; daß die Würde eines Gouverneurs von Genua im Namen des Königs von Frankreich kein Poſten wäre, der eines Fiesco würdig ſey. „Warum aber, fügte er hinzu, „wollen wir auswärts Hülfe ſuchen? Es ſind „nur zweyhundert Soldaten in Genua. Do„ria hat zwar zwanzig Galeeren im Hafen, ſie

„ſind

„sind aber nicht bemannt. Ihre Geburt,
„großer Geist, die Stimme des Volks, a
„ruft Sie zum Herzoglichen Thron. Es
„Zeit, daß Sie Ihren hohen Muth zur Aus
„rung Ihrer edlen Absichten anwenden.
„stolzen Unterdrücker der Freyheit müssen
„kennen lernen, und Genua soll in Ihnen
„Rächer der Verbrechen, den Beschützer der
„glücklichen, den Bundsgenossen großer Kön
„und den Schiedsrichter Italiens bewundern.
„jeder Stand des Lebens hat seine eigenthümli
„Tugenden. Die Geringen muß man nach
„rer Bescheidenheit, die Großen aber nach il
„edlen Ehrgeitz, und ihrem Muthe schätzen.
„elender Seeräuber, der zu Alexanders
„ten kleine Fahrzeuge wegnahm, ward für
„los gehalten; dieser große Eroberer aber,
„ganze Reiche raubte, und ihre Herrscher
„dete, wird jetzt noch von allen Völkern al
„Held verehrt. Indem man den Catilina
„einen Verräther verdammt, spricht man
„von ihm als von einem der größten Mä
„des Alterthums. Wenn Sie, gnädiger G
„es daher nur wagen wollen, gebietender
„in Genua zu seyn, so wird es Ihnen,
„mit Hülfe Ihrer Freunde, gewiß nicht feh
„es zu werden.“

Dieſe Aufmunterung ſchmeichelte zu ſehr dem Ehrgeitz des jungen Fiesco, um ihn nicht in ſeinem erſten Vorſatz zu beſtärken. Vergebens war Sacco's Zureden, Frankreichs Hülfe anzunehmen, weil man nach dem glücklichen Erfolg noch immer andre Maßregeln ergreifen könnte. Beſonders bezog er ſich auf die Unmöglichkeit ohne einen mächtigen Beyſtand den Spaniern, den Deutſchen, und ſo vielen Italieniſchen Völkern zu widerſtehn, die ſich alle wider Genua verbünden würden, wenn nicht die Waffen eines großen Monarchen die Revolution beſchirmten. Verrina war jedoch ganz dawider, und Fiesco fiel dieſer Meynung bey; es wurde daher beſchloſſen, den Soderato zurückzuſchicken. Man gab ihm einen Brief an Trivulce, der nichts als unbeſtimmte Dankſagungen enthielt, und nun nahm Fiesco mit ſeinen drey Freunden nähere Maßregeln. Die Grundlagen des Entwurfs war der Tod ſowohl des Andreas, als des Gianettino Doria. Verrina, Calcagno und Sacco übernahmen jeder insbeſondre ſo viel Anhänger anzuwerben, als ihnen nur immer möglich ſeyn würde, ohne ihnen jedoch das Vorhaben zu entdecken, wozu ſie gebraucht werden ſollten. Fiesco für ſeine Perſon aber bemühete ſich mehr wie jemals ſich dem Volke angenehm zu machen, und der Fami-

lie

lie Doria auch den geringſten Verdacht zu entziehn, daß man etwas wider ſie vorhabe.

Es war ſchon lange die Maxime des Fiesco geweſen, ſich Creaturen zu verſchaffen. Er fuhr fort zu dienen, wem er nur konnte, war freygebiger als jemals, und zeigte eine ſanfte Gemüthsart und eine Leutſeligkeit, die alles beſiegten. Seine körperlichen Reitze, ſeine prächtige Kleidung, ſein großes Gefolge, die Geſchicklichkeit die er beym Reiten und andern öffentlichen Leibesübungen zeigte, alles dieſes trug dazu bey, ihn zum Abgott des Volks zu machen. Dieſe Neigung zu vermehren war ſein eifriges Beſtreben, daher er die Gelegenheiten dazu ſorgfältig aufſuchte. Er hörte, daß die Seidenarbeiter ſich in Dürftigkeit befänden, weil der durch den Krieg unterbrochene Handel noch nicht wieder hergeſtellt war; er ließ daher bekannt machen, daß diejenigen die Hülfe nöthig hätten, zu ihm kommen ſollten; ſie ſäumten nicht ſich einzuſtellen, da er denn allen Getreide austheilen ließ; andre erhielten von ihm Geld, und dieſe Geſchenke wurden noch durch Rathſchläge, durch Vertröſtungen auf eine beſſere Zukunft, und durch liebreiche Worte erhöht. Die Armen vom Pöbel die ſich immer haufenweiſe vor ſeinem Pallaſt verſammelten, bekamen reichliche Almoſen. Durch

dieſe

dieſe Mittel erwarb er ſich völlig die Gunſt dieſer Arbeiter, deren in Genua eine ſehr zahlreiche Menge lebte. Um die Gemüther zu ſeinen Abſichten vorzubereiten, ließ er auf eine geſchickte Art oft Worte wider die Tyranney des Adels fallen, und zeigte ſein Mitleid über den Zuſtand, worein das gemeine Volk verſetzt ſey; wobey er zu verſtehen gab, daß es nicht ſchwer ſeyn würde dieſem Uebel abzuhelfen; dabey ermahnte er aber immer zur Geduld, und bewies ſo viel Klugheit und Behutſamkeit in ſeinen Reden, daß man auch nicht das geringſte von ſeinen Abſichten merken konnte. Nie wurde die Verſtellung von einem Jüngling weiter getrieben; denn die tiefſten und verwickeltſten Anſchläge wurden unter der Larve des Leichtſinns verſteckt, und die thätigſten Maßregeln zu einer Unternehmung von ungeheurem Umfang mit jugendlichen Schwelgereyen und Wolluſt-Scenen gepaart. Fiesco ging oft in den Pallaſt des Doria, begegnete dem Andreas Doria mit großer Ehrfurcht, und dem Giannettino, ſeinem Neffen, mit einer anſcheinenden Vertraulichkeit; er fragte ihn in ſeinen Angelegenheiten um Rath, überhäufte ihn mit Freundſchafts-Verſicherungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß Doria die kleinen Streitigkeiten vergaß, die vormals zwiſchen Ihnen Statt gefunden hatten.

Mit

Mit dieſer tiefen Verſtellung verband Fiesco gewiſſe Klugheitsregeln, die nicht weniger nöthig waren. Denn ob er gleich ein großes Vertrauen auf die Bürger von Genua ſetzte, ſo brauchte er doch Soldaten. Er brachte daher den ganzen Sommer auf ſeinen Gütern zu, wo er ſeine Vaſallen in den Waffen übte, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma und Piacenza befürchtete, deſſen Staaten an ſeine Ländereyen gränzten, obgleich dieſer Herzog ihm im Gegentheil zweytauſend Mann Hülfstruppen verſprochen hatte. Fiesco konnte auf eine ähnliche Anzahl ſeiner Vaſallen rechnen. Ueberdieß beſaß er die vier Galeeren, die er gekauft hatte, von welchen er eine nach Genua kommen ließ. Er gab vor, daß er ſie wider die Türken ausrüſten wollte, und gab auch hievon dem jungen Doria im Vertrauen Nachricht, mit dem Beyfügen, daß er einer großen Anzahl ſeiner Vaſallen befohlen hätte, ſich in Genua einzufinden, damit er die beſten Leute zur Bemannung ſeiner Galeere aus dieſem Haufen auswählen könnte. Man wunderte ſich daher nicht, als man eine Menge bewafneter Leute beym Fiesco ankommen ſah.

Verrina hatte auch während dieſer Zeit einige hundert Bürger auf ſeine Seite gebracht, die

die sich anheischig gemacht hatten, ihm zu dienen, ohne daß er nöthig gehabt, ihnen das Geheimniß zu offenbaren. Der Kaiser führte damals in Deutschland Krieg, Italien war ruhig, und Genua ohne alles Mißtrauen. Der Pallast der Republik, die Thore und der Hafen waren nur schwach beschützt, die Galeeren abgetakelt, unbemannt, und nur mit wenigen Sklaven besetzt; überdieß war der Zeitpunkt nahe, wo der Staat ohne einen Doge seyn würde. Fornari legte nehmlich diese Würde den 1sten Januar nieder, und sein Nachfolger sollte nach den neuen Gesetzen erst den 4ten ernannt werden. Diese Zwischenzeit war eine Art von Anarchie. Die Umstände konnten zum Vortheil der Unternehmung nicht vortheilhafter seyn. Alle Maßregeln waren genommen, nur diejenigen nicht, die die kleinen Operationen der Ausführung betrafen. Fiesco versammelte nun seine Freunde, um auch diese zu bestimmen.

Man schlug anfangs vor, die beyden Doria in der Kirche des heiligen Andreas umzubringen, und zwar während einer pompösen Messe, zu welcher sie eingeladen werden sollten; man fürchtete aber, daß Andreas Doria die Einladung wegen seines hohen Alters ausschlagen würde; es wurde daher für sicherer gehalten, daß

Fiesco die dem Tode geweihten Schlachtopfer in seinem eigenen Hause versammeln sollte. Ein großes Gastmal, das er geben mußte, da der Bruder seiner Gemahlinn, Giulio Cibo, Marchese von Massa, die Schwester des jungen Doria heyrathete, verschafte ihm dazu eine sehr gute Gelegenheit. Die Abrede war, die Familie Doria mit einer zahlreichen Gesellschaft einzuladen, da denn die beyden Edeln dieses Geschlechts nebst einigen andern Auserwählten von dazu bestellten Meuchelmördern niedergestoßen werden sollten. Fiesco sollte sodann sich auf die Straße begeben, das Volk versammeln, und sich des Pallasts der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verrina zum Doge ausrufen lassen wollte. Diesem Plan zufolge gab man den Vasallen des Fiesco Befehl, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten; eine gleiche Verfügung wurde auch mit den Hülfstruppen des Herzogs von Parma genommen.

Es war also der vierte Januar 1547 auf welchen Fiesco die beyden Doria zu seinem Gastmal einlud. Beyde schlugen es aber aus; Andreas weil er die Gicht hatte, und sein Neffe, weil ihn zufälliger Weise eine wichtige Angelegenheit diesen Tag außerhalb der Stadt rief. Man mußte also andre Maßregeln nehmen. Die

Unter-

Unternehmung ſollte nun nicht durch Liſt, ſondern durch Gewalt geſchehn. Es war durchaus nöthig, der Wahl des neuen Doge zuvorzukommen; überdieß konnte auch ein Aufſchub gefährlich ſeyn. Die Ausführung des Entwurfs wurde alſo auf die Nacht zwiſchen den 2ten und 3ten Januar feſtgeſetzt.

Fiesco hatte keine Vertrauten in Genua als ſeine drey Freunde, deren Verſchwiegenheit er verſichert war; er fürchtete aber, daß ſein Vorhaben durch die Höfe von Frankreich oder von Parma, wo mehrere Perſonen um das Geheimniß wußten, entdeckt werden könnte, um ſo vielmehr da ſein Freund, Cäſar Fregoſi, ein ſcharfer Beobachter, und ſehr mit den Franzoſen verbunden war. Es geſchah auch wirklich, daß Don Ferrante Gonzaga, Stadthalter in Mayland, durch einen dieſer Höfe davon benachrichtiget, und Fiesco namentlich als das Haupt der wider Doria und die Republik Verſchwornen bezeichnet wurde; eine Entdeckung, die er ſogleich den Andreas Doria und Don Gomez Suarez, Geſandten Kaiſer Carls V. in Genua, mittheilte. Man hatte aber auf Fiesco ſo wenig Mißtrauen, daß dieſen Nachrichten kein Glauben beygemeſſen wurde. Doria und Suarez unterhielten ſich eben von dieſer

Fiesco die dem Tode geweihten Schlachtopfer in seinem eigenen Hause versammeln sollte. Ein großes Gastmal, das er geben mußte, da der Bruder seiner Gemahlinn, Giulio Cibo, Marchese von Massa, die Schwester des jungen Doria heyrathete, verschafte ihm dazu eine sehr gute Gelegenheit. Die Abrede war, die Familie Doria mit einer zahlreichen Gesellschaft einzuladen, da denn die beyden Edeln dieses Geschlechts nebst einigen andern Auserwählten von dazu bestellten Meuchelmördern niedergestoßen werden sollten. Fiesco sollte sodann sich auf die Straße begeben, das Volk versammeln, und sich des Pallasts der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verrina zum Doge ausrufen lassen wollte. Diesem Plan zufolge gab man den Vasallen des Fiesco Befehl, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten; eine gleiche Verfügung wurde auch mit den Hülfstruppen des Herzogs von Parma genommen.

Es war also der vierte Januar 1547 auf welchen Fiesco die beyden Doria zu seinem Gastmal einlud. Beyde schlugen es aber aus; Andreas weil er die Gicht hatte, und sein Neffe, weil ihn zufälliger Weise eine wichtige Angelegenheit diesen Tag außerhalb der Stadt rief. Man mußte also andre Maßregeln nehmen. Die

Unter-

Unternehmung ſollte nun nicht durch Liſt, ſondern durch Gewalt geſchehn. Es war durchaus nöthig, der Wahl des neuen Doge zuvorzukommen; überdieß konnte auch ein Aufſchub gefährlich ſeyn. Die Ausführung des Entwurfs wurde alſo auf die Nacht zwiſchen den 2ten und 3ten Januar feſtgeſetzt.

Fiesco hatte keine Vertrauten in Genua als ſeine drey Freunde, deren Verſchwiegenheit er verſichert war; er fürchtete aber, daß ſein Vorhaben durch die Höfe von Frankreich oder von Parma, wo mehrere Perſonen um das Geheimniß wußten, entdeckt werden könnte, um ſo vielmehr da ſein Freund, Cäſar Fregoſi, ein ſcharfer Beobachter, und ſehr mit den Franzoſen verbunden war. Es geſchah auch wirklich, daß Don Ferrante Gonzaga, Stadthalter in Mayland, durch einen dieſer Höfe davon benachrichtiget, und Fiesco namentlich als das Haupt der wider Doria und die Republik Verſchwornen bezeichnet wurde; eine Entdeckung, die er ſogleich den Andreas Doria und Don Gomez Suarez, Geſandten Kaiſer Carls V. in Genua, mittheilte. Man hatte aber auf Fiesco ſo wenig Mißtrauen, daß dieſen Nachrichten kein Glauben beygemeſſen wurde. Doria und Suarez unterhielten ſich eben von dieſer

Sache, als Fiesco ins Zimmer trat. Er schien so ruhig zu seyn, und sprach mit so viel Freymüthigkeit, daß der alte gutmüthige Doria sich nicht enthalten konnte, dem Suarez leise ins Ohr zu sagen: „Urtheilen Sie, ob die Nachrichten des Gonzaga die geringste Wahrscheinlichkeit hat.“ So sorgfältig auch Fiesco sein Geheimniß aufbewahrt hatte, so war es doch erforscht worden, allein glücklicher Weise für ihn nur von einem seiner Freunde, dem er es bloß deßwegen verhehlt hatte, weil er seine Zustimmung nicht hoffen durfte; vielmehr sah er dessen Bemühungen voraus, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Dieser Freund, Namens Pansa, war sein Lehrer in der Kindheit gewesen, und hatte überhaupt großen Antheil an seiner Erziehung gehabt. Mit seinen gelehrten Kenntnissen und Talenten verband dieser Mann die Tugenden eines guten Bürgers.

Pansa kannte den Fiesco zu wohl und zu lange, um nicht in seinen Manieren und ganzem Wesen eine obwohl geringe Aenderung zu bemerken; denn so sehr auch manche Menschen ihr Aeußeres beherrschen können, so ist doch die Unruhe der Seele bey wichtigen Vorfällen, vertrauten Freunden sichtbar, die hellsehender wie andre sind, und vor welchen man sich weniger

Zwang

Zwang anthut. Pansa zog daher eines Tages den Fiesco auf die Seite, und sagte ihm, daß er, seiner Meinung nach, gewiß mit einem großen Entwurf schwanger ginge; daß er dieses an der Veränderung wahrgenommen, die er manchmal auf seinem Gesichte bemerkt, und daß seine Verbindungen und sein ganzes Betragen ihn in dieser Idee bestärkt hätten. Er beschwor ihn daher, sich nicht verwegner Weise in eine Unternehmung einzulassen, die man leicht errathen könnte, und nicht das gewisse Glück, das er genösse, eingebildeten, oder doch wenigstens gefährlichen Hofnungen aufzuopfern. Fiesco, hierdurch in Verlegenheit gesetzt, antwortete bloß, daß wenn er Entwürfe machte, so würden sie immer seiner würdig seyn. Pansa mußte sich hiermit begnügen, da er aus Ehrfurcht nicht weiter in ihn dringen wollte.

Indessen kamen die bewafneten Vasallen des Fiesco nach und nach in Genua an. Um durch ihre große Anzahl nicht Aufsehn zu erregen, mußten sie durch verschiedene Stadtthore in kleinen Haufen oder auch einzeln hereinkommen; viele waren verkleidet, andre waren als zur Ruderbank bestimmte Verbrecher gebunden, und von Soldaten begleitet; Kunstgriffe, die allen Verdacht entfernten. Alles geschah unter dem Vor-

wande, die Galeere zu bemannen. Sie war auch wirklich bemannt und ausgerüſtet worden. Der prächtige und weitläuftige Pallaſt des Fiesco hatte ſowohl an und für ſich, als in Rückſicht auf dieß große Unternehmen, eine vortrefliche Lage. Er befand ſich in dem hochliegenden Theil der Stadt, Carignano genannt, der am Ufer des Meeres von mehrern Seiten durch Mauern gedeckt, und von den andern Theilen der Stadt faſt ganz abgeſondert iſt. Der Pallaſt lag auf einem Hügel wie eine Inſel allein, daher keine Nachbarn den Tumult der Zurüſtungen, und das Geräuſch der Waffen hören konnten.

Am zweyten Januar ging Fiesco zum jungen Doria und ſagte ihm: daß er willens ſey, ſeine Galeere die kommende Nacht auslaufen zu laſſen; er fürchtete aber, Andreas Doria möchte dieſen Kreutzzug wider die Türken nicht erlauben, weil der Kaiſer mit ihnen einen Waffen-Stillſtand geſchloſſen hätte; er bat ihn daher dieſes zu vermitteln, und am Hafen die nöthigen Befehle zu geben, damit man die Galeere herauslaſſen möchte. Uebrigens erinnerte er ihn, es ſich nicht befremden zu laſſen, wenn er in der Nacht Lerm hören ſollte, weil es ohne großes Geräuſch wohl nicht abgehen dürfte. Der junge Doria, dem dieſes Zutrauen ſchmeichelte, verſprach

sprach dem Fiesco alles was er verlangte, und nahm es über sich seinen Onkel zur Genehmigung zu bereden. Fiesco blieb lange in dem Pallaste des Doria, wo er die größte Ruhe des Geistes, und eine ausnehmende Munterkeit zeigte. Da er die kleinen Kinder des jungen Doria gewahr wurde, so nahm er sie in seine Arme, und küßte sie mit großer Zärtlichkeit. Sobald er nach Hause gekommen war, fand er außer seinen Vasallen auch eine Menge Leute aus der Stadt in seinem Pallaste versammelt.

Die von Fiesco angewandte große Vorsicht war äußerst nöthig; denn der Hauptmann der im Pallast der Republik die Wache hatte, Namens Corsa, der durch die vielen bewafneten Leute beunruhigt war, die nach dem Pallast des Fiesco gingen, kam dem Doria davon Nachricht zu geben. Er erhielt aber zur Antwort, daß nichts zu befürchten sey, da dieser Zusammenlauf die bewußte Galeere beträfe, die die folgende Nacht auslaufen würde. Fiesco hatte indessen Befehl gegeben, daß man jedermann in seinen Pallast herein, aber niemand heraus lassen sollte. Die Zugänge zu demselben so wie die Thore waren mit seinen kühnsten und getreuesten Leuten besetzt. Er selbst begab sich in die Assembleen, die an diesem Abend nach Italieni-

scher Sitte von den Edeln gehalten wurden; sodann that er die Runde, um die Schildwachen zu visitiren, worauf er sich nach dem Hause des Asseretto, eines Freundes des Verrina, verfügte. Hier traf er drey und zwanzig junge Edelleute von der Volkspartey an, die Verrina allda versammelt hatte, jedoch nur als ob es zufällig geschehen wäre. Fiesco lud sie alle bey sich zum Abendessen und zu nächtlichen Ergötzungen ein. In dieser Zwischenzeit aber durchlief Verrina nochmals die Stadt, besuchte den Pallast der Republik und den Pallast des Doria, um sich zu überzeugen, ob noch alles ruhig sey, und ob man nichts argwöhne.

Die Personen, die Fiesco zum Abendessen eingeladen hatte, fanden sich ein, und erstaunten nicht wenig bey ihrer Ankunft, anstatt der Zubereitungen zu einem Gastmal, unbekannte Gesichter, Soldaten und Waffen zu finden. Ihr Erstaunen aber vermehrte sich, als Fiesco alle anwesende Edelleute, Bürger, Soldaten und Vasallen versammelte, und ihnen folgende Anrede hielt:

„Die Zeit ist gekommen, die unsre Republik „von der Tyranney einiger Edlen befreyen soll. „Noch eine Stunde, und Genua wird frey „seyn. Dieß ist das Festin, wozu ich euch ein-

„geladen

„geladen habe. Gianettino Doria macht „Entwürfe sich zum unumschränkten Herrn von „Genua aufzuwerfen. Ich habe schriftliche „Beweise davon, die ich bereit bin euch zu zeigen. „Er sieht mich mit Recht als ein Hinderniß sei„ner ehrsüchtigen Absichten an, und ist nur noch „in der Wahl mit sich selbst nicht einig, ob er zu „meinem Tode Gift oder Eisen gebrauchen soll. „Wir sind zur Sklaverey bestimmt; denn die „Parteylichkeit des Kaisers gegen die Familie „Doria kennt keine Gränzen. Euch allen wird „von einem stolzen Adel übel begegnet, dessen „Hochmuth und Verachtung gegen euch aufs „höchste gestiegen ist. Befreyet euch daher selbst, „und folget mir. Ich will die Volks-Regierung „wieder herstellen, und dieses Staatsgebäude „mit dem Blute der Dorias kitten. Meine „Maasregeln sind so wohl genommen, daß mein „Entwurf nicht fehlen kann. Ich habe hier drey„hundert bewafnete Soldaten, und im Hafen „eine wohlbemannte Galeere. Die Wachen an „den Stadtthoren und am Pallast der Republik „sind gewonnen. Funfzehnhundert Arbeitsleute „in der Stadt warten nur auf meinen Wink, die „Waffen zu ergreifen. Zweytausend meiner Va„sallen und zweytausend Soldaten im Dienst des „Herzogs von Parma sind stündlich zu mei„ner Unterstützung bereit. Niemand hat wegen

„meiner Unternehmung den geringſten Verdacht.
„Die Tyrannen ſind ſicher. Laßt uns alſo un-
„ſer Vaterland retten, und durch eine muthige
„Handlung der ganzen Welt zeigen, daß Ge-
„nua noch in ſeinem Schoße rechtſchaffene Män-
„ner hat, die Tyrannen zu ſtürzen wiſſen. Ich
„habe bey dem langwierigen mühſamen Entwurf
„alle Gefahren über mich allein genommen, und
„wenn ich euch nun zum Beyſtand einlade, ſo iſt
„es bloß, um mit mir den Ruhm zu theilen.“

Dieſe Anrede, gehalten mit einem Feuer des großen Gegenſtandes würdig, brachte alle Anweſende ſo ſehr aus ihrer Faſſung, daß ſie eine Zeitlang kein Wort hervorbringen konnten. Einer ſtarrte den andern an voll Verwunderung und Schreckens. Endlich aber bewilligten alle ihm zu folgen, nur zwey von den eingeladenen Gäſten ausgenommen, die inſtändigſt baten, ſie zu verſchonen. Sie ſtellten vor, daß ihre Lebensart ſie beſtändig von dem Gebrauch der Waffen entfernt hätte, und daß ſie folglich bey der vorhabenden Unternehmung mehr hinderlich, als nützlich ſeyn würden. Sie zeigten ſo viel Furcht und Erſchrockenheit, daß Fiesco ihre Unthätigkeit genehmigte, allein mit der Bedingung, daß ſie in einem Zimmer ſeines Pallaſtes eingeſchloſſen werden ſollten. Man trug ſodann eine

leichte

leichte Mahlzeit auf, die sämmtliche Verschwornen stehend verzehrten.

Während daß die Verschwornen sich durch Speise und Trank zu ihrer großen Unternehmung vorbereiteten, entzog sich ihnen Fiesco auf einige Augenblicke, um sich zu seiner Gemahlin zu begeben, die von allem was vorging, nicht das geringste wußte. Diese Dame war aus dem alten Geschlechte Cibo. Ihr Vater war Laurenzio Cibo, und ihre Mutter gehörte zu dem berühmten Hause Malespina. Sie war jung und schön, und liebte ihren Gemahl zärtlich, von dem sie auch nicht weniger geliebt wurde. Er hatte ihr bis dahin ein Geheimniß aus seiner Verschwörung gemacht, und deßwegen den Pansa hohlen lassen, um ihr diesen Abend Gesellschaft zu leisten, damit sie in ihren von den Eingangs-Thoren entlegenen Zimmern keine Gelegenheit haben sollte, die Bewegungen in dem Pallast zu bemerken. Der Tumult aber war zu groß, als daß er der Dame entgehen konnte, die sogleich eine gefährliche Unternehmung fürchtete, und für das Leben ihres Gemahls zitterte. Fiesco fand sie ganz betäubt, und neben ihr den getreuen Pansa, der sie aufmunterte; er näherte sich ihnen mit vieler Unruhe, die er nicht mehr verbarg, noch verber-

gen

gen konnte, und erklärte beyden mit wenig Worten sein Vorhaben. Seine Gemahlin Eleonora kam darüber ganz außer sich; sie rang die Hände, warf sich zu den Füßen ihres Gemahls, und beschwur ihn, in Thränen zerfließend, bey allem was heilig wäre, einen so gefährlichen Entwurf aufzugeben; auch Pansa umfaßte seine Knie, und flehte um die Aenderung seines Vorsatzes. Allein Fiesco, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sie sowohl als Pansa zu beruhigen und Muth einzuflößen, entriß sich endlich den Armen seiner Gemahlin, und sagte: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer „Stunde bin ich nicht mehr, oder du wirst alles „was in Genua ist, unter dir sehen.“ Eleonora fiel ohnmächtig auf den Boden, man trug sie auf ihr Bett, Fiesco aber eilte zu den Verschwornen, um die letzten Verabredungen zu treffen.

Es wurde beschlossen, daß Verrina auf der Galeere des Fiesco eine Canone abfeuern lassen sollte. Auf dieß Signal würde sich Fiesco in Person der Galeeren des Doria bemächtigen, deren Entfernung aus dem Hafen Verrina durch die Stellung der seinigen hindern wollte. Denn der Besitz des Hafens schien den Verschwornen die Hauptsache zu seyn, daher auch

ihr

ihr kühner Anführer dieſen Angrif auf ſich nahm. Einige Haufen waren beſtimmt, die vornehmſten Straßen, andre die vornehmſten Gebäude der Republik zu beſetzen. Die Brüder des Fiesco ſollten ſich darauf von den Thoren Meiſter machen; alsdann ſollte man nach dem Pallaſt des Doria eilen, und beyde Doria's umbringen, während der Zeit man das Volk zu den Waffen rufen, und den Pallaſt der Republik ſtürmen wollte. Es war Mitternacht, und der Mond ſchien helle. Alles war auf den Straßen ruhig, und die Einwohner der Stadt lagen im Schlaf, als dieſen zahlreichen verwegenen Banden der ſchreckliche Wink zum Aufbruch gegeben wurde. Man vertheilte die Soldaten unter die Anführer, denen die Ausführung der verſchiedenen Theile des Entwurfs aufgetragen war, und ſo verließen alle den Pallaſt.

Es währte ſehr lange, bevor Verrina das Signal gab. Seine Galeere war auf den Grund gekommen, da ſie am Ausgange des Hafens ihren Poſten hatte einnehmen wollen, und man brauchte über eine Stunde dazu, ſie wieder flott zu machen. Endlich hörte man den Canonen-Schuß, und ein jeder eilte das ſeinige zu thun. Der Erfolg war auf allen Seiten glücklich. Die Verſchwornen waren in kurzer Zeit Meiſter des

Hafens,

Hafens, der Galeeren, und der beyden Hauptthore. Der groſe Lerm auf den Galeeren weckte die Doria's auf, deren Pallaſt nicht weit davon entfernt lag. Ob man nun gleich, der Erinnerung des Fiesco zufolge, die Urſache vermuthete, ſo glaubte doch der junge Doria, daß ſeine Gegenwart nöthig wäre, der Unordnung vorzubeugen, die das Getöſe nur zu ſehr anzeigte. Er verließ alſo ſeinen Pallaſt, ohne andre Waffen als ſeinen Degen mitzunehmen. Ein Page ging vor ihm mit einer Fackel, und ein einziger Bedienter folgte ihm. Da er an das zum Hafen führende Thor kam, rief er, daß man es öfnen ſollte. Die Verſchwornen die ſeine Stimme kannten, öfneten das Thor ſogleich, aber nur um ihn niederzuſtoßen. Er fiel ganz mit Stichen durchbohrt. Der Abrede gemäß hätte man nun auch ohne Verzug den Andreas Doria umbringen ſollen. Hieronymus Fiesco aber, der von ſeinem Bruder dieſen Auftrag erhalten hatte, vernachläßigte ihn, ſowohl weil er glaubte, daß ein achtzigjähriger Greis, der überdieß an der Gicht krank läge, nicht zu fürchten ſey, und ihm nicht entrinnen könnte, als auch um dieſen reichen Pallaſt von der Plünderung zu retten. Doria wollte ſich durchaus nicht entfernen, und ſagte, er wollte von den Händen der Aufrührer ſterben, um nicht

den

den Untergang der Republik zu überleben. Seine Gemahlin beschwur ihn mit Thränen den Rest seiner Tage zu schonen, da er vielleicht sein Vaterland noch von der bevorstehenden Tyranney befreyen könnte. Ihr Bitten wurde von seinen Hausgenossen verstärkt, die sich ihm zu Füßen warfen, und um seine Entfernung flehten. Da das Wort Flucht dem Helden so schändlich klang, so stellte man ihm vor, es sey keine Flucht, sondern seine Abreise wäre als eine Gesandtschaft zu betrachten, wozu ihm der schreckliche Zustand von Genua das Creditiv gäbe. Endlich gab der Greis nach; seine Bedienten trugen ihn aus dem Pallast, setzten ihn zu Pferde, und so war er glücklich genug, durch ein unbesetztes Thor aus der Stadt zu kommen. Er flüchtete nach Masona, einem festen Schlosse, der Familie Spinola gehörig, funfzehn Italienische Meilen von Genua.

Mittlerweile hatten die Verschwornen, nachdem sie sowohl den Hafen als die Thore wohl besetzt hatten, und für die Galeeren auch nicht besorgt waren, sich zweyhundert an der Zahl in den Straßen der Stadt zerstreuet, um das Volk durch ihr Geschrey aufzuwiegeln. Sie riefen unaufhörlich: Fiesco und die Freyheit! Das gemeine Volk griff auch zu den Waffen, wäh-

während daß die andern Bürger in der grausamsten Unruhe und Bestürzung waren. Die Edlen hätten sich gern in den Pallast der Republik gerettet, sie fürchteten aber, daß man in ihrer Abwesenheit ihre Häuser plündern würde, daher sie solche verrammelten, und sich in denselben ruhig hielten. Einer derselben, Namens Lazagna, der bey dem Volk sehr beliebt war, versammelte seine Anhänger, in der Absicht, sie zum Vortheil der Adornischen Familie auftreten zu lassen, wenn die Gelegenheit sich dazu ereignen sollte. Der kaiserliche Gesandte wollte auch flüchten, man vermochte ihn aber noch, sich nach dem Pallast der Republik zu begeben, wo sich bereits einige Senatoren versammelt hatten. Die kühnsten von ihnen, unter denen sich die Häupter der großen Familien Lomellino, Pallavicini, und Calvo befanden, wagten es, in Begleitung einer Anzahl Soldaten herauszugehen; sie stießen aber auf die Verschwornen, die sie bald zurückschlugen, den Lomellino gefangen nahmen, und die übrigen zwangen, sich in den Pallast des Centurione zu flüchten. Die versammelten Senatoren beschlossen endlich Friedensvergleiche zu versuchen; es wurden daher einige unter ihnen abgeordnet, um zu hören, was die Aufrührer verlangten, denn man wußte noch gar nicht den Endzweck dieses fürchterlichen Auftritts.

gritts. Das einzige, was man bis jetzt erfahren hatte, war, daß der Graf Fiesco an der Spitze der Aufrührer sey.

Dieser Unglückliche aber war nicht mehr. Die Verschwornen suchten ihn schon lange, allein vergebens. Gleich im Anfange des Tumults hatte er sich nach dem innern Hafen, Darsena genannt, begeben, und gerufen: „Es lebe die „Freyheit!“ Die Galeeren-Sklaven, durch dieses Geschrey aufgeweckt, wiederholten die Losung mit gräßlichem Gebrülle und dem Klirren ihrer Ketten. Dieser Umstand ließ den Fiesco fürchten, daß diese Sklaven sich bemühen würden, ihrer Fesseln loszuwerden und sich in Freyheit zu setzen, da es denn an Ausschweifungen nicht fehlen würde. Dieß zu verhindern wollte er selbst die Galeeren besteigen, um die nöthigen Befehle zu ertheilen; indem er aber seinen Fuß auf ein Bret setzte, das von dem Ufer zu einer dieser Galeeren führte, schlug es um, und Fiesco fiel ins Meer. Dieß elende Bret entschied das Schicksal der Republik Genua. Das Wasser war zwar an diesem Ort nicht tief, allein der Schlamm war groß, und der Graf schwer bewaffnet. Er konnte sich von seinen Waffen nicht losmachen; niemand war nahe bey ihm und sein Geschrey um Hülfe wurde wegen des gewaltigen

Tumults,

LIBRARY

Tumults, das die Luft erfüllte, nicht gehört, oder nicht geachtet. Seine Rüſtung, die zur Sicherheit ſeines Lebens dienen ſollte, vertrat hier die Stelle der Mord-Inſtrumente. Er ſank auf den Grund des Schlammes, und mußte alſo in dem Augenblik, da das Glück alle ſeine Entwürfe und Wünſche zu krönen ſchien, in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren, ohne alle Hülfe elendiglich umkommen.

Da man ihn nirgends finden konnte, fing man an ſeinen Tod zu ahnen. *) Die vornehmſten

*) Es iſt ſonderbar, daß ſo viele Schriftſteller, auf Wörterbücher geſtützt, die beyden Wörter ahnen und ahnden nicht unterſcheiden wollen, womit man doch zwey ganz verſchiedene Begriffe bezeichnen kann. Den Dichtern beſonders ſollte das erſtere ſanftere Wort willkommen ſeyn. Oft entſteht aus dieſem unabgeſonderten Gebrauch des Worts ahnden ein Doppelſinn, wie auch oben der Fall iſt, wo der Leſer erſt aus dem Verfolg die Meinung des Verfaſſers errathen mußte; ein Fall, den ich ſorgfältig zu vermeiden ſuche, ohne hiebey auf critiſche Machtſprüche zu ſehn, weil ſelbſt das vortreflichſte Wörterbuch mit allen Regeln, der Prüfung ſo wie der Verbeſſerung unterworfen, für mich kein Orakel iſt, und es für niemand ſeyn ſollte. Ich ahne indeß, daß man dieſe Aeußerung ahnden wird.

sten Verschwornen zweifelten gar nicht mehr daran. Verrina wünschte die fatale Neuigkeit so lange geheim zu halten, bis man den Sieg verfolgt, und einen Vertrag mit dem Senat geschlossen hätte, allein die andern Anführer, uneingedenk ihrer Gefahr, waren nicht so vorsichtig, daher breitete sich die schreckende Nachricht bald aus. Hieronymus Fiesco, der durch den Tod seines Bruders nun das Haupt seiner Familie wurde, war jetzt auch das Haupt der Verschwornen geworden; er besaß aber weder ihr Zutrauen, noch die Talente und liebenswürdigen Eigenschaften seines Bruders. Kaum hatte er dessen Tod vernommen, so marschirte er an der Spitze eines bewafneten Haufens nach dem Pallaste der Republik, um sich desselben zu bemächtigen. Auf dem Wege dahin begegneten ihm die Abgeordneten, die im Namen des Senats mit dem Grafen Fiesco zu reden verlangten. Hieronymus antwortete ihnen, daß jetzt kein andrer Graf von Fiesco als er sey, daß man ihm den Pallast der Republik übergeben sollte, und daß er nachher anhören wollte, was sie zu sagen hätten.

Dieser so oft erwähnte Pallast der Republik war damals so wie noch jetzt der Versammlungsort des Senats, und der Wohnsitz des regieren-

47821

den Doge. Faſt alle Departements und Tribunäle des Staats haben hier ihren Sitz und ihre Regiſtraturen. Hier iſt auch das Archiv, die Schatzkammer der Regierung, u. ſ. w. Das Gebäude ſelbſt iſt ſehr maſſiv gebaut, hat eine vortheilhafte Lage, und iſt mit einer ſtarken Mauer verſehn. Die Beſitznehmung dieſes Pallaſtes hätte daher die allererſte Unternehmung der Verſchwornen ſeyn müſſen, da man ſicher war, hier wenig Widerſtand zu finden. Dieſer Pallaſt und der Pallaſt Doria waren die wichtigſten Oerter, und im letztern war noch weniger Widerſtand zu fürchten, da ſich hier jedermann unvorbereitet, und ohne Verdacht befand. Dieſe nöthigen Maßregeln aber vereitelte der ſchleunige Tod des Fiesco.

Die Antwort des Hieronymus Fiesco, die er nicht überlegt hatte, belehrte die Deputirten was ſie noch nicht wußten, nehmlich den Tod des Grafen, und ſie eilten ſogleich fort, dem Senat eine ſo glückliche Nachricht zu hinterbringen. Man berathſchlagte über die Maßregeln die man nehmen wollte. Einige Senatoren waren der Meinung, man müſſe die Verſchwornen angreifen, andre aber glaubten es ſey beſſer, den Pallaſt nicht zu verlaſſen, und dieſer Rath wurde befolgt. Indeß brach der Tag an.

an. Der Tumult fing an ſich zu legen. Die Weiber rieſen aus den Fenſtern mit Geſchrey und Klagen ihre Männer, Brüder und Söhne zurück. Der Tod des Fiesco war nun allgemein bekannt. Das Volk, das aus Liebe zu ihm die Waffen ergriffen hatte, verlor ſich, und ging nach Hauſe: auch die Verſchwornen, die ſeinen Bruder Hieronymus nicht ſehr achteten, zogen ſich nach und nach zurück. Dieſer junge unerfahrne Mann ſah ſich auf einmal ohne Anhänger, und endlich von allen Menſchen, ſelbſt von ſeinen Bedienten verlaſſen; er flüchtete voll Beſtürzung nach der Kirche des heiligen Laurentius; da er ſich hier aber nicht ſicher glaubte, ſuchte er aus dem Thor Arco zu entwiſchen.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte ſich Panſa, der oben gedachte rechtſchaffene Freund des Fiesco, nach dem Pallaſt der Republik begeben. Er erſchien vor dem Senat. Die anerkannten Tugenden dieſes Mannes ſetzten ihn über allen Verdacht hinaus, den ſeine alte Freundſchaft mit dem Grafen ſonſt hätte erzeugen können. Weit entfernt ein Mißtrauen in ihn zu ſetzen, erwählte man ihn im Gegentheil, um mit dem Hieronymus Fiesco in Unterhandlung zu treten. Nach einigen Stunden kam man end-

lich überein, daß die Verſchwornen die Waffen niederlegen, und ſie dafür einen General-Pardon erhalten ſollten; wobey ihnen verſprochen wurde, daß ſie wegen dieſes Aufruhrs nie zur Rede geſetzt werden würden. Senarega, Secretair des Senats, leiſtete für dieſe Gnaden-Bewilligung Bürgſchaft. Hieronymus Fiesco verließ darauf ſogleich Genua, und begab ſich auf ſein Schloß Montobio; Ottoboni Fiesco, ſein Bruder, hingegen, ſchiffte ſich mit Verrina, Calcagno und Sacco auf die Galeere des Grafen Fiesco ein, und ſegelten nach Frankreich, woſelbſt ſie auch glücklich anlangten.

Dieß war der Ausgang der berühmten Verſchwörung des Fiesco, eine der merkwürdigſten und kühnſten, die uns die Geſchichte liefert; eine Verſchwörung, die mit ſo vieler Kunſt entworfen war, wobey eine bewundernswürdige Verſchwiegenheit beobachtet wurde, deren glücklicher Erfolg unfehlbar ſchien, und die nur bloß durch den ſehr zufälligen Tod des Fiesco eine unerwartete Endſchaft erreichte. Dieſer edle Jüngling war von der Natur zu einem großen Mann beſtimmt; auch zeigte er bereits in der Blüthe ſeiner Jahre ſeltene Talente, mit einer tiefen Politik verbunden. Er beſaß aber zu viel Ehrgeiz,

geitz, um einen guten Gebrauch von ſeinen groſſen Eigenſchaften zu machen; vielmehr ſchien er geboren zu ſeyn, ſein Vaterland zu verherrlichen, und zu unterjochen. In den glänzendſten Augenblicken ſeines Lebens, eben da er die Früchte ſeiner groſſen Bemühungen einernten ſollte, kam er um, und zwar auf eine Art, die er am wenigſten erwarten konnte. Sein Körper wurde erſt vier Tage hernach gefunden, da das Volk in Genua durchgehends glaubte, daß er noch am Leben ſey, und ſich nach Frankreich begeben hätte, um daſelbſt Hülfe zu ſuchen. Die Regierung wollte dieß Gerücht nicht widerlegen, und verbot daher den Leichnam aus dem Waſſer herauszuziehen. Vielleicht fürchtete man auch durch deſſen Anblick einen neuen Tumult zu erregen, da des Fiesco Anhänger ſo zahlreich, und das Volk ſo ſehr auf ſeiner Seite geweſen war. Nachher aber fand der Senat doch bedenklich, den Körper immerfort in dem Schlamme liegen zu laſſen; er wurde daher nach zwey Monaten heimlich herausgezogen, und ins Meer geworfen

Sobald die vornehmſten Verſchwornen Genua verlaſſen hatten, wurde alles ruhig, und die eingeriſſene Unordnung leicht wieder abgeſtellt. Zwey Tage nachher wurde dem Gebrauch gemäß ein neuer Doge erwählt. Dieſer war Benedictus

meidlichen Unterganges, der die unausbleibliche Folge ſeiner Weigerung ſeyn würde. Vielmehr war er ſo unvorſichtig zu antworten, daß er nicht mehr Herr von Montobio ſey, ſondern daß es jetzt einem viel mächtigern Herrn gehörte, wie er wäre. Hierdurch glaubte er den Genueſern Furcht einzujagen; im Gegentheil aber diente dieſe Aeußernng ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, ſich ſchleunig dieſes feſten Schloſſes zu bemächtigen.

Man beſchloß daher ohne Verzug zweytauſend Mann unter dem Commando des Auguſtin Spinola abzuſchicken, um es förmlich zu belagern, und an den Gränzen wurden die nöthigen Befehle ertheilt, ſich den Hülfstruppen zu widerſetzen, die Frankreich vielleicht ſenden möchte. Die Ausführung mußte jedoch bis zum May verſchoben werden, weil die üble Witterung den Tranſport der Artillerie verhinderte. In dieſer Zwiſchenzeit war der König von Frankreich Franzl. geſtorben, und Heinrich II. hatte den Thron beſtiegen. Dieſer Vorfall war den Maßregeln des Fiesco höchſt nachtheilig, und vernichtete ſeine Verbindung mit dem Franzöſiſchen Hofe; dennoch verlor er den Muth nicht. Die vornehmſten Verſchwornen waren bey ihm; er nahm ſo viel Soldaten in Sold, als er nur im-

mer

mer zuſammen bringen konnte, und bereitete ſich zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Das anhaltende Regenwetter war den Belagerern höchſt beſchwerlich; auch fehlte es ihnen oft an Munition, die ſie aus einer beträchtlichen Entfernung mußten kommen laſſen. Ihr Geſchütz war ſo ſchlecht beſchaffen, daß mehrere ihrer Canonen zerſprangen. Alle dieſe widrigen Zufälle machten die Belagerer mißmuthig. Endlich aber ſchoß man doch Breſche. Die Soldaten des Fiesco, die auf ihre Gefahr aufmerkſam und ſchlecht bezahlt waren, revoltirten nunmehr auch; es blieb daher nichts übrig als eine ſchleunige Uebergabe.

Fiesco ſchickte daher dem Spinola Capitulations-Vorſchläge, die aber ſo ausſchweifend waren, daß ſie ein Gelächter erregten. Fiesco war gezwungen aus einem andern Tone zu reden, und erbot ſich endlich, das Schloß zu übergeben, wenn man der Beſatzung nur einen freyen Abzug mit ihren Effecten verſtatten wollte. Auch dieſes wurde abgeſchlagen. Fiesco ſchlug darauf ſeinen vornehmſten Anhängern vor, ſich des Nachts durch die gebirgigen Abwege zu retten, in der Hofnung, daß die Feinde dieſe Oerter nicht beſetzt haben würden; Calcagno verſicherte aber, daß das Schloß ſo ſehr umringt ſey, daß es unmöglich ſeyn würde zu entkommen,

wo-

wobey er auch bemerkte, daß Fiesco, der ſehr fett, und nicht gewohnt war zu Fuß zu gehen, die großen Beſchwerlichkeiten der Flucht nicht würde ertragen können. Es wurde daher beſchloſſen, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Dieſes geſchahe denn auch nach einer zwey und vierzigtägigen Belagerung.

Die Soldaten, die bey dem Fiesco in Sold getreten waren, wurden nicht mit den andern vermiſcht, ſondern man ließ ſie alle gehen; von den Verſchwornen aber erhielt keiner Gnade. Verrina, Calcagno und Aſſereto verloren ihr Leben auf dem Blutgerüſte; auch alle übrigen wurden entweder hingerichtet, oder auf die Galeeren geſchmiedet. Der Proceß des Hieronymus Fiesco währte am längſten. Endlich wurde auch ihm am 23ſten Julius 1547. in Montobio der Kopf abgeſchlagen, und nachher dieß Schloß geſchleift. Ottoboni Fiesco, der ſich beyzeiten wieder nach Frankreich begeben hatte, war der einzige, der den übeln Folgen dieſes Aufruhrs entging; dennoch konnte er der Rache des Andreas Doria nicht entrinnen, der dem Namen Fiesco den Untergang geſchworen hatte. Ottoboni war in Franzöſiſche Dienſte getreten, und wurde acht Jahre hernach von den Spaniern gefangen.

Doria,

Doria, vermöge ſeines Credits am Spaniſchen Hofe, erhielt leicht deſſen Auslieferung. Das Schickſal dieſes Gefangenen hing alſo von ihm ab, der denn auch dieſe Gewalt auf eine Art nutzte, die ein Flecken für das Andenken eines ſo berühmten Mannes iſt. Er ließ ihn nehmlich in einen Sack nähen, und ins Meer werfen. Eleonora, die Wittwe des unglücklichen Grafen von Fiesco, wohnte ſeit dem Aufruhr in dem Hauſe ihres Vaters Cibo, und wurde nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt. Sie heyrathete nachher den berühmten General Vitellini, Marcheſe von Cetona.

Julius Cibo, Bruder der Eleonora, der mit dem Andreas Doria und dem Kaiſer ſehr unzufrieden war, wollte die Unternehmungen der Fiesco's wieder erneuern. Er trat deßhalb mit dem Franzöſiſchen Hofe in Unterhandlung, und verſprach den Franzoſen Genua zu überliefern. Der Entwurf wurde aber verrathen. Doria ſowohl als Gonzaga,

Stadt-

Stadthalter von Mayland, erhielten davon Nachricht. Cibo wurde in Montremoli im December 1547 in Verhaft genommen, nach Mayland gebracht, und daſelbſt enthauptet. Einige ſeiner Anhänger, die ſich in Genua befanden, wurden auch hingerichtet, und ſo behielten die Genueſer ihre Staatsverfaſſung unverändert.

Der Senat blieb dem Kaiſer gänzlich ergeben, und dieß durch die unabläſſigen Bemühungen des Andreas Doria, der in Genua bis an ſein Ende allen Credit und Einfluß ungeſchwächt erhielt, den ſeine Talente, ſeine Tugenden, und ſeine Thaten verdienten. Seine große Betrübniß über den Mord ſeines Neffen wurde einigermaßen durch die verdoppelte Liebe der Genueſer gemildert. Er lebte noch einige Jahre nach dieſer Verſchwörung, fuhr fort der Republik durch ſeine weiſen Rathſchläge zu nutzen, und ſtarb bezeichnet mit dem ehrwürdigſten aller Namen, der von allen Geſchichtſchreibern gebraucht, und auf ſeinen Denkmälern

einge-

eingegraben wurde: Der Vater seines Landes und der Wiederhersteller dessen Freyheit.

Ein Zweig von der unglücklichen Familie Fiesco lebte noch in Frankreich im Jahr 1683. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß der Graf Johann Ludwig Maria von Fiesco, damals das Haupt dieses Hauses, den Französischen Hof für seine Forderungen an Genua, zu interessiren wußte, die sich auf die eingezogenen Güter des unglücklichen Fiesco, Grafen von Lavagna gründeten. Dem Traktate gemäß, der 1685 zwischen Ludwig XIV. und der Republik Genua geschlossen wurde, und eine Folge des Bombardements dieser Stadt war, mußte gedachter Graf Fiesco für seine sämtliche Forderungen sich mit der Summe von 300,000 Französischen

Livres

Livres begnügen, zu deren Auszahlung sich die Republik zwey Monat nach dem gezeichneten Tractat anheischig machte.

Geſchichte
des
Papſtes Sixtus V.

Erſtes Buch.

Rom, dieſe auf ihren ſieben Hügeln vom Schickſal immerfort zu herrſchen beſtimmte Stadt, die wechſelsweiſe, durchs Schwert, durch weiſe Geſetze, durch große Cultur, durch geiſtliche Waffen, durch allenthalben zerſtreute Prieſterlegionen, durch weltliche Politik, durch ſchreckliche Bannſtrahlen, und endlich auch durch die hier thronenden bildenden Künſte, nahe und ferne Völker ihren Geboten unterwarf; hier, wo bald ein bloßes Wort des päpſtlichen Götzen, bald die geheime Feder des Jeſuitengenerals in den entlegenſten Welttheilen Revolutionen bewirkte; dieſer Regentenſitz, weniger furchtbar in den erſten zweytauſend Jahren, als in den letztern fünfhundert, ſahe zwar ſeit der Exiſtenz der das Menſchengeſchlecht unterjochenden Hierarchie, manchen durch Frömmigkeit und Tugend ehrwürdigen Oberprieſter, aber nicht einen einzigen wahrhaft großen Regenten mit der dreyfachen Krone geſchmückt, bis Sixtus V. einer der außerordentlichſten

lichſten Menſchen, die je gelebt haben, den päpſtlichen Stuhl beſtieg.

Sixtus nach ſeinem Familiennahmen Felix Peretti, wurde im Jahr 1521 in der zur anconiſchen Mark gehörigen Herrſchaft Montalto geboren, und zwar an dem nehmlichen Tage, als die Cardinäle nach dem Tode Leo X. ſich ins Conclave begaben. Sein Vater war ein Tagearbeiter in den Weinbergen, und ſeine Mutter eine Dienſtmagd. In ſeinem vierten Jahre war er dem Tode nahe. Er lag an den Blattern gefährlich nieder, und da die Dürftigkeit ſeiner Eltern ihn aller Hülfe beraubte, ſo hielt man ſein Leben für verloren; allein er ward wieder geſund; und auch ein Fall, den er in ſeinem ſechsten Jahre von einem über zwanzig Fuß hohen Gemäuer that, ſchadete ihm nicht. Schon in dieſer erſten Kindheit erregte ſein frühzeitiger Verſtand Aufmerkſamkeit, allein die Armuth ſeines Vaters verſtattete keine Wahl, und Felix mußte zu ſeiner großen Betrübniß in ſeinem neunten Jahre Schweinhirt werden. Er blieb es nicht lange. Der Zufall führte einen zum Faſtenpredigen in Aſcoli beſtimmten Franciſcaner, Nahmens Sellery, in dieſe von mehrern Wegen durchkreuzte Gegend, wo ſich der kummervolle Knabe mit ſeinen Schweinen befand. Kaum wurde er die Verlegenheit des

mit

mit dem Wege unbekannten Paters gewahr, ſo eilte er auf ihn zu, küßte ihm die Hand, und both ſeine Dienſte an, die auch gern angenommen wurden. Sogleich verließ Felix ſeine Thiere, und begleitete den Mönch, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einließ, wobey er den Verſtand des Knaben bewunderte. Dieſer erzählte ſein hartes Schickſal, und ſeine große Neigung zum Studiren; auch bath er den Pater inſtändigſt, ihn bey irgend einem Geiſtlichen in Dienſte zu bringen, weil er dadurch ſeinen Zweck zu erreichen hoffe. Sellery fragte ihn, ob er Franciſcaner werden wollte, und da Felix mit Freuden ja ſagte, ſo ſchilderte er ihm die Strenge dieſes Ordens, allein umſonſt; und ſo ſehr befürchtete der Knabe ſein Glück zu verlieren, daß er nicht einmal zurückkehren, und die ihm anvertrauten Schweine ſeinem Herrn überliefern wollte; er behauptete, ſie wüßten ihren Weg allein zu finden, und raſtete nicht eher, bis er das Franciſcanerkloſter in Aſcoli betreten hatte. Seine Munterkeit und ſeine klugen Antworten mit Demuth gepaart, erwarben ihm hier Freunde von dem Augenblik ſeiner Ankunft, worunter ſich auch der Gardian befand, und da er ſehr naiv verſicherte, ſeine Abſicht ſey, ein großer Prediger zu werden, ſo beſchloß man für den Knaben alle Sorge zu tragen, nachdem man zuvor die freudige Zuſtimmung ſeiner Eltern erhalten hatte.

Der Pater Sellery, der als Prediger im Kloſter in groſſer Achtung ſtund, nahm ihn zu ſich in ſeine Zelle, um ihn ſelbſt zu unterrichten. Dieſen Unterricht konnte Felix nicht erwarten, und ob er gleich keinen Buchſtaben kannte, ſo hatte er doch immer die Bücher des Predigers in Händen. Da er ſeinen Lehrer überall begleitete, und in der Kirche keinen Blick von der Kanzel verwandte, ſo konnte er bey ſeinem bewunderungswürdigen Gedächtniß des Abends faſt die ganzen Predigten herſagen, die er des Morgens gehört hatte. In wenigen Wochen konnte er Italieniſch leſen, und nun kam die Reihe an die lateiniſche Sprache, worin er eben ſo ſchnelle Fortſchritte machte. Indeſſen wurde er mit einem groſſen Unglück bedrohet. Der Pater Sellery ging nach Rom zurück, und der ihn beſchützende Gardian verlor ſeine Stelle. Der neue Regent des Kloſters war ein harter Mann, der viele Veränderungen machte, und auch durchaus den jungen Felix wieder zu ſeinen Eltern ſchicken wollte. Weder die beſondern Talente des Knaben, noch ſein Dienſtfleiß und unſträfliches Betragen, noch die Vorſtellungen und Bitten des ganzen Kloſters, konnten etwas über den mürriſchen Mann vermögen, der dem verzweiflungsvollen Felix nur acht Tage zu ſeinem Abzuge bewilligte. Glücklicher Weiſe aber kam in dieſer Zeit der Provincial des Ordens nach

Aſco-

Aſcoli; die Vorſtellungen bey dieſem waren nicht fruchtlos, und ſeinem Befehl zufolge blieb Felix im Kloſter dem Gardian zum Trotz, der jedoch die Geduld des ihm aufgedrungenen Knaben auf harte Proben ſtellte. Ein neuer die Gelehrſamkeit ſehr liebender Gardian machte dieſer Prüfung ein Ende, und wurde ein eifriger Beſchützer des wißbegierigen Zöglings, den man nun zum Chorknaben ernannte, und förmlich als Noviz des Ordens annahm. Er war jetzt dreyzehn Jahr alt, und konnte ſich nun ganz den Studien widmen, worin er außerordentliche Fortſchritte machte. Sein überaus lebhaftes Temperament war bisher zu Erreichung ſeines Endzwecks in Schranken gehalten worden; jetzt aber glaubte er demſelben freyen Lauf laſſen zu können, und ſo wurde er oft beleidiget, allein auf die Erinnerung des Gardians, daß ihm dieß beym Profeßablegen ſehr hinderlich ſeyn könnte, legte er ſeiner natürlich heftigen Gemüthsart, die ſich jetzt zu entwikkeln anfing, abermals Feſſeln an, duldete Widerſprüche, ja ſelbſt Beleidigungen, und ſo wurde er mit Beyſtimmung aller Kloſterbrüder wirklicher Mönch, nachdem er eben ſein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Aber auch von dieſem Augenblick an hielt er ſich für die gezwungene Einſchränkung ſchadlos, und zeigte ſowohl ſeinen Stolz, als den Geiſt der Unabhängigkeit, wo er nur konnte.

Dieß Betragen zog ihm Zänkereyen und Spottgedichte zu, die von ihm nicht unbeantwortet blieben, und zwar, ungeachtet seiner großen Jugend, war er immer siegreich. Allein hierdurch vermehrte er seine Feinde, und verminderte seine Freunde, so daß er bald von Ascoli entfernt, und nach Macerata versetzt wurde. Hier blieb er nicht lange. Sein erster Wohlthäter, der Pater Sellery, nunmehr Gardian in Fermo, bewirkte seine abermahlige Versetzung dahin, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Dieß erregte den Neid der Klosterbrüder, die sich vereinigten, und dem Provinzial eine Klagschrift übergaben, der auch sofort, ohne die Sache näher zu untersuchen, den jungen Pater Felix von neuen nach Recanati versetzte. Von hier kam er nach Ancona, wo er öffentlich über theologische und sogenannte philosophische Lehrsätze disputirte. Seine außerordentlichen Talente und sein immer zunehmender Stolz, den er jetzt nicht mehr verbarg, erzeugten ihm auch hier eine Menge Neider und Feinde. Diese, arm an Geist, nahmen zu dem elenden Mittel ihre Zuflucht, seine vormahlige niedrige Beschäftigung zu verspotten. In allen Winkeln des Klosters, wo er sich nur zeigte, hörte man nach Schweinesart grunzen. Anfangs verachtete Felix diese niedrige Beleidigungen; da sie aber kein Ende nahmen, so bewaffnete er sich

mit

mit einem großen Stock, und erklärte öffentlich, daß er dem ersten Grunzer den Kopf einschlagen würde. Ein junger Mönch, Neffe des Provinzials, trotzte dennoch dieser Drohung, und empfing dafür einen so schrecklichen Schlag, der ihm fast den Hirnschädel zerschmetterte, wobey Felix sagte: „Ich habe zwar die Schweine gehü„thet, bin aber selbst kein Schwein gewesen; willst „du nun sie nachahmen, so soll dich mein Prügel „ihre Sprache lehren.“ Der Grunzer lag sinnlos auf dem Boden; das ganze Kloster lief herbey nebst dem Provinzial, der eben damals anwesend war. Sobald dieser Mann die Sache untersucht hatte, so verleugnete er ganz den Onkel, und legte dem gereizten Felix nur eine geringe Strafe auf; um jedoch fernern Uneinigkeiten vorzubeugen, schickte er ihn in ein ander Kloster nach Osmo.

Um diese Zeit geschah die Zusammenkunft des Kaisers Carl V. und des Papstes Paul III. in Lucca. Felix wünschte sehr, sich dahin begeben zu dürfen, und dieser Wunsch wurde erfüllt, wobey er Scherzweise sagte: „Ich muß mich mit „dem päpstlichen Wesen bekannt machen, damit „ich künftig als Papst mich gehörig zu benehmen weiß.“ Solche Scherze waren bey ihm nur zu oft mit Ernst gepaart, und man sahe sehr deut-

lich, daß dieſer unbegränzte Ehrgeiz, ſich dereinſt bis zu jener hocherhabenen Würde empor zu arbeiten, ſchon in ſeinen erſten Jugendjahren bey ihm Wurzel geſchlagen hatte. In Lucca wandte er ſich an die päpſtlichen Hofleute, und war unermüdet, von allem Erkundigung einzuziehn. Als er eines Tages bey der Tafel anſtatt zu eſſen in Anſehung des römiſchen Hofes Fragen auf Fragen häufte, ſagte einer der Anweſenden: „In Wahrheit, Herr Pater, ich glaube, Sie haben Luſt, „ſelbſt Papſt zu werden?“ Felix erwiederte ganz ernſthaft: „Noch bin ich nicht alt genug dazu, „ſollte mir aber die Vorſehung dereinſt dieß Glück „beſtimmen, ſo fühle ich bey mir ſo viel Muth „es anzunehmen.“ Die Reiſe nach Lucca bey einer ſo auſerordentlichen Gelegenheit diente bey ſeiner Rückreiſe ins Kloſter, ſeinen Stolz zu erhöhn. Ein Mönch trieb damit ſeinen Spott und ſagte, er müſſe ſich jetzt demüthig vor ihm neigen, weil er Se. Heiligkeit geſehn hätte. Felix warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und antwortete: „Wenn Sie über die Ehre, daß ich den „Papſt geſehn, ſo eiferſüchtig ſind, wie werden „Sie ſich dann geberden, wenn Sie mich ſelbſt „an ſeinem Platz ſehen werden?“

Felix bath um die Veränderung ſeines Wohnkloſters, und erhielt von dem verſammelten Capitel

pitel die ungewöhnliche Begünstigung, sich selbst Ort und Kloster zu wählen. Er zog das in Ascolt vor, weil man ihn dort weggetrieben hatte, und er jetzt seinen Feinden zum Trotz durch diese seine eigenmächtige Rückkehr, allda eine Art von Triumph genoß. Dieser wurde noch größer durch seine erste Predigt, die er bald darauf in Ancona hielt. Der Papst befand sich eben damahls in dieser Stadt, wo der Zusammenfluß von Menschen außerordentlich war. Die wahrscheinliche Anwesenheit vornehmer Prälaten in der Kirche, ja vielleicht selbst die des Hohenpriesters, schien für einen ein und zwanzigjährigen Prediger abschreckend, der seinen ersten Versuch auf der Kanzel machen wollte; allein Felix, ohne auf das Abrathen seiner Freunde zu achten, trat kühn auf, und hielt eine vortrefliche Predigt. Sein nächstes Wohnkloster war in Urbino. Hier wurde ein Capitel des Augustinerordens gehalten, wobey man über theologische und philosophisch seyn sollende Theses stritt. Der Franciscaner Felix wollte dabey kein müßiger Zuhörer bleiben; er griff den stärksten Streiter an, und trieb ihn in die Enge. Noch war er kein wirklicher Priester. Erst im Jahr 1545 erhielt er diese Würde, zugleich mit dem Grade eines Baccalaureus, und nun nahm er den Nahmen Montalto an.

Da er wohl einſahe, daß er allein durch Predigten ſeinen Ruf gründen könnte, ſo wanderte er in den Faſten allenthalben umher, um zu predigen. Dieß geſchah auch zu Feſi, wo aber ſein Religionseifer ſeiner Beurtheilungskraft einen Streich ſpielte. Der Tod Luthers war damals der große Stoff in ganz Europa. Montalto griff das Andenken dieſes Reformators auf der Kanzel an, und weil derſelbe zuvor Auguſtiner geweſen war, ſo ſchonte er auch dieſen Orden nicht. Hierauf erfolgte von Seiten der Auguſtiner eine Klage beym Biſchof, und das Urtheil einer Ehrenerklärung, die denn auch von der Kanzel förmlich geſchah.

Im Jahr 1548 wurde ein Generalcapitel des Franciſcanerordens gehalten, wo der kurz zuvor zum Doctor der Theologie creirte Montalto die ganze Macht ſeiner Gelehrſamkeit und Redekunſt aufboth, und ſelbſt die geübteſten Streiter verdunkelte. Dieß hinderte jedoch nicht, daß ihn der Provinzial bald nachher durch Hintanſetzung empfindlich kränkte. Montalto brannte vor Begierde ſich zu rächen, und vermochte auch einige Mißvergnügte, eine Klagſchrift gegen den Provinzial zu unterzeichnen, die dem General zugeſandt wurde. Dieſer Verſuch aber mißglückte, und fiel auf ſeinen Urheber, der jetzt von feindſeligen Mön-

Mönchen harter Verbrechen angeklagt wurde. Er hatte von dem Provinzial übel gesprochen, war mehreremal ohne Erlaubniß ausgegangen, hatte das Chor selten besucht, sein Brevier nicht oft genug gebetet, und die Fasten nicht gehörig beobachtet. Auf diese schweren Vergehungen folgte eine Art von Gefängnißstrafe in dem Kloster zu Recanati. Der äußerst aufgebrachte Montalto wollte nach Rom zum General gehen, allein der damals sich ereignende Todesfall des Papsts Paul III. und dessen unruhige Folgen in der heiligen Hauptstadt war seiner Privatsache nicht günstig; er mußte sich unterwerfen, machte aber sofort einen Plan, sich in Rom Gönner zu verschaffen. Dieß glückte ihm auch soweit, daß der Cardinal Carpi, Protector des Ordens, wie auch der General der Franciscaner, für seine Loslassung und Beförderung zum Regentenamt stimmten, allein der rachsüchtige Provinzial vernichtete diese für seinen Gegner wohlthätige Gesinnungen dadurch, daß er ihn als einen Criminalverbrecher darstellte, der Bestrafung verdiene.

Indessen hatte man einen neuen Papst Julius III. erwählt, und das Jubeljahr 1550 fing an, wo den nach Rom Wallfahrenden Indulgenzen bewilligt wurden. Montalto bath vergebens um die Erlaubniß, auch an dieser geistlichen Wohl-

Wohlthat Theil nehmen zu dürfen. Man ſchlug ſein Geſuch rund ab, und nun entwiſchte er aus dem Kloſter und wanderte eigenmächtig nach Rom. Dieſer ſo ſehr obſervanzwidrige Schritt machte ihn zum Rebellen und der härteſten Strafe würdig, die auch an ihm vollzogen ſeyn würde, beſonders da der Ordensgeneral ſich auch jetzt mit dem Provinzial wider ihn vereinigte, wenn nicht der Cardinal Carpi den verfolgten Montalto aufs thätigſte geſchützt hätte. Endlich wurde die Sache beygelegt; doch fand man rathſam ihn zu entfernen, und er erhielt die Stelle eines Lehrers der Theologie und Predigers in Sienna, in welcher Qualität er dem in der Anconiſchen Mark gehaltenen Provinzialcapitel beywohnte, wobey er Gelegenheit hatte, ſeine Eltern zu beſuchen. Aber auch in Sienna blieb er nur kurze Zeit. Es waren dort große Unruhen ausgebrochen, und die Spanier, die damaligen Beſitzer der Stadt, waren daraus vertrieben worden. Montalto, mit dem Gouverneur Mendoza durch Freundſchaft verbunden, nahm öffentlich deſſen Partey, und verlor dadurch das ſchon erlangte Zutrauen der Einwohner. Länger in Sienna zu bleiben, war nun für ihn nicht rathſam. Der Cardinal Carpi verſchaffte ihm daher eine Predigerſtelle in Rom, wo er täglich während der Faſten unter einem auſſerordentlichen Zulauf von Menſchen predigte.

Die

Die vornehmſten Prälaten, ja ſelbſt die Cardinäle, drängten ſich, ſeine Zuhörer zu werden. Eines Tages predigte er gegen die Ketzer, deren Lehrſätze er nach ſeiner Art entwickelte. Er hatte dazu alle Gelehrten eingeladen. Es fand ſich aber auch ein Lutheraner dabey ein, der die vornehmſten Artikel in der Kirche in ſeiner Schreibtafel anmerkte, ſie zu Hauſe dem ganzen Inhalt nach niederſchrieb, und unter jedem die Worte ſetzte: „Du haſt gelogen!“ Das Pack wurde nun verſiegelt, und dem Montalto zugeſandt. Die Sache erregte Aufſehn, und wurde der Inquiſition zur nähern Unterſuchung übergeben, die jedoch nach reifer Ueberlegung unterblieb, weil man glaubte, der damahls immer wachſenden weltlichen Macht der Proteſtanten ſchonen zu müſſen.

Italien war zu der Zeit der Schauplatz großer Unruhen. Der Kaiſer Carl V. hatte ſich des dem Hauſe Farneſe zugehörigen Herzogthums Piacenza mit Gewalt bemächtigt. Um es wieder zu bekommen, wandten ſich die Farneſen an Heinrich II., König von Frankreich, der eine ſtarke Armee nach Italien ſandte. Der Papſt und ganz Rom geriethen darüber in Beſtürzung, da die von den Spaniern verübte Plünderung der heiligen Stadt noch im friſchen Andenken war.

Arm

Arm an weltlichen Waffen nahm man wie
wöhnlich zu geiſtlichen Waffen ſeine Zuflu
Heinrich wurde mit Bannſtrahlen bedroht, n
er den Krieg fortſetzen würde; gegen den
dermächtigen Octavio Farneſe aber erging
förmliche Bannfluch. Der aufgebrachte fran
ſche Monarch verboth nun ſeinen Unterth
Geld nach Rom zu ſenden, machte auch a
dem päpſtlichen Stuhl ſchädliche Verordnun
und ſuchte die Privilegien der Gallicaniſchen
che in Kraft zu ſetzen. In Deutſchland wa
von den Proteſtanten geſchlagene Kaiſer Ca
einem ſehr nachtheiligen Frieden gezwungen
den. Zu allen dieſen Unfällen kam nun noch
Befreyung Englands von der päpſtlichen
walt, und die Vernichtung aller Hoffnun
die man zu der Unterjochung dieſer Inſel b
noch gehegt hatte. Es wurden häufig Con
ria gehalten, und zahlreiche Breven ausg
tigt; der Papſt ſchrieb eigenhändig an die
nehmſten catholiſchen Fürſten; die Nuntien
ten von einem Hof zum andern, und die Ord
generale erhielten ihre Inſtructionen zur Mi
kung. Dabey wurden jedoch die Gelübde
öffentlichen Gebete nicht vergeſſen; auch
Prediger wurden vom Papſt ernannt das
zur Buße zu ermahnen. Unter dieſen war S
talto, der entſetzlich gegen alle Fürſten, Fr

und Feinde loszog, und behauptete, daß der Kaiser so wie die Könige von Frankreich und Ungarn noch ärgere Ketzer als selbst die Lutheraner wären. Diese Heftigkeit erzeugte große Klagen, die die Gesandten der beleidigten Monarchen dem Papst vorlegten, der dem Cardinal Carpi die Sache übertrug. Carpi war selbst in der Predigt gewesen, und hatte diese unzeitigen Ausfälle sehr gemißbilligt. Jetzt verwies er ernstlich dem Montalto seine Kanzelwuth, und bedeutete ihn, daß man nicht in Zeiten lebe, wo Priester den Königen dreist ihre Ungerechtigkeiten vorhalten könnten; dabey befahl er ihm, sogleich zum Spanischen Gesandten Don Silva zu gehen, um von ihm die Art der zu leistenden Genugthuung zu hören. Die Klage der Franzosen aber achtete man nicht, weil man in Rom auf diese Nation sehr erbittert war, und von ihren Drohungen jetzt nicht viel besorgte. Der Spanische Gesandte empfing ihn sehr höflich, und verlangte bloß eine schriftliche Erklärung, daß er nicht die Absicht gehabt habe, weder den Kaiser noch dessen Bruder, den König Ferdinand von Ungarn, zu beleidigen, und daß er künftig von dem Hause Oestreich nichts Respectwidriges mehr sagen wolle. Montalto mußte sich dazu bequemen, allein nie konnte er den Spaniern diese abgedrungene Demüthigung vergessen.

Ein Lehrſtuhl der Theologie war immer noch der Wunſch des Montalto; auch wurde ihm durch die Protection des Carpi einer im Kloſter des heiligen Laurentius in Neapel zu Theil. Allein hier war er unglücklicher, als er je geweſen. Seine Talente erzeugten ganze Schaaren von Neidern und ſeine heftige Gemüthsart zahlloſe Feinde. Alle Mönche des Kloſters machten eine Art von Verſchwörung, um ihm auf jede mögliche Art zu nahe zu treten; auch brachte er den Gardian, den Provinzial, alle ſeine Obern, und endlich auch den Ordensgeneral ſo ſehr gegen ſich auf, daß man ihn wie einen Rebellen behandeln wollte. Nur allein die fortdauernde Gunſt des Ordensprotectors, Cardinal Carpi, rettete ihn. Er beſchwur den ungeſtümen Montalto ſeine Leidenſchaften, die Quelle aller dieſer Feindſeligkeiten und Verfolgungen, zu mäßigen, und ſeine üble Laune umzuſtimmen; er ſtellte ihm vor, daß da er ſich freywillig den Mönchsſtand erwählt habe, ſo müßte er auch jetzt den Ordensregeln und ſeinen Gelübden gemäß handeln.

Maria ſaß damals auf dem Engliſchen Thron, deren höchſter Wunſch die Emporbringung der in ihrem Reich ſo ſehr geſunkenen catholiſchen Religion war. Die Hoffnungen des päpſtlichen Stuhls, die Britten wieder zu unterjochen, wur-

den

den von neuem belebt. Der Cardinal Polus, ein Engländer, wurde deßhalb als Nuntius an ſie abgeſchickt. Die Beſchützer des Montalto, um ſeine verdrießliche Lage in Neapel zu endigen, wünſchten ihn als Prediger bey dieſer Geſandtſchaft anzuſtellen; nur allein ſeine unruhige Gemüthsart, die in einem ſolchen Poſten große Folgen haben konnte, erregte einige Zweifel; aber ſie wurden durch ſein Verſprechen gehoben, mit Mäßigung und Klugheit zu handeln, wobey er ſagte, daß er gewiß ſey, ſich beſſer mit Hofleuten als mit Mönchen zu vertragen. Der Cardinal-Staatsminiſter Sadoletti verwandte ſich für ihn mit Eifer beym Cardinal Polus, der ſich damals in Brüſſel befand, und dieſer willigte ein. Kaum aber war die Nachricht in Rom und Neapel ruchtbar, ſo ſchrieben eine Menge Menſchen an Polus, ſchilderten Montalto mit den ſchwärzeſten Farben, und prophezeyten ihm ſchreckliche Dinge. Der beunruhigte Nuntius überließ die Entſcheidung den Cardinälen Sadoletti und Carpi, die ſich jedoch auf die Klugheit des Angeſchwärzten verließen, und ſofort für ſeine ſchleunige Abreiſe ſtimmten. Allein Montalto fand jetzt Bedenken in einer weiten Entfernung von Rom mit Perſonen zu leben, die wider ihn zum voraus eingenommen waren; er entſagte daher dem ihn zugedachten Poſten.

In Ancona wurde wieder ein Provinzialcapitel gehalten, wo ein neuer Provinzial gewählt werden ſollte. Montalto's Beſchützer gaben ſich Mühe, ihm dieſe Würde zu verſchaffen; allein der Ordensgeneral, ſein Feind, widerſetzte ſich aus allen Kräften, und erklärte dieſe Sache für unmöglich, weil die Mönche lieber den Geringſten ihres Ordens, als dieſen ſo ſehr verhaßten Confrater wählen würden. Um ihn jedoch etwas zu tröſten, wurde er als Faſtenprediger nach Genua geſchickt. Hier war ſein Schickſal das alte. Neue Zänkereyen, Verdrießlichkeiten, und ein erſtaunlicher Zulauf des Volks, ſeine Predigten zu hören. Die größte Stadtkirche konnte die zuſtrömenden Menſchen nicht faſſen, und man war genöthigt Gerüſte zu bauen. Dieſer unbegränzte Beyfall verſchaffte den Franciſcanern in Genua eine noch nie gehabte Ehre. Dieß veränderte ganz die Kloſterſcenen; weit entfernt, mehr zu zanken, huldigten dieſe Mönche nun dem Verdienſte des Mannes, der ihrem Orden dieſen Ruhm verſchaffte, und entließen ihn mit Geſchenken und guten Wünſchen. Er erwiederte dieſelben beym Abſchiede mit der Verſicherung, daß er noch nie in ſeinem Leben eine ſo große Freude gehabt habe, noch eine größere haben könnte, er müßte denn Papſt werden. Er eilte nach Rom zurück, wo ein Generalkapitel gehal-

ten

ten werden sollte. Um ihn zu beruhigen, ließ man ihm die Wahl, sich in ganz Italien einen Lehrstuhl der Theologie auszusuchen. Er wählte Venedig, weil er wegen der dort herrschenden Freyheit weniger gebunden zu seyn glaubte. Der Papst Paulus IV. hatte nun den päpstlichen Thron bestiegen. Carpi war dessen vertrauter Freund gewesen, und blieb es auch. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil des Montalto, der vom neuen Hohenpriester zu jedermanns Erstaunen auch zum General-Inquisitor in Venedig ernannt wurde.

Dieses Amt war bisher in dieser Republik unbekannt. Der Senat, der allein despotisiren wollte, ließ sowohl der Geistlichkeit, als dem Volk in Religionssachen eine Art von Freyheit, die man damals in keinem catholischen Lande fand. Die Venetianer, an diesen mäßigen Religionszwang gewöhnt, ertrugen deßhalb desto leichter die schweren Fesseln der aristocratischen Gewalt, und dünkten sich nun frey. Die mit dem neuen Amt verbundene päpstliche Vollmacht, that überdieß Eingriffe in die Staatsverfassung der auf ihre alte Vorrechte höchst eifersüchtigen Republik. Hiezu kam noch der fürchterliche Name der Inquisition, die nicht allein in der spanischen Monarchie, sondern selbst in Rom zu der Zeit mit

der gröſten Strenge verfuhr. Der Papſt war ein erklärter Eiferer für dieſes abſcheuliche Tribunal, ſo wie der Cardinal Carpi und andre Beſchützer des Montalto, den man daher wegen ſeines Charakters und ſeiner Talente für ſehr fähig hielt, dieſem neuen Poſten Anſehn zu verſchaffen. Der venetianiſche Bothſchafter in Rom, Soranzo, gab deßhalb dem neuen General-Inquiſitor die ernſtlichſten Erinnerungen, zeigte ihm die beſten und einzigen Maßregeln, um zu ſeinem und des päpſtlichen Stuhls Nutzen ſich aus der ihm bevorſtehenden kritiſchen Lage mit Ehren zu ziehn, und verſah ihn mit Empfehlungsbriefen.

Montalto reiſ'te im September 1555 von Rom ab, verweilte aber einige Zeit in Bologna, um dem Auftrag des Ordensgenerals zu Folge einen groſen Zwiſt zu ſchlichten, der in einem Franciſcanerkloſter zwiſchen dem Gardian und einigen Mönchen entſtanden war. Da alle ſeine gütlichen Verſuche nichts vermochten, ſo zeigte er ſeine Autorität. Der Gardian wurde entſetzt; einige Mönche mußten nach andern Klöſtern wandern, und zwey ließ er einkerkern. Einer dieſer letztern war Beichtvater des Grafen Popoli, der als Haupt einer der vornehmſten Familien in Bologna hier in groſem Anſehen ſtand;

er

er glaubte daher, daß es bloß seiner Verwendung bedürfe, um den Eingesperrten sogleich zu befreyen. Allein Montalto sagte ihm geradezu, daß sich weltliche Personen nicht um klösterliche Angelegenheiten bekümmern müßten. Der stolze Graf ließ Drohungen entfallen, die aber der noch stolzere Franciscaner verhöhnte. Erst im November kam er in Venedig an, wo von Rom und nun auch von Bologna aus, der Ruf eines harten grausamen Mannes schon vor ihm hergegangen war, und die Gemüther zum voraus gegen ihn eingenommen hatte.

Die Venetianer waren damals sehr aufmerksam auf die Schritte des römischen Hofes, der unter dem Vorwande der Inquisition schon mehrere Versuche in den italienischen Staaten gemacht hatte, sich in Regierungs-Angelegenheiten zu mischen. Auch in Venedig hatte man schon vier Jahr zuvor unter Papst Julius III. dergleichen anfangen wollen, allein der Senat sandte allen weltlichen Richtern Befehl zu, im Inquisitions-Tribunal bey dem Proceß als Zeugen gegenwärtig zu seyn. Der Papst nannte dieß einen Eingriff in seine Gewalt, und schickte deßhalb einen außerordentlichen Nuntius nach Venedig, der jedoch nichts ausrichtete, so daß diese der Inquisition so beschwerlichen Aufseher fort-

führen, als schweigende Beysitzer im Glaubens-Tribunal ihre Stellen zu behaupten. Die Regierung Paulus IV, eines bigotten Mannes von festem Character, ließ neue Zwistigkeiten befürchten, die man vollends nach der Wahl seines venetianischen General-Inquisitors für unvermeidlich hielt.

Diese Besorgniß war auch zu sehr gegründet. Montalto vergaß alle Erinnerung wohlmeinender Freunde, und befolgte allein die unvernünftige strenge Instruction, die ihm der römische General-Inquisitor Ghisilieri mitgegeben hatte. Kaum war er in Venedig angelangt, so ernannte er eigenmächtig einen neuen Inquisitor, und nun gieng sogleich der Zwist an. Der Senat ließ ihm sagen, daß er keine Amtshandlung ohne Zustimmung der Regierung, und ohne zuvor von ihr als vom Papst abgeordneter Inquisitor förmlich erkannt zu seyn, ausüben könnte. Montalto begriff die Nothwendigkeit dieser Anerkennung, und begab sich nach dem Palast von St. Marcus, wo er dem Staatssecretair sein Patent zeigte. Dieser wollte es nun dem Senat vorlegen, allein Montalto widersetzte sich, und behauptete, daß ein vom Papst ausgefertigtes Patent nicht von der Art sey, um von Senatoren untersucht zu werden. Der Senat ließ ihm melden, daß da

die

die Republik nicht die Schmälerung der päpſtlichen Rechte verlange, ſie auch nicht zugeben würde, daß man den ihrigen zu nahe trete. Der Nuntius ſchlug ſich nun ins Mittel, und legte den Zwiſt bey, der das Vorurtheil der Venetianer gegen den neuen Inquiſitor nur zu ſehr beſtätigte. Die Edlen bezeigten ihm wenig Achtung, das Volk verbarg ſeinen Haß nicht, und die Mönche, die ſich von ihm nicht viel Gutes zu ihrem Vortheil verſprachen, ſpäheten alle ſeine Handlungen und Worte aus, um Gelegenheit zu finden, ihn in Rom anzuſchwärzen, und auf dieſe Weiſe ſeiner los zu werden. Montalto ſetzte ſich jedoch über alles weg, und gieng entſchloſſen ſeinen Gang fort.

Wenn mit dem Poſten eines Inquiſitors Stolz und Härte keine ungewöhnliche Verbindung waren, ſo erforderte dagegen der dem Montalto noch zugetheilte Lehrſtuhl der Theologie, Sanftmuth und Herablaſſung; Eigenſchaften, die ſich nicht in ſeinem Character befänden; daher flohen ihn ſeine Schüler, und manche entſagten den Studien auf immer. Sein vorzüglichſtes Augenmerk war, ſeiner Inquiſitorwürde Ehrfurcht zu verſchaffen. Der Pater Julius, ein in Venedig ſehr geſchätzter Mönch, war wegen einer unbedeutenden Sache angeklagt worden. Montalto

miſchte ſich in dieſe ihm fremde Angelegenheit, ließ den Mönch vor ſich fordern, und da dieſer in ſeiner Rechtfertigung ſich reſpectwidriger Ausdrücke bediente, ſo wollte ihn der Inquiſitor ſogleich einkerkern laſſen, und wie einen Ketzer behandeln. Die anweſenden Mönche erſchraken, und wollten nicht als Zeugen auftreten. Montalto wollte nun das ganze Kloſter ohne weitere Umſtände eigenmächtig excommunicieren, allein der behutſame Nuntius, der da wußte, daß der Senat nur auf eine übereilte Handlung des Inquiſitors wartete, um ihn los zu werden, verhinderte dieſen verwegenen Schritt.

Um dieſe Zeit brach die Peſt in Venedig aus. Der Handel ſtand ſtill; alles Gewerbe hörte auf; die Tribunäle wären verſchloſſen, und die Klöſter auf Befehl des Senats geſperrt. Der Haß, den man überall gegen Montalto hegte, wirkte hier beſonders; er ſahe ſich bey dieſem Trübſal von allen verlaſſen, und war in Gefahr Hungers zu ſterben. Er verlor jedoch den Muth nicht, der durch eine glückliche Nachricht von neuen belebt wurde. Sein gröſßter Gönner, der römiſche General-Inquiſitor Ghiſilieri, war Cardinal geworden, und hatte nun den Namen Alexandrin angenommen. Montalto weinte vor Freuden bey dieſer Nachricht, da überdieß der neue Cardinal

mal ihm die Versicherung gab, für seine Beförderung eifrig zu sorgen. Von diesem und dem nicht minder mächtigen Cardinal Carpi beschützt, glaubte er sich jetzt stark genug, gegen den Senat öffentlich zu Felde zu ziehn. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. Der Kaiser Carl V. war gestorben, sein Bruder Ferdinand war Oberhaupt des deutschen Reichs, und sein Sohn, der bigotte, blutdürstige Philip, war Thronfolger in Spanien geworden. Der Character dieses Monarchen schien dem Papst zur Ausdehnung der Inquisition vortheilhaft; er wollte, daß dieß abscheuliche Tribunal nicht allein über Ketzereyen, sondern auch über andre Criminal-Verbrechen entscheiden sollte. Er errichtete daher ein aus sechzehn Cardinälen bestehendes Ober-Inquisitionsgericht, und ernannte den Cardinal Alexandrini zum Präsidenten desselben unter dem Titel eines Groß-Inquisitors. Dieser Prälat, überzeugt von den Inquisitorfähigkeiten des Montalto, glaubte durch ihn, und zumal in einer berühmten Stadt wie Venedig, am besten die Thätigkeit und Macht des neuen Obertribunals der Welt zeigen zu können; er schickte ihm daher eine Menge Verhaltungsbefehle zu. Unter andern sollte er die Buchhändler anhalten, keine Bücher ohne seine ausdrückliche Genehmigung weder zu drucken noch zu verkaufen; dabey erhielt er ein

langes

langes Verzeichniß aller derjenigen Bücher, die die höchste Inquisition verdammt hätte. Diese sollte er jedermann bey Strafe der Excommunication verbiethen zu lesen, oder aufzubewahren.

Diese Befehle waren dem Montalto höchst erwünscht. Er ließ sogleich alle in Venedig wohnende Buchhändler zu sich fordern, forschte genau nach dem bisherigen Verkauf der in Rom neuerlich verworfenen Bücher, und befahl ihnen bey schwerer Strafe, ihm ein umständliches Verzeichniß aller in ihren Laden und Magazinen habenden Bücher einzuliefern. Dieser Befehl setzte die ganze Stadt in Bewegung. Ein Buchhändler wagte es jedoch, dem Inquisitor zu trotzen; er weigerte sich, der Vorladung zu gehorchen, und sagte, er erkenne keine Obern, als den Senat. Der erzürnte Montalto excommunicirte ihn sofort, und ließ diesen Bannfluch an den Laden des Buchhändlers anschlagen. Jedermann gerieth in Erstaunen. Der Senat, der seine Autorität mitten in seinen Lagunen auf eine noch nie erhörte Art verspottet sah, versammelte sich, und decretirte, daß ein Häscher die Sentenz vom Laden abreißen, und in kleinen Stücken zerfetzt den Winden überliefern sollte; ferner befahl er, den Assistenten des Montalto, der das Anschlagen verrichtet hatte, in Verhaft

zu

zu nehmen, allein er war bereits im Pallaſt des Nuntius in Sicherheit. Dieſer Geſandte, der Venedig genau kannte, war mit dem Vorgefallenen höchſt unzufrieden, und beſchwur den brauſenden Montalto, mehr Mäßigung in ſeinem Amt zu gebrauchen. Dieſer aber antwortete, daß er bloß die aus Rom erhaltenen Befehle vollzöge, worauf der Nuntius erwiederte, daß man dort aus Irrthum die Venetianer ſo wie die Römer betrachtete, ſonſt würde man ſolche Befehle nicht ertheilen. Alle dieſe Vorſtellungen vermochten jedoch nichts über den ſtarrſinnigen Inquiſitor, der dem Cardinal Alexandrini meldete, daß der Nuntius ſehr gleichgültig für das Intereſſe der Inquiſition wäre. Dieſe Anklage zog dem Prälaten bittere Vorwürfe zu, von Seiten der päpſtlichen Miniſter; er beſchloß daher Montalto ſeinen Willen ungehindert zu laſſen, der jetzt alles hervorſuchte, den Senat zu bravíren. Mehr als einmal beſchloſſen dieſe gereizten Ariſtocraten ihn einzukerkern, allein jederzeit rettete ihn die thätige Verwendung des in großer Achtung ſtehenden Nuntii von dieſer Schande.

Die Spaniſchen Truppen, die jetzt nach den Befehlen ihres neuen Monarchen Philip II. handelten, verwüſteten um dieſe Zeit den Kirchenſtaat, und näherten ſich Rom. Der beunruhigte

Papſt

Papſt bemühte ſich deßhalb, alle Italieniſche Mächte wider die Spanier aufzubringen, und da Don Vargas, als Geſandter Philips ſich nach Venedig begeben wollte, ſtellte der Nuntius Graſſi in Verbindung mit dem Franzöſiſchen Geſandten dem Senat vor, daß es die Würde der Republik erfordere, den Abgeordneten eines erklärten Feindes der Kirche nicht anzunehmen. Montalto, voller Eifer für den Dienſt des römiſchen Hofes, blieb bey dieſer Gelegenheit nicht müßig. Er ſchrieb ein ſehr heftiges Memoire, worin er es den Venetianern zur Pflicht machte, einen Feind des heiligen Stuhls als den ihrigen zu behandeln; er ſchilderte das Königlich Spaniſche Haus als eine Race von Erzketzern, die man nicht allein von der Kirche, ſondern von aller Gemeinſchaft der Chriſten ausſchließen müßte. Der Nuntius wünſchte dieſe beleidigende Ausdrücke zu vermeiden; aber Montalto wollte keine Sylbe weglaſſen, unterzeichnete das Memoire allein, und übergab es in Perſon einem Staatsſecretair. Die Antwort des Senats war ſehr bitter. Es hieß: man fände es ſehr ſonderbar, daß ein niedriger Inquiſitor ſich unterſtände, das Durchlauchtige Haus Oeſtreich in einer Schmähſchrift anzugreifen, daß die Aufnahme eines Geſandten keine Religionsſache ſey, ſondern das Völkerrecht beträfe, deſſen Grundſätze die Republik nicht erſt

von

von einem Inquiſitor lernen würde; hätte der Papſt dieſen Schritt zu ihrem Unterricht nöthig geglaubt, ſo hätte er ſich geirrt; er ſelbſt aber betrüge ſich noch mehr, wenn er weltliche und Religions-Angelegenheiten mit einander vermiſchen wollte.

Vargas wurde als Geſandter des Königs von Spanien aufgenommen. Er las die Vorſtellung des Montalto, und wurde dadurch in ſolche Wuth geſetzt, daß er ihm durch ſeinen Secretair Maldredo einen Brief voll der ſchimpflichſten Vorwürfe und der ärgſten Drohungen ſchreiben ließ. Der ergrimmte Inquiſitor erwiederte dieſe Drohungen, und wollte den Geſandten, oder doch wenigſtens den Secretair in den Bann thun, allein der Senat ſchlug ſich ins Mittel, und ließ ihn warnen, nicht die Ruhe der Republik zu ſtören, noch ſeine Authorität zu überſchreiten, weil ſonſt der Senat durch die ihm von Gott verliehenen Mittel ihn zur Ruhe zwingen würde. Montalto brannte vor Begierde ſich zu rächen, mußte aber jetzt ſchweigen.

Da die Reformation dieſſeits der Alpen ſo groſſe Fortſchritte machte, ſo fanden viele Mönche in Italien auch ihr Kloſter zu enge, und verlieſſen es. Dieß veranlaßte ſehr ſtrenge Verordnungen aus Rom; alle Mönche, die man ohne hin-

hinreichende Rechtfertigung außerhalb ihrer Klöster antraf, wurden in Eisen gelegt, und eine große Menge auf die Galeeren geschickt. Montalto wollte auch den Senat zur Bestätigung dieser Verordnungen vermögen, allein man antwortete ihm, daß eine so große Strenge nicht mit der sanften Regierung der Republik verträglich wäre, und daß er sich wohl vorzusehn hätte, deßhalb keine Strafen ohne Beystimmung de weltlichen Inquisitions-Beysitzer zu vollziehn. Diese Erinnerung hinderte jedoch nicht, daß Montalto viele von Senatoren beschützte und in ihren Pallästen lebende Mönche excommunicirte, und diese Bannflüche an die Klosterthüren anschlagen ließ.

Der Tod des Papstes Paulus IV., der um diese Zeit erfolgte, beunruhigte Montalto nicht wenig; er sahe sich während des Conclave, wo die Italienischen Fürsten gewöhnlich ihre Rechte auszudehnen suchen, ohne Stütze im Kampf mit einem mächtigen ihn haffenden Senat. Er beschloß daher, Venedig auf einige Zeit zu verlassen; ein Vorsatz, den der durch ihn unaufhörlich beunruhigte Nuntius sehr billigte; und nun reis'te er im September 1559 von Venedig ab. Seine Beschützer in Rom, die Cardinäle Carpi und Alexandrini, waren jedoch mit dieser schleunigen

Abreise

Abreiſe gar nicht zufrieden; ſie hielten ſie für ſchimpflich, ſowohl für die Ehre des Inquiſitions-Tribunals, als für ſeine eigne Würde. Man warf ihm vor, er habe nicht Standhaftigkeit genug in Venedig bewieſen. Ein Zufall aber, der ſich gleich nach ſeiner Ankunft in Rom ereignete, widerlegte dieſe falſche Beſchuldigungen, mehr wie ſeine Beredſamkeit hätte thun können. Das durch die Strenge der Inquiſition aufgebrachte Volk, das ſich jetzt während der Vacanz des römiſchen Stuhls frey dünkte, brach in Aufruhr aus, verbrannte den Pallaſt der Inquiſition, riß eine dem verſtorbenen Papſt als dem neuen Stifter dieſes Tribunals errichtete Bildſäule nieder, und ſchleppte ſie unter den ſchändlichſten Mißhandlungen drey Tage lang in allen Straßen herum. Montalto ſagte nun zum Cardinal Carpi: „Dieß wäre auch mein Schickſal „in Venedig geweſen, wenn ich da geblieben „wäre; denn wie hätte ich als ein armer Mönch „mich der Wuth der freyen Venetianer entziehn „können, da das ganze Collegium der Cardinäle „nicht einmal mitten in Rom die Bildſäule eines Papſtes gegen eine Menge zuſammengerotteter Sclaven ſchützen kann?“

Der Papſt Pius IV, ein Mayländer, beſtieg endlich nach einer viermonathlichen Vacanz den

päpſtlichen Stuhl. Seine Meynung war, die Inquiſition mit aller Sanftmuth verwalten zu laſſen; allein Alexandrini ſtimmte ihn bald um, und da Montalto ihm zu ſeinem Plan vorzüglich geſchickt ſchien, ſo wurde er wieder als Inquiſitor nach Venedig geſandt, mit der Zuſicherung, ihn weiter zu befördern, wenn der Römiſche Hof mit ihm zufrieden wäre. Montalto erwiederte, daß wenn er auch genau ſeine Pflichten erfülle, ſo würde doch der heilige Stuhl nie mit den Venetianern zufrieden ſeyn.

Er traf in Venedig die Inquiſitions-Geſchäfte in ziemlicher Unordnung an. Die nicht mehr gezügelten Mönche hatten wieder die Oberhand erhalten, vernachläßigten ganz die Ordensregeln, und lebten nun jetzt freyer wie jemals. Montalto verdoppelte ſeinen Eifer die Ordnung wieder herzuſtellen, und nun brach alles mit vereinigten Kräften auf ihn loß. Eine Klage nach der andern von ganzen Mönchsconföderationen wurde dem Senat übergeben; ferner ſandten alle im Venetianiſchen wohnende Franciscaner eine Klagſchrift nach Rom an den Protector ihres Ordens; andre Mönchsſchaaren wandten ſich an das dort errichtete höchſte Tribunal der Inquiſition, und bemühten ſich zu zeigen, daß Montalto's Betragen dem Intereſſe dieſes Tribunals

höchſt

höchſt nachtheilig wäre, und daß es die übelſten Folgen haben würde; ſelbſt einige Senatoren ſchrieben mit Genehmigung des Senats an den Geſandten der Republik nach Rom, um die Zurückberufung des Inquiſitors zu bewirken, die, wie ſie behaupteten, durchaus nöthig ſey, wenn man anders die gröſte Disharmonie zwiſchen dem Papſt und dem Venetianiſchen Staat verhüten wolle.

Montalto erfuhr alle dieſe Schritte, die jedoch nicht im mindeſten ſeine Verfahrungsart änderten; indeſſen beſorgte er mit Recht, daß ein längerer Aufenthalt in Venedig dem Senat und den Einwohnern gleichſam zum Trotz, ein ſchimpfliches Fortjagen endlich nach ſich ziehn dürfte; er hielt daher ſelbſt beym Cardinal Alexandrini um ſeine Zurückberufung an, die ihm auch bewilligt wurde. Um jedoch ſeinen Feinden in Venedig ihren Triumph zu verbittern, ſo zeigte er in den letzten Wochen in ſeinem Inquiſitions-Amt, das er nun neun Monat von neuem verwaltet hatte, eine außerordentliche Strenge, und arbeitete Tag und Nacht, ſeinen Namen noch furchtbarer zu machen. Zahlreiche Citationen vor ſeinen Tribunal, Strafen, ſelbſt häufige Excommunicationen, alles dieſes vereinigt erregte endlich ein ſolches Aufſehen, daß der Senat glaubte, durch

ſeine Autorität dem Uebel ſteuren zu müſſen. Der Inquiſitor erhielt eine ernſtliche Warnung, bey ſeinen Proceduren auf die Freyheit Venetianiſcher Bürger Rückſicht zu nehmen, wo nicht, ſo würde man auch gegen ihn alle Rückſicht aus den Augen ſetzen.

Montalto achtete dieſe Drohung nicht, und fuhr fort nach ſeiner Weiſe zu handeln; aber auch der Senat zeigte bald den Willen ſeine Macht zu brauchen. Ein Franciscaner war der Ketzerey angeklagt, aber nicht überwieſen worden. Nicht ſowohl dieſen Mönch zu retten, als den Montalto zu kränken, befahl der Senat, daß er nicht der Inquiſition überliefert, ſondern von ſeinen natürlichen Richtern nach den Landesgeſetzen gerichtet werden ſollte. Nun überſtieg die Wuth des Montalto alle Gränzen; er verfertigte ein Monitorium an den Senat, und citirte einen der vornehmſten an der Regierung Theilhabenden Edlen vor ſeinem Tribunal zu erſcheinen, um von dem Betragen ſeiner Collegen Rechenſchaft zu geben. Dieſe verwegene Vorladung ließ er um Mitternacht an dem großen Thor der Marcuskirche anſchlagen; aber auch in der nehmlichen Stunde verließ er Venedig. —

Zweites Buch.

Obgleich Montalto, sobald man seine Flucht aus Venedig inne ward, auf Befehl des Senats verfolgt wurde, so entgieng er doch der über ihn schwebenden großen Gefahr, und erreichte glücklich Rom. Er sagte scherzhaft zu seinen Freunden, die ihm dazu Glück wünschten: „Ich mußte natürlich Sorge tragen nicht in der Venetianer Hände zu fallen, da ich Papst werden will.“ Er erhielt nun den Posten eines Consulenten bey dem Ober-Inquisitions-Tribunal. Ohngeachtet dieser Ehre aber wollten ihn die Mönche seines vorigen Klosters, die seine Herrschsucht und seinen unruhigen Geist fürchteten, nicht aufnehmen, ja sie schlugen ihm sogar eine Mahlzeit ab; er mußte sie bezahlen; selbst der Ordens-General stimmte diesem Ansinnen bey, und wollte, der Consulent sollte außerhalb dem Kloster wohnen. Der Streit darüber gieng so weit, daß der Papst selbst sich ins Mittel legen, und den Mönchen die

ausdrücklichen Befehle zur Aufnahme ihres Ordensbruders zuſenden mußte.

Es war damals die Zeit der tridentiniſchen Kirchenverſammlung. Die Feinde des Montalto, um ihn zu entfernen, bemühten ſich ihn dahin zu bringen, allein er wollte durchaus Rom nicht verlaſſen, weil er Hoffnung hatte, General-Procurator des Ordens zu werden. Er ward auch wirklich am Pfingſtfeſt 1561 dazu erwählt. Dieſer Wahl folgte der Tod ſeines alten Feindes des Ordens-Generals. Montalto würde jedoch durch dieſen Hintritt nicht gebeſſert; denn der neue General Avoſta war nicht minder ſein Feind. Der Procurator aber bewieß ihm bald, daß er ſich rächen könnte. Der Verfaſſung zufolge war der neue General immer der Erbe der baaren Summen des Verſtorbenen, allein Montalto widerſetzte ſich dieſem Herkommen nachdrücklich, und behauptete, daß die Gelder zum Beſten der Religion genutzt werden müßten. Seine thätigen Vorſtellungen bey den regierenden Cardinälen wirkten auch, und dieſe Summen wurden nun zur Verſchönerung der vornehmſten Franciskaner-Kirche in Rom angewandt.

Montalto erlitt jetzt einen groſſen Verluſt; ſein eifriger Beſchützer, der Cardinal Carpi, ſtarb.

ſtarb. Er war Tag und Nacht um den Kranken, zeigte ſich troſtlos, und verließ ſeinen Wohlthäter nicht eher, bis er den Geiſt aufgegeben hatte. Dieſe ungeheuchelten Thränen, die noch viele Wochen nach dem Tode des Carpi reichlich floſſen, bewieſen ein ſehr dankbares Herz, und machten auf einen andern ſeiner Beſchützer, den Cardinal Alexandrini, ſtarken Eindruck. Er tröſtete ihn daher mit den Worten: „Montalto! „Sie haben einen Freund verloren, der Sie „ſehr liebte, es bleibt Ihnen aber noch ein an„derer übrig, der Sie nicht weniger liebt.“ Der rachſüchtige Ordens-General wollte ihm nun gleich nach dem Tode des Ordens-Protectors ſeine Macht zeigen, und fing damit an, ihm zu verbieten, nicht bey den feyerlichen Exequien ſeines Wohlthäters gegenwärtig zu ſeyn. So ſehr dieſer grauſame Befehl auch dem Montalto das Herz brach, ſo mußte er doch gehorchen. Es wurde bald nachher ein General-Ordenscapitel in Florenz gehalten. Dieſe Verſammlung, wo ſein Feind den Vorſitz haben ſollte, ferne von Rom und von ſeinen Beſchützern, weiſſagte ihm nichts Gutes. Der Cardinal Alexandrini rieth ihm unter irgend einem Vorwand in Rom zurück zu bleiben; Montalto aber ſtellte ihm vor, wie ſehr ſeine Feinde dieſen Umſtand nutzen könnten; man würde ihn als einen Feigherzigen aus-

ſchreyen, der aus Furcht vor dem General ſein Amt vernachläſſigte, und das Intereſſe der Religion verabſäumte; ferner, daß dieſer von ſeiner Abweſenheit Anlaß nehmen würde, ihn zu verläumden; außerdem ſagte er, daß er vieles in Perſon dem Capitel vortragen müßte. Er reiſ'te daher ohne Verzug ab, und langte zwey Tage vor deſſen Eröffnung in Florenz an. Gleich aber im erſten Augenblick zeigte Avoſta ſeine Erbitterung; er überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ohne hinreichende Urſache Rom verlaſſen habe, und behauptete, daß ſeine Gegenwart hier ganz entbehrlich wäre; auch fand er einen Vorwand, ihn von der erſten Sitzung auszuſchließen. Montalto proteſtirte wider dieſe Ungerechtigkeit, da aber der General dieſe ſo weit trieb, ihn auch von der zweiten Sitzung auszuſchließen, wo er von Amtswegen Sitz und Stimme hatte, ſo war die Geduld des Procurators erſchöpft; er ſetzte ein förmliches Proteſt auf, voll der bitterſten Ausdrücke, heftete es ſelbſt an die Thür des Refectoriums, und nun gieng er nach Rom zurück.

Dieſe Heftigkeit hatte der General erwartet; ſie rechtfertigte ſeine Befehle, die ſofort an alle auf dem Wege nach Rom liegende Franciscaner-Klöſter geſchickt wurden, ihn in Verhaft zu nehmen. Montalto aber, der dieß ahndete, kehrte

auf

auf der ganzen Route blos in Dominicanerklöster ein. Avosta hatte eine zu schöne Gelegenheit seinen Feind aufs empfindlichste zu kränken, um sie nicht zu benutzen. Er ließ dem Montalto von dem versammleten Capitel wegen gewisser im Protest gebrauchter Ausdrücke und gegen einige Mönche ausgestoßenen Drohungen den Proceß machen, und obgleich einige diese Uebereilung tadelten, und vorstellten, daß man mit einem Mann zu thun habe, der in Rom nicht müßig bleiben, sondern selbst zu den Füßen des Papstes um Gerechtigkeit schreyen würde, so wurde doch der Procurator ungehört seines Amts entsetzt und für unfähig erklärt, je eins im Orden zu bekleiden. Diejenigen, die auf eine förmliche Vorladung angetragen hatten, wurden überstimmt, da der General alle Folgen auf sich nahm, und sogleich einen neuen Procurator erwählen ließ, und zwar den Pater Varasa, Lehrer des Cardinals Borromeo, der als Neffe des regierenden Papstes damals den Kirchenstaat und die catholische Kirche beherrschte. Durch diese Wahl hoffte der schlaue Avosta dem Credit des Montalto entgegen zu arbeiten. Um nichts zu versäumen, so mußte Varasa mit Postpferden nach Rom eilen, und seinem Beschützer Borromeo die Sache auf die zweckmäßigste Weise vorstellen. Dieser Cardinal, eben derjenige, der nach seinem Tode

unter die Heiligen verſetzt wurde, mußte wohl die Gerechtigkeit nicht unter ſeine Tugenden zählen; denn ohne den Montalto zu hören, bewirkte er die päpſtliche Beſtätigung aller im General-Capitel geſchehenen Verhandlungen. Vergebens übergab der Abgeſetzte, unterſtützt von den Cardinälen Alexandrini und Colonna, dem Papſt eine Bittſchrift um gehört zu werden. Es wurde nicht darauf geachtet. Man glaubte, daß der tiefgekränkte Montalto vor Gram den Verſtand verlieren würde. Nebſt der erlittenen Schmach ſchienen auch ſeine künftigen Hoffnungen zu verſchwinden, da Borromeo Protector des Ordens wurde.

Um dieſe Zeit ſtarb Calvin. Der römiſche Hof ſtand in dem Wahn, daß die bisherigen Anhänger dieſes Reformators, beſonders in Geneve, jetzt zur catholiſchen Kirche wieder übertreten würden. Man glaubte dieſes durch eine Miſſion guter Prediger zu bewirken, und Montalto wurde auf Alexandrini's Empfehlung zu deren Haupt ernannt. Schon wollte er abreiſen, als man dem Cardingl Borromeo vorſtellte, daß der ſo ſehr zum Mißmuth gereizte Prieſter ſich wohl gar zum Nachfolger Calvins aufwerfen könnte. Dieſe Erinnerung wirkte und die Miſſion wurde abgeändert. Borromeo ſahe jedoch das dem Montalto

geſche-

geschehene Unrecht ein, ließ ihn daher zu sich kommen, und bemühte sich durch Versprechungen ihm wieder Muth zu machen.

Einige kirchliche Angelegenheiten machten von Seiten des Papstes eine große Gesandschaft nach Spanien nothwendig. Der Cardinal Buon Compagni ward zum Legaten ernannt. Montalto, der jetzt in seiner Erniedrigung nichts so sehnlich wünschte, als sich von Rom zu entfernen, bath um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Seine Feinde suchten es zu vereiteln, und beriefen sich auf seine ehemaligen heftigen Ausfälle auf den Spanischen Hof. Alexandrini aber ließ nicht nach, und da Borromeo auch sein voriges Unrecht wieder gut machen wollte, so ging Montalto, ungeachtet aller Hindernisse, als Inquisitor bey der Legation nach Spanien. Diese Gesandschaft hatte das sonderbare Auszeichnende, daß sich bey derselben drey künftige Päpste befanden: Der Cardinal Buon Compagni, der als Gregorius XIII, Montalto, der als Sixtus V, und der Prälat Castagna, jetzt zur Assistenz des Legaten als beständiger Nuntius in Spanien bestimmt, der unter dem Namen Urban VI. nach Sixtus Tode den päpstlichen Stuhl bestieg.

Montalto lebte mit beyden Prälaten in der größten Vertraulichkeit. Er gewann ihr Zutrauen

trauen in einem hohen Grade; denn nie verließ ihn die Hoffnung, dereinst Papst zu werden. Eines Tages nahm er den auf dem Tisch liegenden Cardinalshut in die Hände, um ihn zu betrachten. Der Legat wurde es gewahr, und sagte: „Versuchen Sie, Montalto, wie er Ihnen „steht.“ „Diesen Versuch, gnädiger Herr, erwiederte dieser, werde ich machen, sobald Sie „Papst sind.“ Der Legat lächelte und sagte: „Sollte ich es werden, so soll die Probe damit „geschehen, um Ihr Verdienst zu belohnen.“ Der Prälat Castagna kam dazu; an den sich Montalto jetzt mit der Bitte wandte, sich zu erinnern, daß der Legat ihm versprochen habe, zum Cardinal zu machen, sobald er Papst seyn würde. Der Legat bejahte es und sagte scherzend: „Ich konnte ja nicht weniger thun, als „ihm den Cardinalshut versprechen, da er mir „die dreyfache Krone versprochen hat.“ Diese Güte der Prälaten gegen ihn und sein gewohnter Stolz erweckten den Neid und Haß des ganzen Gefolges. Es erfolgten für ihn unangenehme Scenen und ernstliche Vorstellungen von Seiten des Castagna, der ihm die absolute Nothwendigdigkeit zu Gemüth führte, seine Leidenschaften zu mäßigen, wenn er mit Ruhe und Ehre leben, und seine Laufbahn vollenden wollte. Montalto fühlte das Gewicht dieser Gründe, die noch durch

die

die Nachricht von der Weissagung des Ordensgenerals verstärkt wurden, der da behauptet hatte, er wollte seine Generalswürde mit Schmach verlieren, wenn Montalto länger wie einen Monath bey der Gesandschaft bliebe. Von Stund an änderte er sein Betragen; er wurde herablassend und sanftmüthig.

In Spanien widerfuhr ihm viel Ehre, sowohl von seinen Ordensbrüdern, als von den Inquisitions-Beamten, die ihn wegen besserer Einrichtung ihres noch nicht recht gegründeten Tribunals um Rath fragten. Der Hof vermehrte diese Achtung, und da der König Philipp fünf und siebenzig Missionarien nach Asien schickte, erhielt Montalto den Auftrag, sie alle nach der Reihe zu prüfen. Dieß geschah in Gegenwart des Legaten, vor dem die Schaar der Bekehrer, nämlich neun Weltpriester, drey Augustiner, drey Carmeliter, fünf Benedictiner, dreyßig Franciscaner, und fünf und zwanzig Jesuiten die Musterung passirten. Diese große Mission sollte den Spanischen Waffen gegen die Türken den Segen des Himmels verschaffen; auch hatte der Papst dem Könige einen außerordentlichen Zehnten von der Geistlichkeit zu erheben bewilligt. Von diesem angenehmen Breve war der Cardinallegat der Ueberbringer. Man vollzog es, und trieb die Geld-

Gelder ein unter großen Andachtsübungen. Die Kirchen in ganz Spanien waren unter Aussetzung des Sacraments und beständigem Gebeth neun Tage lang offen. Täglich wurde gepredigt, wobey der König mit seinem ganzen Hofstaat gegenwärtig war. Auf Philipps Aufsuchen predigte auch Montalto in der Hofcapelle. Hier suchte er zu beweisen, daß der König von der Vorsehung ausersehn wäre, das Türkische Reich zu vernichten, die Ketzerey auszurotten, und die Heiden in den entlegensten Welttheilen zu bekehren. Für diese in Italienischer Sprache abgefaßte Predigt, die hernach gedruckt und von Montalto dem Könige zugeeignet wurde, erhielt er von dem Monarchen einen silbernen mit hundert Dublonen angefüllten Kelch zum Geschenk.

Die auszeichnende Gnade setzte die andern Prediger, die nichts bekommen hatten, in Bewegung. Einer derselben, der Pater Pangora, ein mit der Italienischen Sprache vertrauter Dominicaner und wirklicher Hofprediger, machte über die Predigt des Montalto bittere Bemerkungen, critisirte Styl und Text, und behauptete, sie wäre eines christlichen Predigers unwürdig. Er hatte seine Schmähschrift nicht mit seinem Nahmen unterzeichnet, auch Montalto's Nahmen nicht genannt, sondern nur von einem

Italie-

Italienischen Priester gesprochen, der in der königlichen Capelle gepredigt hätte. Er wurde bald als Verfasser bekannt. Der Legat ließ ihn rufen, Pangora aber, der einen Minister des Königs zum Verwandten hatte, stützte sich auf diese Protection, und leugnete nicht allein die Schrift, sondern protestirte auch wider die Beschuldigung, und verlangte Genugthuung. Nun legte sich die Inquisition ins Mittel; der Drucker wurde vorgefordert, der durch dieß fürchterliche Tribunal in Schrecken gesetzt, sogleich den Pangora als Verfasser nannte. Der Nuntius sowohl als Montalto übergaben hierauf dem Könige eine Klagschrift, der auch den Pangora seiner Stelle als Hofprediger entsetzte, und um die Strafe zu vermehren, wurde er drey Monath in sein Kloster eingesperrt. Man übersetzte die Predigt, von der jedermann sprach, ins Spanische, und der Beyfall war allgemein. Philipp sandte nun dem Montalto das Patent als Hofprediger, und ließ ihm einen ansehnlichen Gehalt, Wohnung und Tafel im königlichen Pallast anbiethen, wenn er sich in Spanien niederlassen wollte. Das Patent wurde angenommen, aber das Uebrige verbethen.

Die Unterhandlungen des Römischen Stuhls am Spanischen Hofe wurden durch den Tod des

Papsts

Papſts Pius IV. unterbrochen. So ſehr auch Montalto vom Cardinal-Legaten geliebt wurde, ſo hatte doch der Cardinal Alexandrini ſich ſo lange und ſo thätig als ſein Freund bewieſen, daß er für die Wahl des letztern täglich Wünſche und Gebete that. Er verbarg dieſe Geſinnung nicht, und der Legat war ſo großmüthig, nicht darüber beleidigt zu werden. Dieſe Wünſche wurden erfüllt, und Alexandrini beſtieg im Januar 1566 unter dem Nahmen Pius V. den päpſtlichen Stuhl. Gleich in den erſten Tagen erinnerte er ſich des Montalto. Der Ordensgeneral Avoſta war geſtorben; der Generalprocurator Baraſa, unterſtützt vom Cardinal Borromeo, hielt um dieſe Würde an, und berief ſich auf ein altes Herkommen, vermöge welches das Procurator-Amt zum Generalat führt, wenn dieſes durch den Tod erledigt wird. Der Papſt antwortete auf die Vorſtellung: „Wenn dieß der „Fall iſt, ſo ſoll der alte Gebrauch genau beob„achtet werden, und Montalto, den man ſo un„rechtmäßiger Weiſe mit Uebertretung aller For„malitäten ſeines Procurator-Amts entſetzt hat, „ſoll General ſeyn.“ Das Breve, worin der Papſt ausdrücklich ſagte, daß er ihm aus eigner Bewegung die Würde ertheile, ward ſofort ausgefertigt, und durch einen Courier dem Montalto zugeſandt, der mit dem Legaten bereits Spa-

niem

nien verlaſſen hatte, um nach Rom zurück zu gehen. In Piemont traf der Courier auf die Reiſenden. „Wir müſſen uns trennen, ſagte der „Cardinal Buon Compagni, denn meine Autori„tät iſt nun zu Ende, und die Ihrige fängt an.“ Montalto aber beſtand darauf, ihn erſt nach Rom zu begleiten. Der Papſt empfing ihn als ſeinen Freund, und umarmte ihn zärtlich. Die ehmaligen Kloſterbrüder des Generals, die ihm ſogar die armſelige Koſt und eine Zelle abgeſchlagen hatten, befanden ſich in großer Verlegenheit. Um das Vergangene durch außerordentliche Ehrenbezeigungen aus ſeinem Gedächtniß zu vertilgen, empfingen ſie ihn mit einer feyerlichen Proceſſion, mit öffentlichen Lobreden und ausdrücklich dazu verfertigten Concerten, wobey Verſe zu ſeinem Lobe in allen Winkeln des Kloſters angeſchlagen wurden. Alle Ordensgenerale und die meiſten Prälaten, durch die päpſtliche Gunſt aufmerkſam gemacht, eilten ihn zu beſuchen und um ſeine Freundſchaft zu bitten.

Eine Menge Mißbräuche herrſchten im Orden. Dieſe abzuſtellen arbeitete er mit großem Eifer, und beſchloß, deßhalb die Provinzen des Kirchenſtaats, Toſcana, und das Königreich Neapel zu bereiſen. Allenthalben verbreitete er Schrecken unter den Mönchen ſeines Ordens; er zeig-

te, ſich unerbittlich bey ſeinen Strafen, und dieſe waren ſehr ſtrenge. Allen Franciscanern, die wider die Regeln des Ordens das geringſte Eigenthum beſaßen, wurde es genommen und den Klöſtern zugetheilt; andre wurden eingeſperrt, viele Gardians abgeſetzt, und meine von ihnen auf die Galeeren geſchickt. Dieſe Strenge erſtickte den mönchiſchen Ehrgeiz, und niemand drängte ſich mehr zu den obern Stellen, ſo lange Montalto General war. Es verdient indeſſen zu ſeiner Ehre bemerkt zu werden, daß die Rache an ſeinen Feinden, keinen Antheil an dieſen Strafen hatte. Er war ſo großmüthig, alles Geſchehene zu vergeſſen, und verzieh ſelbſt denen, die an ſeinem Untergange am thätigſten gearbeitet hatten. Um jeden Gedanken von Rache zu entfernen, ſo ſtellte er ſich, als ob er ihre Vergehungen, die er bey andern ſtrafte, nicht bemerkt hätte; auch mit Narasa ſöhnte er ſich aus. Nur allein gegen das Andenken ſeines Vorfahren, Avosta, zeigte er ſich rachgierig; er annullirte alle ſeine Verordnungen, und alle Mönche, die unter ihm Ordensämter bekleidet hatten, mußten Rechenſchaft ablegen. Er brachte fünf Monathe mit dieſen Reiſen zu, die jedoch noch mehr Zeit erfordert hätten; allein er beſchleunigte ſeine Geſchäfte und gab auch die Reiſe nach Neapel auf, ſo ſehr er auch wünſchte, ſich den dortigen Ordensbrüdern,

brüdern, die ihn ſo ſehr verfolgt hatten, als ihren General zu zeigen; denn der Papſt hatte ihn beym Abſchiede erinnert, ſobald als möglich wieder nach Rom zu kommen, weil er ihn gern um ſich haben wollte.

Die gezüchtigten Mönche waren indeſſen nicht müßig geweſen; von allen Gegenden waren dem Cardinal Protector des Ordens Briefe voll der heftigſten Klagen über ſeine Härte zugeſandt worden, der ſie auch dem Papſt vorgelegt hatte. Montalto aber rechtfertigte ſich vollkommen gleich bey der erſten Audienz, ſo daß ihm der Papſt ſein ganzes Vertrauen ſchenkte, und bey allen Staatsgeſchäften zu Rathe zog; ja er befahl ſeinem Neffen Bonelli, den er zum Cardinal gemacht hatte, und der jetzt den Nahmen ſeines Onkels Alexandrini führte, fleißig Montalto zu beſuchen, um von ihm zu lernen. Es entſtand auch bald zwiſchen beyden eine vertraute Freundſchaft. Der darüber erfreute Papſt fuhr fort, dem General immer neue Zeichen ſeiner Gewogenheit zu geben; er ernannte ihn zu ſeinem Beichtvater, und wenig Monathe nachher machte er ihn zum Biſchof. Das ihm ertheilte Bisthum St. Agatha war zwar keines der beträchtlichſten; der Papſt aber hatte nicht erſt die Erledigung eines andern abwarten wollen, weil es darauf an-

kam, dem Montalto ſo geſchwind als möglich den Eintritt in den geheimen Staatsrath zu verſchaffen, der alle Woche zweymal im päpſtlichen Pallaſt gehalten wurde, und aus vier Cardinälen und drey Biſchöfen beſtand.

Dieſer Staatsrath war damals wichtig beſchäftigt. Vorzüglich waren die kirchlichen Angelegenheiten in England der Gegenſtand ihrer Berathſchlagungen. Die Königinn Eliſabeth gründete die proteſtantiſche Religion immer mehr in ihrem Königreiche, und ſchränkte dagegen die Freyheiten der Catholiken auf alle Art ein. Hiezu kam die von dieſer Prinzeſſinn den Belgiern bewilligte Unterſtützung, die gegen den König Philipp und gegen Rom in Waffen waren. Dieſer Monarch hoffte in ſolcher Lage viel von den Wirkungen eines auf die Königinn gerichteten päpſtlichen Bannfluchs, der ehmals mächtig genug geweſen war, alle Bande des Staats und der Geſetze aufzulöſen, die höchſte Unordnung in groſſen Reichen zu erzeugen, und ſtolze Könige auf ihren Thronen zittern zu machen; er kannte die Kirchenceremonien und die Spaniſche Hofetiquette beſſer, als den Geiſt ſeines Zeitalters, und die Fortſchritte der Vernunft im nördlichen Europa. Dringend lag er daher dem Römiſchen Hof um ſeine Bannſtrahlen an, und weil man damit

damit, aus guten Gründen immer zögerte, so ließ er sich herab, selbst an Montalto zu schreiben, ihm zu seiner bischöflichen Würde Glück zu wünschen, und ihn zu bitten, den Papst zur Beschleunigung der so gewünschten Excommunication zu vermögen. Man schritt endlich zu diesem Mittel, und Montalto mußte die Bannbulle entwerfen, die auch unabgeändert beybehalten wurde. Er wollte Besitz von seinem Bisthum nehmen; der Papst aber wollte ihn nicht aus Rom lassen, daher ein anderer mit dem Titel eines Großvicarius, es in seinem Nahmen thun mußte.

Es liefen häufige Nachrichten aus Asien ein, die die großen Fortschritte der christlichen Religion in jenem Welttheil meldeten. Dieß veranlaßte ein Dankfest und eine feyerliche Procession in Rom, der selbst der Papst beywohnte; auch geschah zur Verherrlichung des Festes eine Cardinals-Promotion, wobey Montalto den Purpur erhielt. Diese große Stufe zur päpstlichen Krone, bestieg er im May 1570, als er neun und vierzig Jahr alt war. Da seine Einkünfte nicht mit seiner neuen Würde in Verhältniß standen, so gab ihm der Papst eine kleine Pension, und eine ansehnliche Summe zu seiner Einrichtung; ähnliche Geschenke bekam er vom Cardinal Alexandrini und

trauen in einem hohen Grade; denn nie verließ ihn die Hoffnung, dereinst Papst zu werden. Eines Tages nahm er den auf dem Tisch liegenden Cardinalshut in die Hände, um ihn zu betrachten. Der Legat wurde es gewahr, und sagte: „Versuchen Sie, Montalto, wie er Ihnen „steht.“ „Diesen Versuch, gnädiger Herr, erwiederte dieser, werde ich machen, sobald Sie „Papst sind.“ Der Legat lächelte und sagte: „Sollte ich es werden, so soll die Probe damit „geschehen, um Ihr Verdienst zu belohnen.“ Der Prälat Castagna kam dazu; an den sich Montalto jetzt mit der Bitte wandte, sich zu erinnern, daß der Legat ihm versprochen habe, zum Cardinal zu machen, sobald er Papst seyn würde. Der Legat bejahte es und sagte scherzend: „Ich konnte ja nicht weniger thun, als „ihm den Cardinalshut versprechen, da er mir „die dreyfache Krone versprochen hat.“ Diese Güte der Prälaten gegen ihn und sein gewohnter Stolz erweckten den Neid und Haß des ganzen Gefolges. Es erfolgten für ihn unangenehme Scenen und ernstliche Vorstellungen von Seiten des Castagna, der ihm die absolute Nothwendigkeit zu Gemüth führte, seine Leidenschaften zu mäßigen, wenn er mit Ruhe und Ehre leben, und seine Laufbahn vollenden wollte. Montalto fühlte das Gewicht dieser Gründe, die noch durch

die Nachricht von der Weiſſagung des Ordensgenerals verſtärkt wurden, der da behauptet hatte, er wollte ſeine Generalswürde mit Schmach verlieren, wenn Montalto länger wie einen Monath bey der Geſandſchaft bliebe. Von Stund an änderte er ſein Betragen; er wurde herablaſſend und ſanftmüthig.

In Spanien widerfuhr ihm viel Ehre, ſowohl von ſeinen Ordensbrüdern, als von den Inquiſitions-Beamten, die ihn wegen beſſerer Einrichtung ihres noch nicht recht gegründeten Tribunals um Rath fragten. Der Hof vermehrte dieſe Achtung, und da der König Philipp fünf und ſiebenzig Miſſionarien nach Aſien ſchickte, erhielt Montalto den Auftrag, ſie alle nach der Reihe zu prüfen. Dieß geſchah in Gegenwart des Legaten, vor dem die Schaar der Bekehrer, nämlich neun Weltprieſter, drey Auguſtiner, drey Carmeliter, fünf Benedictiner, dreyßig Franciſcaner, und fünf und zwanzig Jeſuiten die Muſterung paſſirten. Dieſe große Miſſion ſollte den Spaniſchen Waffen gegen die Türken den Segen des Himmels verſchaffen; auch hatte der Papſt dem Könige einen außerordentlichen Zehnten von der Geiſtlichkeit zu erheben bewilligt. Von dieſem angenehmen Breve war der Cardinallegat der Ueberbringer. Man vollzog es, und trieb die Geld-

Theil. Der König Philip war der erſte, der dieſe Bulle, wider welche man an allen Höfen murrete, in ſeinen Staaten bekannt machte; aber weder der König von Frankreich noch die Republik Venedig wollten ſie annehmen.

Mit der Ausarbeitung und kraftvollen Unterſtützung dieſer Bulle hörte die Thätigkeit des Montalto auf. Da die Begierde nach der päpſtlichen Krone jetzt bey ihm ſtärker als je war, ſo dachte er ernſthaft über die Mittel nach, dazu zu gelangen. Er erſchrak über die ungeheure Kluft, die ihn davon entfernte; denn im Grunde ſahe er jetzt als Cardinal nicht mehr Wahrſcheinlichkeit vor ſich, Papſt zu werden, als in ſeinem niedrigen Mönchsſtande. Ohne mächtige Freunde und Anverwandten, ohne beſchützende Höfe und ohne Reichthümer, waren bloß ſeine Talente, ſein großer Geiſt und ſeine Erfahrung in Geſchäften, ſeine Fürſprecher. Aber eben dieſe Eigenſchaften ſtanden ihm im Wege; und was ſeine Wahl zum Papſt vollends undenkbar machte, war ſein bekannter ſtolzer, heftiger und unbiegſamer Charakter. Dieſe für jeden andern unüberſteigliche Hinderniſſe ſchienen jedoch einem ſo außerordentlichen Mann, wie Montalto war, nicht unmöglich, aus dem Wege zu räumen. Hiezu aber war ein höchſt ſonderbarer Plan und eine

über

über alle Begriffe standhafte Ausführung desselben erforderlich. Es kam darauf an, Rom, Italien, ja die ganze catholische Welt zu täuschen; alle schlaue Priester, die den päpstlichen Stuhl umgaben, alle hellsehende Feinde, seine Freunde, seine Familie, seine Bedienten, überhaupt jeder lebende Mensch, alle mußten gröblich hintergangen werden. Die wahrscheinliche Befriedigung des höchsten Ehrgeitzes war die Belohnung der schweren täuschenden Rolle; Schande und Spott stand dagegen auf der zu frühen Entdeckung.

Seinem Entwurf zufolge wurden nun Charakter und Lebensweise verändert. Der Stolzeste der Menschen zeigte jetzt in Sprache und Gebehrden nichts als Demuth, keine Spur von heftiger Gemüthsart, ja selbst die größte Gelassenheit bey Beleidigungen. Er entsagte allen Geschäften, allen Freunden, ja allem Umgange, um mitten in Rom ein einsiedlerisches Leben zu führen. Bisher hatte er immer seine Familie unterstützt; jetzt schrieb er seinen Verwandten, sie möchten für sich sorgen, und nicht mehr an ihn denken, weil er sich hinführo ganz allein dem Himmel widmen wollte. Seine Kleidung, seine Wohnung, seine Nahrung, alles war einfach. Eine so erstaunliche Veränderung mußte jeder-

mann auffallen. Kluge und Einfältige, Freunde und Feinde, alle sahen den Bewegungsgrund ein. Ganz Rom spottete darüber, und die Ueberzeugung einer zu spielenden Rolle schien bey Jung und Alt tiefe Wurzel zu schlagen, und alle seine ehrgeizigen Absichten in der Geburt zu ersticken. Er mußte diese Spöttereyen oft selbst anhören; dennoch fuhr er standhaft in seinem Entwurfe fort. Kaum hatte er diese Veränderung angefangen, so starb der Papst Pius V. Montalto ging mit den andern Cardinälen ins Conclave, nahm aber gar keinen Theil an allen Bewegungen und Cabalen der verschiedenen Factionen bey der neuen Wahl; er bekümmerte sich um gar nichts, redete mit niemand, wenn er es vermeiden konnte, sperrte sich in seine Zelle ein, und verließ sie nie, als um Messe zu hören. Denjenigen, die ihn zu ihrer Partie gewinnen wollten, antwortete er, daß er noch nie im Conclave gewesen, und daher desto eher mißleitet werden könne; er wollte deßhalb alles erfahrnern Personen als er wäre überlassen.

Ein so sonderbares Betragen von einem Manne, der funfzig Jahre lang in allen Lagen den unbiegsamsten und unruhigsten Geist selbst mit Lebensgefahr gezeigt hatte, empörte alle seine Mitbrüder; auch sagte ihm der Cardinal Gambara,

Para, der ſeine ganze Beredſamkeit aufgeboten hatte, des Montalto Stimme für ſeine Faction zu erhalten, endlich ſpöttiſch ins Geſicht: „Ich „rathe Ihnen, dieſe einſiedleriſche Rolle bis auf „ein andermal zu erſparen, denn jetzt dürfte für „Sie nichts zu hoffen ſeyn.“ Man ließ ihn jedoch nicht in Ruhe; immer kamen Cardinäle und drangen in ihn wegen ſeiner Stimme; er wieß ſie aber alle ab mit der Aeußerung, daß er nach ſeinem Gewiſſen keinem den Vorzug geben könnte, weil er ſie alle für würdig hielte, die Kirche zu regieren; er ſagte, ſein Wunſch wäre, ſo viel Stimmen zu haben, als Cardinäle wären, um einem jeden die Seinige zu geben. Der Cardinal Farneſe, der wegen ſeiner mächtigen Familie und ſeines Anhangs im Cardinals-Collegio ſo wie in ganz Rom in großem Anſehn ſtand, erhielt eine ähnliche Antwort, worauf er ſagte: „Suchen Sie ſich andre Narren aus, die dieß „alberne Vorgeben glauben können.“

Der Cardinal Buon Compagni, eben derjenige, der als Legat mit Montalto in Spanien geweſen war, wurde zum Papſt erwählt, und nahm den Nahmen Gregorius XIII an. Montalto erfuhr es nicht eher, als bis die Wahl durch Stimmenmehrheit geſchehn war; er bezeigte dem Papſt ſeine Freude, mit der Verſiche-

rung,

rung, daß er nie ſein vormahliges gütiges Betragen gegen ihn vergeſſen würde. Der Papſt war mit dieſer Aeußerung zufrieden, weil er aber ſo wie viele andre anfing zu glauben, daß mit dem Geiſte dieſes Cardinals wirklich eine Veränderung vorgegangen ſeyn müßte, ſo bekümmerte er ſich weiter nicht ſehr um ihn. Obgleich Montalto keinen Theil an Staatsgeſchäften zu nehmen wünſchte, ſo war doch dieſe Verachtung von Seiten des Hohenprieſters nicht in ſeinem Plan; um ſie zu vernichten, vollendete er ein ſchon in Spanien angefangenes Werk; dieß war ein Commentar über den heiligen Ambroſius. Er eignete das Buch dem Papſt zu, der es jedoch kaltſinnig aufnahm, und während ſeiner ganzen Regierung fortfuhr, ihm mit Verachtung zu begegnen; auch wurde er nie mehr zu den wichtigen Congregationen berufen, die über das Intereſſe der Kirche berathſchlagten, da er doch zuvor die Seele dieſer Verſammlungen geweſen war. Dieſe Hintanſetzung rührte den ſtolzen Mann aufs empfindlichſte, und er hatte die größte Mühe, ſeinen Schmerz zu verbergen; aber ſeinem Plan getreu und durch die Hoffnung allein unterſtützt, begrub er ſich in ſeine Bibliothek, und vermehrte ſie noch von ſeinen geringen Einkünften, die nur 2000 römiſche Thaler *) betrugen, und ihn zu einer

*) Zwey römiſche Thaler oder Scudi ſind ungefähr ſo viel wie ein Ducaten.

einer groſsen häuslichen Oekonomie nöthigten. Einige reiche Cardinäle hatten Mitleiden mit ihm, und ſchenkten ihm aus Barmherzigkeit eine Anzahl Bücher aus ihren zahlreichen Bibliotheken.

Die chriſtlichen Flotten waren damals gegen die Türken vereinigt, und dreyhundert Spaniſche, Venetianiſche, Maltheſiſche und päpſtliche Kriegsſchiffe unter Anführung des Johann von Oeſterreich, des natürlichen Bruders Philipp II, waren in der Nähe von Corfu verſammelt. Ungeachtet der dringenden Vorſtellungen des Venetianiſchen Befehlshabers wollte Johann nicht ſchlagen. Die Flotten trennten ſich nun, und die erzürnten Venetianer machten ohne ihre Bundsgenoſſen einen Separatfrieden. In Rom war man darüber ſehr aufgebracht; Montalto aber, der ſeine Urſachen hatte, die Venetianer zu gewinnen, vertheidigte ihr Betragen mit Wärme, wofür ihm die Republik danken ließ.

Er hatte ein kleines Haus gekauft, unweit der Kirche Maria Maggiore; hier lebte er von wenigen Bedienten umgeben ſo frugal, wie ein armer Mönch. Alles Geld, was er erſparen konnte, wandte er an die Armen. Das Jubeljahr 1575 zog eine Menge Pilger nach Rom, Die Hoſpitäler und Klöſter konnten ſie nicht alle

beher-

beherbergen. Montalto nahm ſo viel auf, als er nur konnte, und ließ ihnen auch Eſſen und Trinken geben; vorzüglich aber waren die Kranken der Gegenſtand ſeiner Vorſorge; er unterſtützte ſie in ſeiner Armuth nach äußerſter Möglichkeit. Dieß Betragen erwarb ihm unter dem Volk viel Achtung, die er noch durch ein fleißiges Beſuchen der Kirchen vermehrte. Den größten Theil des Tages brachte er im Beichtſtuhl zu, wo ſich das durch ſeine exemplariſche Frömmigkeit erbaute Volk Scharenweiſe hindrängte. Die größten Böſewichter kamen, geſtanden ihm ihre Schandthaten, und verließen zufrieden ſeinen Beichtſtuhl. Auf dieſe Weiſe erfuhr er, Trotz ſeiner Einſamkeit, die geheimſten Vorfälle in Rom, die Sittenloſigkeit und ihre Quellen, die ſchwärzeſten Verbrechen und ihre Triebfedern.

Es kam aus Conſtantinopel ein jüdiſcher Agent nach Rom, um wegen der gefangenen Chriſten und Türken zu unterhandeln. Der Cardinal Buon Compagni, Neffe des Papſtes und ſein vornehmſter Miniſter, rief deßhalb eine Congregation zuſammen, zu welcher auch Montalto eingeladen wurde. Dieſer aber, der ſich von wichtigern Geſchäften ausgeſchloſſen ſah, und überdieß immer ſeinen Plan vor Augen hatte, entſchul-

ſchuldigte ſich zu erſcheinen, unter dem Vorwande, daß er von ſolchen Dingen nichts verſtände, und ſich für ſein übriges Leben ganz der Theologie gewidmet habe. Der Papſt, dem man dieſe Entſchuldigung meldete, wollte ſie jedoch nicht annehmen, und befahl ihm, dabey gegenwärtig zu ſeyn. Er gehorchte; man war aber ſo wenig mit ihm zufrieden, daß als bald nachher die Peſt in Italien ausbrach, und eine andre Congregation gehalten wurde, der Papſt den Nahmen des auf der Liſte befindlichen Montalto ausſtrich, mit der Aeußerung, daß man keine ſchläfrige, ſondern thätige Perſonen dazu berufen müßte.

Montalto hatte vom vorigen Papſt, ſo wie alle arme Cardinäle, eine kleine Penſion zur Verbeſſerung ſeiner ohnehin geringen Einkünfte erhalten. Alle dieſe Penſionen zog Gregorius XIII jetzt ein. Der Cardinal Alexandrini ſtellte dem Papſt die ſchlechten Umſtände des Montalto vor, erhielt aber zur Antwort: „Wollen Sie ihm „Gutes thun, ſo ſollen Sie meinen Segen „haben.“ Dieſen Tauſch fand der Cardinal nicht für rathſam. Montalto zeigte jedoch darüber keinen Verdruß; im Gegentheil, ſobald er den Cardinal Buon Compagni, Neffen des Papſtes, ſahe, deſſen Wohlwollen zu erhalten in ſeinem

Plan

Plan lag, versicherte er ihn seiner Bereitwilligkeit, alles, selbst sein Kleid, herzugeben, da er überzeugt wäre, daß Se. Heiligkeit alles zum Besten der Christenheit anwenden würden; er fügte hinzu, er habe genug ohne die Pension, und bedauerte nur, daß er sie nicht schon längst von selbst aufgegeben habe.

Obgleich er, um die Idee zu gründen, daß er ohne allen Anhang wäre, die Verbindung mit seiner Familie abgebrochen hatte, so liebte er jedoch einen seiner Neffen mit so großer Zärtlichkeit, daß er dem Wunsch nachgab, ihn in seiner Einsiedeley bey sich zu haben. Er ließ ihn nach Rom kommen, kleidete ihn sehr einfach, und wurde selbst sein Lehrer, wobey er immer sagte: „Wenn du Vernunft und Muth hast, so wirst „du die Stütze unsrer Familie werden. Ich ha„be das Meinige gethan.“ Dieser wißbegierige Jüngling aber, die Freude und Hoffnung des Montalto, wurde ihm auf eine schreckliche Weise entrissen. Er fiel durch die Hand eines Meuchelmörders. Der tiefgebeugte Onkel, getreu seinem Plan, verleugnete auch jetzt seine Empfindungen; er verbarg seinen Schmerz und wollte nicht einmal gegen den Mörder, der frey herumging, klagbar werden. Einige Cardinäle und Prälaten kamen ihn zu trösten und zur Klage aufzufor-

zufordern, allein Montalto ſagte, er überließe die Sache Gott, weil die Rache einem Chriſten nicht gezieme. Manche ſchüttelten bey dieſen Reden die Köpfe; die meiſten aber bewunderten dieſe exemplariſche Denkungsart.

Der Czaar von Rußland ſchickte einen Geſandten nach Rom, um das Vorwort des Papſtes als des gemeinſchaftlichen Vaters der Chriſten bey dem Könige Stephan von Pohlen zu erbitten, der, ein Gegenbild zur Geſchichte unſrer Tage, — — — die moſcowitiſchen Länder verheerte. Dieſe Geſandſchaft von einem der griechiſchen Religion zugethanen Monarchen, ſchmeichelte dem päpſtlichen Stolz; ſie wurde daher ſehr prächtig empfangen. Der Ruſſe aber weigerte ſich, den Pantoffel des Papſtes zu küſſen. Da er fertig Latein redete, und Montalto mit dieſer Sprache mehr wie alle andre Cardinäle vertraut war, ſo erhielt er den Auftrag, dem Geſandten dieſe durchaus nöthige Ceremonie zu erklären, und ihn zur Unterwerfung zu bereden, welches ihm auch gelang. Der Papſt belohnte dieſe Grimaſſe durch etwas ſehr Weſentliches; er vermochte den ſieghaften König von Pohlen zu einem Vergleich, und verſchaffte dadurch beyden Reichen Friede. Der Geſandte reiſ'te ſehr zufrieden von Rom ab; er hatte oft Montalto beſucht, konnte

sich aber dessen Demuth, schlechte Wohnung und Lebensweise nicht erklären, da die andern Cardinäle, mit ihm von gleicher Würde, sich in ihren Palläſten durch Stolz und königliche Pracht auszeichneten.

In Malta hatten große Zwiſtigkeiten geherrſcht, die ſo weit kamen, daß die Ritter den Großmeiſter gefangen hielten. Durch die Vermittelung des Papſtes wurden dieſe Unruhen im Jahr 1581 geſtillt. Der Großmeiſter kam ſelbſt mit hundert der vornehmſten Ritter nach Rom dem Hohenprieſter zu danken. Die Demuth des Montalto machte auf ihn ſolchen Eindruck, daß er ihn faſt täglich beſuchte, und ihn zum Tröſter auf ſeinem Todbette haben wollte, da der Großmeiſter bald nachher tödlich krank wurde. Montalto verließ ihn nicht eher, bis er den Geiſt aufgegeben hatte, und erhielt für dieſen Liebesdienſt ein kleines Vermächtniß.

Schon lange hatten die Aſtronomen die Nothwendigkeit einer Calender-Reformation bewieſen. Ein Mathematiker, Namens Lilio, ſchrieb darüber einen mit genauen Berechnungen verbundenen Tractat. Montalto nahm ſich der Sache eifrig an, und trug ſie dem Papſt vor, der jedoch anfangs nicht darauf achtete, allein endlich durch das anhaltende Bitten des Cardinals bewogen,

ogen, den Vorſchlag unterſuchen ließ, und ihn dann den vornehmſten Höfen und Univerſitä- n in Europa mittheilte. Der Calcul wurde hr richtig befunden, und im Jahr 1583 nahm ie verbeſſerte Gregorianiſche Zeitrechnung in anz Europa ihren Anfang. Alſo auch dieſe nd- ige Verbeſſerung, deren Vortheile wir noch tzt genießen, war im eigentlichſten Verſtande as Werk des Montalto, der ſelbſt in dem Stan- e ſeiner ſentimentalen und politiſchen Erniedri- ung der Welt Nutzen zu ſtiften ſuchte. Seine itbrüder im Purpur beneideten ihn nicht um ine Gelehrſamkeit und deren Anwendung; ſie gnügten ſich an dem, was ihr Loos war: old, Anſehn und Gewalt.

Eine große Hungersnoth wüthete in Rom, oran die Habſucht des Cardinal-Miniſters chuld war. Montalto gab den Armen alles, as er hatte; da es ihm aber zuletzt an Lebens- itteln ſo wie am Gelde fehlte, ſo nahm er ſei- Zuflucht zum Cardinal Colonna, der ihn groß- üthig unterſtützte. Dieſe Almoſen theilte er ieder mit dem Dürftigen, weßhalb ihn das Volk s einen Heiligen betrachtete.

Mitten unter dieſer Volksnoth entſtanden in om andre Unruhen, die viel Blut koſteten, obey auch Montalto in Lebensgefahr kam. Die

Häſcher hatten einen Banditen verfolgt; dieſer Elende glaubte ſich im Pallaſt Orſini zu retten, allein man nahm ihn hier gefangen. Eine Anzahl römiſcher Ritter, worunter ſich auch einer aus dem Hauſe Orſini befand, kamen von einem Spatzierritt und ſtießen auf die Häſcherſchar, die der Barigello, das Oberhaupt dieſer Menſchenzunft, in Perſon anführte. Man rieth ihm ernſtlich, den Gefangenen frey zu laſſen, und da er dieſes verweigerte, ſchlug ihn der Ritter Muſticucci mit dem Stock. Der Barigello ſchrie ſeinen Leuten zu, Feuer zu geben; dieß geſchah, und drey Ritter ſtürzten tödlich verwundet zu Boden, worunter auch Muſticucci war, der gleich darauf ſtarb. Am nächſten Tage folgten ihm auch im Tode die beyden andern. Noch andere Menſchen wurden verwundet. Montalto kam eben aus der Kirche, und da ihn ſein Weg gerade auf dieſen Mordplatz führte, ſo war er ein Zeuge des blutigen Auftritts, wobey auch ſein ihm folgender Bediente eine Wunde bekam.

Ganz Rom gerieth in Aufruhr. Alle Verwandte und Freunde des Hauſes Orſini und der andern Ermordeten griffen zu den Waffen, durchſtrichen die Stadt, und maſſacrirten zwey Tage lang alle Häſcher, die ſie nur anſichtig werden konnten; ſie verfolgten ſie ſelbſt bis in den Vorhof

of des päpstlichen Pallasts. Der Barigello ver-
chte es, sich verkleidet aus der Stadt zu ret-
n; er wurde aber ertappt, und da der Papst
em aufgebrachten Adel und dem wütenden Volk
n förmliches Justizopfer schuldig zu seyn glaub-
, so wurde diesem Urheber des Blutbades der
opf abgeschlagen.

Montalto hatte nun nebst andern Rollen auch
it drey Jahren die Rolle eines kränklichen und
hwachen Mannes gespielt; auch ging er selten
ders aus dem Hause, als wenn er die Kirchen
suchte. Der Gesundheits-Zustand des Papstes
rsprach kein langes Leben; alles also kam auf
e nächste Vacanz des heiligen Stuhls an. Sei-
: List und Klugheit mußte daher jetzt verdop-
lt werden. Nach dem Maaß, daß der Papst
änker wurde, nahm auch Montaltos verstellte
rankheit zu. Sein Alter hatte er jederzeit ge-
im gehalten, und seitdem er Cardinal war,
ben Jahr höher angegeben. Um dieß desto
aubwürdiger zu machen, vernachläßigte er sei-
n Bart, seiner Anzug, und die nöthige Rein-
hkeit. Alles dieses paßte gut zu seiner Kränk-
hkeit und zu den beständigen Klagen eines durch
ter entkräfteten Körpers. Wenn er nöthige
renbesuche unterließ, so war die Entschuldi-
ng, daß seine Beine ihn nicht mehr tragen

wollten. Er huſtete und keuchte beym Treppenſteigen, als wenn er den Athem verlieren ſollte. In dieſem Zuſtande traf ihn einſt der Cardinal della Torre, und wurde ſo gerührt, daß er ſagte: „In Wahrheit, dieſe Höflichkeit wird Ihnen „das Leben koſten! Um Gotteswillen ſchonen „Sie ſich!“ „Was will dieſer Lazarus bey uns“ ſagte einſt ein ſtolzer Cardinal, als Montalto auf ſeiner Krücke dem Pallaſt langſam zukroch. Der Prälat Caſtagna, ehemals Reiſegefährte des Montalto in Spanien, war Cardinal geworden, und kam jetzt nach Rom, wo er von ſeinem alten Freunde einen Beſuch erhielt. Caſtagna erſchrak, als er ihn erblickte, und ſagte: „Ich „finde Sie ſehr verändert ſeit unſrer Spaniſchen „Reiſe.“ Die Antwort des Montalto war: „Das Alter drückt mich, und ich erliege unter „meinen körperlichen Schwachheiten.“

Die Angelegenheiten der Kirche im Türkiſchen Reiche erforderten ſehr überdachte Maßregeln; man hielt deßhalb eine Congregation, wozu auch Montalto berufen wurde, da man ſeine Erfahrung in Kirchenſachen benutzen wollte. Er entſchuldigte ſich aber mit ſeiner ſchlechten Geſundheit, worauf der Papſt befahl, daß die Congregation in ſeinem Hauſe gehalten werden ſollte; allein auch dieſes half nichts; denn hier hatte er

eine

eine ſchöne Gelegenheit, ſeine angebliche Geiſtesſchwäche zu zeigen, daher ſtimmte er, ohne ſelbſt zu urtheilen, immer den Meynungen andrer bey. Dieß Betragen verurſachte, daß die Verſammlung nicht mehr bey ihm geſchah.

Einige der Kirche vortheilhafte Vorfälle veranlaßten große Feſte in Rom, bey welcher Gelegenheit Montalto beym Cardinal Neffen zur Tafel eingeladen wurde; da ſein Weigern nichts half, erſchien er zwar, aß aber nichts, und ſchien zum Schrecken der Geſellſchaft zweymal der Ohnmacht nahe zu ſeyn. Der Cardinal Neffe ſagte: „Wenn Sie nicht eſſen, ſo ſterben Sie „ehe Sie Papſt werden.“ Montalto erwiederte: „Wer würde wohl einem ſo ſchwachen elenden „Greiſe dieſe hohe Würde ertheilen?“ Er fügte hinzu: „Meine Bruſtkrankheit benimmt mir bis„weilen ſo ſehr den Athem, daß ich immer glau„be zu erſticken.“ Man rieth ihm Arzeneymittel an, allein ſeine Antwort war, daß dieſe zwar das Uebel, aber nicht die Anzahl ſeiner Jahre vermindern könnten.

Zum Beweiſe, wie ſehr er ſich von der Welt zu entfernen wünſchte, und daß er ſeinen Tod vor Augen habe, brachte er die Faſtenzeit im Jahr 1585 in einem Kloſter zu. Die Mönche waren im Erſtaunen verlohren, daß der ehemals

ſo unruhige Prieſter und ſo furchtbare Franciscaner-General, jetzt ein ganz demüthiger ſchläfriger Mann geworden war, deſſen Gegenwart im Kloſter man nicht einmal merkte.

Jetzt alſo war es nach einer funfzehnjährigen nie erhörten Verſtellung dahin gekommen, daß ganz Rom, ſo wie die ganze catholiſche Chriſtenheit, den Montalto für einen an Leib und Geiſt äußerſt geſchwächten und dem Tode nahen Cardinal hielt; ſeine eignen Bedienten waren ſo wie alle Welt hintergangen, und beſtätigten den in ſo langer Zeit beobachteten elenden Geſundheitszuſtand ihres Herrn. Er hatte die klügſten, die liſtigſten, die erfahrenſten Prieſter und Layen dermaßen getäuſcht, daß bey keinem derſelben mehr Zweifel Statt fanden, und nun ſtarb der Papſt Gregorius nach einer dreyzehnjährigen Regierung.

Drittes Buch.

Der Tod des Papſtes eröffnete den Intriguen ein weites Feld. Alle Cardinäle waren in Bewegung, um entweder für ſich, oder für ihre Freunde zu arbeiten; nur allein Montalto, dem das Herz mehr als allen andern pochte, ſchien müßig zu ſeyn. Er ſah wohl ein, daß wenn er jetzt in ſeinem vier und ſechszigſten Jahre nicht erwählt wurde, die päpſtliche Krone wahrſcheinlich für ihn verloren ſeyn dürfte. Seine Beſorgniß war daher ſehr groß, und nach dieſem Verhältniß auch ſeine zweckmäßige Arbeit, durch verdoppelte Verſtellungskünſte zu Hauſe und außerhalb deſſelben zu wirken. Es ſchien entſchieden, daß er der kränkſte, der ſchwächlichſte, und jetzt auch der einfältigſte aller Cardinäle war. Man hatte ihm längſt den Nahmen, der Anconiſche Eſel, beygelegt. Sämmtliche Cardinäle verachteten ihn. Niemand aber that dieß mehr, als der Dechant des heiligen Collegiums, der Cardinal Farneſe, ein auf ſein altes mächtiges Haus ſehr ſtolzer

Mann, Onkel des Herzogs Alexander von Parma, jenes berühmten Feldherrn des Königs Philipp des II. Noch ehe man ins Conclave ging, kamen neue Nachrichten von den Siegen dieſes jungen Heerführers in Rom an. Alles eilte zum Cardinal, ihn deßhalb zu komplimentiren; auch Montalto, auf ſeine Krücke geſtützt, wackelte zu ihm, um ſeinen Glückwunſch herzuſtammeln, der bey jedem Athemzug durch ein heftiges Huſten unterbrochen wurde. Farneſe pflegte ihn oft die römiſche Beſtie zu nennen; jetzt aber empfing er ihn höflich, um ihn in ſein Wahlintereſſe zu ziehn. Montalto aber ließ ſich in nichts ein, ſagte von jedem Cardinal alles Gute, nur von ſich allein ſprach er mit Verachtung, wobey er hinzufügte, daß wenn er wüßte, daß das Conclave lange dauern ſollte, ſo würde er nicht hineingehn, aus Furcht, noch vor der Wahl eines neuen Papſtes zu ſterben. Farneſe munterte ihn auf. Montalto ließ ſich gern tröſten, und in der Ueberzeugung, daß aus vielen Gründen die Wahl der Cardinäle nicht auf ihren Dechanten, Trotz ſeines mächtigen Anhangs, fallen würde, both er jetzt dieſem ſeine Stimme an. Farneſe, um ihn auszuforſchen, erinnerte ihn, an ſich ſelbſt zu denken, erhielt aber zur Antwort, daß die Cardinäle ganz verblendet ſeyn müßten, wenn ſie einen ſo ſchwachen und ganz unbrauchbaren Mann,

wie

wie er wäre, wählen wollten. Dieſe Sprache hielt er bey allen, beſonders bey den Häuptern der Factionen, und da die Cardinalminiſter der vorigen Regierung noch den ſtärkſten Anhang hatten, ſo behauptete er gegen ſie, daß es ein Unglück für die Kirche wäre, wenn das Steuerruder derſelben in andre Hände käme. Solche Reden konnten ihren Eindruck nicht bey ehrgeitzigen Männern verfehlen, die von ſeiner gänzlichen Unfähigkeit zum Selbſtregieren überzeugt zu ſeyn glaubten, und daher bey ihm ehrſüchtige Abſichten für undenkbar hielten, überdieß auch wußten, daß er ohne alle Verbindung mit andern Cardinälen und Prälaten war.

Das Conclave wurde den 21. Aprill 1585 mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten eröffnet, und zwey und vierzig Cardinäle gingen hinein; ſie beſchwuren gleich am erſten Tage, daß wer auch immer zum Papſt erwählt werden möchte, folgende ſieben Artikel halten ſollte: 1) Den Frieden unter allen chriſtlichen Fürſten zu befördern, und ſie ſowohl als ihre Völker dahin zu vermögen, mit aller Macht die Ketzer, die Ungläubigen, und überhaupt alle Feinde des chriſtlichen Nahmens zu bekämpfen. 2) Die päpſtliche Reſidenz nicht außerhalb Rom zu verlegen, es ſey denn durch Noth gedrungen, oder zum Vortheil der Kirche,

und

und mit Beyſtimmung der meiſten Cardinäle. 3) Von allen vornehmern und geringern Beamten und Richtern im Kirchenſtaat nach geendigtem Beſitz ihrer Aemter Rechenſchaft zu fordern. 4) Niemand zur Cardinalswürde zu erheben, als Perſonen von guten Sitten, und achtungswürdig ſowohl wegen ihrer Tugenden als Lehrſätze; deßgleichen unter keinerley Vorwand zwey Brüdern den Cardinalshut zu ertheilen. 5) Die Güter der Kirche zu erhalten, und ohne Genehmigung des heiligen Collegiums nichts davon zu veräußern. 6) Niemand den Krieg zu erklären, auch wenn er noch ſo gerecht wäre, ohne zuvor förmlich durch die Stimmenmehrheit der Cardinäle dazu berechtigt zu ſeyn. 7) Alle Privilegien und Rechte der Cardinäle ungeſchwächt zu erhalten.

Das Conclave beſtand aus fünf Factionen, deren Häupter waren: Die Cardinäle, Farneſe, Eſte, Alexandrini, Altems, und Buon Compagni. Die Faction dieſes letztern, der als Neffe Gregorius XIII und als Miniſter, unter der vorigen langen Regierung ſich viel Freunde gemacht hatte, war die ſtärkſte von allen. Die Cardinäle Altems, Alexandrini und Medicis vereinigten ſich jedoch, um durch Liſt den Cardinal Ceſi, einen Römer, zu erwählen. Da am erſten Tage

des

des Conclave es allen Cardinälen frey ſteht, nach Vorleſung der Bullen, den Vatican auf einige Stunden noch einmal zu verlaſſen, welches auch die mehreſten thun, ſo war der Anſchlag, wenn die dem Ceſi nicht günſtigen Cardinäle ſich entfernt haben würden, ihn ſogleich durch die ihm geneigte zuſammengehaltene Phalanx zum Papſt erwählen zu laſſen. Buon Compagni aber, der gröſte Feind des Ceſi, erhielt von dieſem Vorhaben Nachricht, da er eben fort wollte, und vereitelte es ſogleich durch die nöthigen Maßregeln. Der Anſchlag einer ſo einſeitigen Wahl war jedoch für alle andere Cardinäle ſo ſehr empörend, daß Ceſi während des ganzen Conclave gar nicht mehr vorgeſchlagen werden durfte.

Der erſte förmliche Wahlverſuch war zum Beſten des Cardinals Albani, der aber beym Scrutinio nur dreyzehn Stimmen hatte. Nun traf dem Cardinal Sirletti die Reihe; er wurde aber auch verworfen: man wollte von ihm gar nichts hören, blos wegen ſeiner vertrauten Freundſchaft mit dem Cardinal Coſmo, einem allgemein verhaßten Manne, der neunzehn Jahre lang große Staatsämter bekleidet, und durch ſein Betragen faſt alle Cardinäle beleidigt hatte. Der Cardinal Caſtagna wurde nun von Buon Compagni vorgeſchlagen; obgleich aber gegen dieſen Prälaten nichts

nichts einzuwenden war, ſo wollte es doch den Cardinälen nicht in den Kopf, ihm, der erſt bey der letzten Promotion den rothen Hut erhalten hatte, jetzt ſchon als Statthalter Chriſti zu huldigen; die Wahl fand daher nicht die Stimmenmehrheit. Der von der ſtarken Faction des Hauſes Medicis unterſtützte Cardinal Savelli war nicht glücklicher. Sein überaus ſtolzer Character hatte ihm viele Feinde gemacht; daher ſelbſt mehrere Anhänger des Cardinals Medicis ihm erklärten, ſeine Partey zu verlaſſen, wenn er fortfähre, Savelli zu unterſtützen.

Montalto war der aufmerkſamſte Beobachter aller dieſer Auftritte, woran er doch gar keinen Antheil zu nehmen ſchien. Von Furcht und Hoffnung beſtändig hin und her geworfen und durch ſeine Rolle zur Unthätigkeit verdammt, erwartete er in der Stille ſein Schickſal. Der Cardinal Alexandrini fiel endlich darauf, ihn zu wählen; er erinnerte ſich der ehemals zwiſchen ihm und Montalto obwaltenden Freundſchaft, und der großen Verbindlichkeiten, die dieſer ihm ſchuldig war. Nichts ſchien ihm gewiſſer, als daß der neue Papſt, durch dieſe Wahl noch mehr zur Dankbarkeit angefeuert, ihm die Regierungsgeſchäfte übertragen würde. Er vermochte den Cardinal Eſte, das Haupt der Franzöſiſchen Faction,

zum

zum Beytritt, und endlich auch den Cardinal Medicis, der die Intriguen ſeines Feindes Farneſe mehr wie alles fürchtete. Medicis, der am Hofe zu Madrid in großer Achtung ſtand, verſprach dabey auch die Zuſtimmung aller Spaniſchgeſinnten Purpurprieſter. Nach dieſen Vorbereitungen machten die drey Cardinäle dem Montalto um Mitternacht einen Beſuch.

Dieſer von ſo vielen Leidenſchaften beſtürmte Mann lebte indeß in ſeiner Zelle wie ein Einſiedler, und ſchien ſich um die ganze Welt nicht zu bekümmern. Er ging zu keinem Menſchen, beſuchte bloß die Capelle zum Gottesdienſt, und nur manchmal war er beym Scrutiniren zugegen. Wenn er ſprach, ſo waren es Lobeserhebungen der am meiſten Gewicht habenden Cardinäle; dieß geſchah aber bloß zu ihren Anhängern und Freunden, wobey er bey jedem die Gründe anführte, warum dieſer vorzüglich gewählt werden müßte. Solche hingeworfne Reden verurſachten, daß ihn jede Partey als ihren Anhänger betrachtete, ob er gleich an den mannigfaltigen Intriguen keinen ſichtbaren Antheil nahm. Seine Rolle erforderte jetzt mehr wie jemals, ſich krank und ſchwach zu ſtellen; auch verlor er ſie keinen Augenblick aus dem Gedächtniß. Die gewaltige Gemüthsunruhe erlaubte ihm kaum, etwas von

ſeiner

Häſcher hatten einen Banditen verfolgt; dieſer Elende glaubte ſich im Pallaſt Orſini zu retten allein man nahm ihn hier gefangen. Eine Anzahl römiſcher Ritter, worunter ſich auch eine aus dem Hauſe Orſini befand, kamen von einem Spatzierritt und ſtießen auf die Häſcherſchar, die der Barigello, das Oberhaupt dieſer Menſchenzunft, in Perſon anführte. Man rieth ihm ernſtlich, den Gefangenen frey zu laſſen, und da er dieſes verweigerte, ſchlug ihn der Ritter Ruſticucci mit dem Stock. Der Barigello ſchrie ſeinen Leuten zu, Feuer zu geben; dieß geſchah, und drey Ritter ſtürzten tödlich verwundet zu Boden, worunter auch Ruſticucci war, der gleich darauf ſtarb. Am nächſten Tage folgten ihm auch im Tode die beyden andern. Noch andere Menſchen wurden verwundet. Montalto kam eben aus der Kirche, und da ihn ſein Weg gerade auf dieſen Mordplatz führte, ſo war er ein Zeuge des blutigen Auftritts, wobey auch ſein ihm folgender Bedienter eine Wunde bekam.

Ganz Rom gerieth in Aufruhr. Alle Verwandte und Freunde des Hauſes Orſini und der andern Ermordeten griffen zu den Waffen, durchſtrichen die Stadt, und maſſacrirten zwey Tage lang alle Häſcher, die ſie nur anſichtig werden konnten; ſie verfolgten ſie ſelbſt bis in den Vorhof

hof des päpstlichen Pallasts. Der Barigello versuchte es, sich verkleidet aus der Stadt zu retten; er wurde aber ertappt, und da der Papst dem aufgebrachten Adel und dem wütenden Volk ein förmliches Justizopfer schuldig zu seyn glaubte, so wurde diesem Urheber des Blutbades der Kopf abgeschlagen.

Montalto hatte nun nebst andern Rollen auch seit drey Jahren die Rolle eines kränklichen und schwachen Mannes gespielt; auch ging er selten anders aus dem Hause, als wenn er die Kirchen besuchte. Der Gesundheits-Zustand des Papstes versprach kein langes Leben; alles also kam auf die nächste Vacanz des heiligen Stuhls an. Seine List und Klugheit mußte daher jetzt verdoppelt werden. Nach dem Maaß, daß der Papst kränker wurde, nahm auch Montaltos verstellte Krankheit zu. Sein Alter hatte er jederzeit geheim gehalten, und seitdem er Cardinal war, sieben Jahr höher angegeben. Um dieß desto glaubwürdiger zu machen, vernachläßigte er seinen Bart, seiner Anzug, und die nöthige Reinlichkeit. Alles dieses paßte gut zu seiner Kränklichkeit und zu den beständigen Klagen eines durch Alter entkräfteten Körpers. Wenn er nöthige Ehrenbesuche unterließ, so war die Entschuldigung, daß seine Beine ihn nicht mehr tragen

wollten. Er huſtete und keuchte beym Treppenſteigen, als wenn er den Athem verlieren ſollte. In dieſem Zuſtande traf ihn einſt der Cardinal della Torre, und wurde ſo gerührt, daß er ſagte: „In Wahrheit, dieſe Höflichkeit wird Ihnen „das Leben koſten! Um Gotteswillen ſchonen „Sie ſich!“ „Was will dieſer Lazarus bey uns“ ſagte einſt ein ſtolzer Cardinal, als Montalto auf ſeiner Krücke dem Pallaſt langſam zukroch. Der Prälat Caſtagna, ehemals Reiſegefährte des Montalto in Spanien, war Cardinal geworden, und kam jetzt nach Rom, wo er von ſeinem alten Freunde einen Beſuch erhielt. Caſtagna erſchrak, als er ihn erblickte, und ſagte: „Ich „finde Sie ſehr verändert ſeit unſrer Spaniſchen „Reiſe.“ Die Antwort des Montalto war: „Das Alter drückt mich, und ich erliege unter „meinen körperlichen Schwachheiten.“

Die Angelegenheiten der Kirche im Türkiſchen Reiche erforderten ſehr überdachte Maßregeln; man hielt deßhalb eine Congregation, wozu auch Montalto berufen wurde, da man ſeine Erfahrung in Kirchenſachen benutzen wollte. Er entſchuldigte ſich aber mit ſeiner ſchlechten Geſundheit, worauf der Papſt befahl, daß die Congregation in ſeinem Hauſe gehalten werden ſollte; allein auch dieſes half nichts; denn hier hatte er

eine

eine ſchöne Gelegenheit, ſeine angebliche Geiſtesſchwäche zu zeigen, daher ſtimmte er, ohne ſelbſt zu urtheilen, immer den Meynungen andrer bey. Dieß Betragen verurſachte, daß die Verſammlung nicht mehr bey ihm geſchah.

Einige der Kirche vortheilhafte Vorfälle veranlaßten große Feſte in Rom, bey welcher Gelegenheit Montalto beym Cardinal Neffen zur Tafel eingeladen wurde; da ſein Weigern nichts half, erſchien er zwar, aß aber nichts, und ſchien zum Schrecken der Geſellſchaft zweymal der Ohnmacht nahe zu ſeyn. Der Cardinal Neffe ſagte: „Wenn Sie nicht eſſen, ſo ſterben Sie „ehe Sie Papſt werden.“ Montalto erwiederte: „Wer würde wohl einem ſo ſchwachen elenden „Greiſe dieſe hohe Würde ertheilen?“ Er fügte hinzu: „Meine Bruſtkrankheit benimmt mir bis„weilen ſo ſehr den Athem, daß ich immer glau„be zu erſticken.“ Man rieth ihm Arzeneymittel an, allein ſeine Antwort war, daß dieſe zwar das Uebel, aber nicht die Anzahl ſeiner Jahre vermindern könnten.

Zum Beweiſe, wie ſehr er ſich von der Welt zu entfernen wünſchte, und daß er ſeinen Tod vor Augen habe, brachte er die Faſtenzeit im Jahr 1585 in einem Kloſter zu. Die Mönche waren im Erſtaunen verlohren, daß der ehemals

ſo unruhige Prieſter und ſo furchtbare Franciscaner-General, jetzt ein ganz demüthiger ſchläfriger Mann geworden war, deſſen Gegenwart im Kloſter man nicht einmal merkte.

Jetzt alſo war es nach einer funfzehnjährigen nie erhörten Verſtellung dahin gekommen, daß ganz Rom, ſo wie die ganze catholiſche Chriſtenheit, den Montalto für einen an Leib und Geiſt äußerſt geſchwächten und dem Tode nahen Cardinal hielt; ſeine eignen Bedienten waren ſo wie alle Welt hintergangen, und beſtätigten den in ſo langer Zeit beobachteten elenden Geſundheitszuſtand ihres Herrn. Er hatte die klügſten, die liſtigſten, die erfahrenſten Prieſter und Layen dermaßen getäuſcht, daß bey keinem derſelben mehr Zweifel Statt fanden, und nun ſtarb der Papſt Gregorius nach einer dreyzehnjährigen Regierung.

Drittes Buch.

Der Tod des Papſtes eröffnete den Intriguen ein weites Feld. Alle Cardinäle waren in Bewegung, um entweder für ſich, oder für ihre Freunde zu arbeiten; nur allein Montalto, dem das Herz mehr als allen andern pochte, ſchien müßig zu ſeyn. Er ſah wohl ein, daß wenn er jetzt in ſeinem vier und ſechszigſten Jahre nicht erwählt wurde, die päpſtliche Krone wahrſcheinlich für ihn verloren ſeyn dürfte. Seine Beſorgniß war daher ſehr groß, und nach dieſem Verhältniß auch ſeine zweckmäßige Arbeit, durch verdoppelte Verſtellungskünſte zu Hauſe und außerhalb deſſelben zu wirken. Es ſchien entſchieden, daß er der kränkſte, der ſchwächlichſte, und jetzt auch der einfältigſte aller Cardinäle war. Man hatte ihm längſt den Nahmen, der Anconiſche Eſel, beygelegt. Sämmtliche Cardinäle verachteten ihn. Niemand aber that dieß mehr, als der Dechant des heiligen Collegiums, der Cardinal Farneſe, ein auf ſein altes mächtiges Haus ſehr ſtolzer

Mann, Onkel des Herzogs Alexander von Parma, jenes berühmten Feldherrn des Königs Philipp des II. Noch ehe man ins Conclave ging, kamen neue Nachrichten von den Siegen dieſes jungen Heerführers in Rom an. Alles eilte zum Cardinal, ihn deßhalb zu komplimentiren; auch Montalto, auf ſeine Krücke geſtützt, wackelte zu ihm, um ſeinen Glückwunſch herzuſtammeln, der bey jedem Athemzug durch ein heftiges Huſten unterbrochen wurde. Farneſe pflegte ihn oft die römiſche Beſtie zu nennen; jetzt aber empfing er ihn höflich, um ihn in ſein Wahlintereſſe zu ziehn. Montalto aber ließ ſich in nichts ein, ſagte von jedem Cardinal alles Gute, nur von ſich allein ſprach er mit Verachtung, wobey er hinzufügte, daß wenn er wüßte, daß das Conclave lange dauern ſollte, ſo würde er nicht hineingehn, aus Furcht, noch vor der Wahl eines neuen Papſtes zu ſterben. Farneſe munterte ihn auf. Montalto ließ ſich gern tröſten, und in der Ueberzeugung, daß aus vielen Gründen die Wahl der Cardinäle nicht auf ihren Dechanten, Trotz ſeines mächtigen Anhangs, fallen würde, both er jetzt dieſem ſeine Stimme an. Farneſe, um ihn auszuforſchen, erinnerte ihn, an ſich ſelbſt zu denken, erhielt aber zur Antwort, daß die Cardinäle ganz verblendet ſeyn müßten, wenn ſie einen ſo ſchwachen und ganz unbrauchbaren Mann,

wie

wie er wäre, wählen wollten. Diese Sprache hielt er bey allen, besonders bey den Häuptern der Factionen, und da die Cardinalminister der vorigen Regierung noch den stärksten Anhang hatten, so behauptete er gegen sie, daß es ein Unglück für die Kirche wäre, wenn das Steuerruder derselben in andre Hände käme. Solche Reden konnten ihren Eindruck nicht bey ehrgeitzigen Männern verfehlen, die von seiner gänzlichen Unfähigkeit zum Selbstregieren überzeugt zu seyn glaubten, und daher bey ihm ehrsüchtige Absichten für undenkbar hielten, überdieß auch wußten, daß er ohne alle Verbindung mit andern Cardinälen und Prälaten war.

Das Conclave wurde den 21. Aprill 1585 mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten eröffnet, und zwey und vierzig Cardinäle gingen hinein; sie beschwuren gleich am ersten Tage, daß wer auch immer zum Papst erwählt werden möchte, folgende sieben Artikel halten sollte: 1) Den Frieden unter allen christlichen Fürsten zu befördern, und sie sowohl als ihre Völker dahin zu vermögen, mit aller Macht die Ketzer, die Ungläubigen, und überhaupt alle Feinde des christlichen Nahmens zu bekämpfen. 2) Die päpstliche Residenz nicht außerhalb Rom zu verlegen, es sey denn durch Noth gedrungen, oder zum Vortheil der Kirche,

und

und mit Beyſtimmung der meiſten Cardinäle. 3) Von allen vornehmern und geringern Beamten und Richtern im Kirchenſtaat nach geendigtem Beſitz ihrer Aemter Rechenſchaft zu fordern. 4) Niemand zur Cardinalswürde zu erheben, als Perſonen von guten Sitten, und achtungswürdig ſowohl wegen ihrer Tugenden als Lehrſätze; deßgleichen unter keinerley Vorwand zwey Brüdern den Cardinalshut zu ertheilen. 5) Die Güter der Kirche zu erhalten, und ohne Genehmigung des heiligen Collegiums nichts davon zu veräußern. 6) Niemand den Krieg zu erklären, auch wenn er noch ſo gerecht wäre, ohne zuvor förmlich durch die Stimmenmehrheit der Cardinäle dazu berechtigt zu ſeyn. 7) Alle Privilegien und Rechte der Cardinäle ungeſchwächt zu erhalten.

Das Conclave beſtand aus fünf Factionen, deren Häupter waren: Die Cardinäle, Farneſe, Eſte, Alexandrini, Altems, und Buon Compagni. Die Faction dieſes letztern, der als Neffe Gregorius XIII und als Miniſter, unter der vorigen langen Regierung ſich viel Freunde gemacht hatte, war die ſtärkſte von allen. Die Cardinäle Altems, Alexandrini und Medicis vereinigten ſich jedoch, um durch Liſt den Cardinal Eſi, einen Römer, zu erwählen. Da am erſten Tage

des

des Conclave es allen Cardinälen frey ſteht, nach Vorleſung der Bullen, den Vatican auf einige Stunden noch einmal zu verlaſſen, welches auch die mehreſten thun, ſo war der Anſchlag, wenn die dem Ceſi nicht günſtigen Cardinäle ſich entfernt haben würden, ihn ſogleich durch die ihm geneigte zuſammengehaltene Phalanx zum Papſt erwählen zu laſſen. Buon Compagni aber, der gröſßte Feind des Ceſi, erhielt von dieſem Vorhaben Nachricht, da er eben fort wollte, und vereitelte es ſogleich durch die nöthigen Maßregeln. Der Anſchlag einer ſo einſeitigen Wahl war jedoch für alle andere Cardinäle ſo ſehr empörend, daß Ceſi während des ganzen Conclave gar nicht mehr vorgeſchlagen werden durfte.

Der erſte förmliche Wahlverſuch war zum Beſten des Cardinals Albani, der aber beym Scrutinio nur dreyzehn Stimmen hatte. Nun traf dem Cardinal Sirletti die Reihe; er wurde aber auch verworfen: man wollte von ihm gar nichts hören, blos wegen ſeiner vertrauten Freundſchaft mit dem Cardinal Coſmo, einem allgemein verhaßten Manne, der neunzehn Jahre lang groſße Staatsämter bekleidet, und durch ſein Betragen faſt alle Cardinäle beleidigt hatte. Der Cardinal Caſtagna wurde nun von Buon Compagni vorgeſchlagen; obgleich aber gegen dieſen Prälaten

nichts

nichts einzuwenden war, ſo wollte es doch den Cardinälen nicht in den Kopf, ihm, der erſt bey der letzten Promotion den rothen Hut erhalten hatte, jetzt ſchon als Statthälter Chriſti zu huldigen; die Wahl fand daher nicht die Stimmenmehrheit. Der von der ſtarken Faction des Hauſes Medicis unterſtützte Cardinal Savelli war nicht glücklicher. Sein überaus ſtolzer Character hatte ihm viele Feinde gemacht; daher ſelbſt mehrere Anhänger des Cardinals Medicis ihm erklärten, ſeine Partey zu verlaſſen, wenn er fortfähre, Savelli zu unterſtützen.

Montalto war der aufmerkſamſte Beobachter aller dieſer Auftritte, woran er doch gar keinen Antheil zu nehmen ſchien. Von Furcht und Hoffnung beſtändig hin und her geworfen und durch ſeine Rolle zur Unthätigkeit verdammt, erwartete er in der Stille ſein Schickſal. Der Cardinal Alexandrini fiel endlich darauf, ihn zu wählen; er erinnerte ſich der ehemals zwiſchen ihm und Montalto obwaltenden Freundſchaft, und der großen Verbindlichkeiten, die dieſer ihm ſchuldig war. Nichts ſchien ihm gewiſſer, als daß der neue Papſt, durch dieſe Wahl noch mehr zur Dankbarkeit angefeuert, ihm die Regierungsgeſchäfte übertragen würde. Er vermochte den Cardinal Eſte, das Haupt der Franzöſiſchen Faction,

zum

zum Beytritt, und endlich auch den Cardinal Medicis, der die Intriguen ſeines Feindes Farneſe mehr wie alles fürchtete. Medicis, der am Hofe zu Madrid in großer Achtung ſtand, verſprach dabey auch die Zuſtimmung aller Spaniſchgeſinnten Purpurprieſter. Nach dieſen Vorbereitungen machten die drey Cardinäle dem Montalto um Mitternacht einen Beſuch.

Dieſer von ſo vielen Leidenſchaften beſtürmte Mann lebte indeß in ſeiner Zelle wie ein Einſiedler, und ſchien ſich um die ganze Welt nicht zu bekümmern. Er ging zu keinem Menſchen, beſuchte bloß die Capelle zum Gottesdienſt, und nur manchmal war er beym Scrutiniren zugegen. Wenn er ſprach, ſo waren es Lobeserhebungen der am meiſten Gewicht habenden Cardinäle; dieß geſchah aber bloß zu ihren Anhängern und Freunden, wobey er bey jedem die Gründe anführte, warum dieſer vorzüglich gewählt werden müßte. Solche hingeworfne Reden verurſachten, daß ihn jede Partey als ihren Anhänger betrachtete, ob er gleich an den mannigfaltigen Intriguen keinen ſichtbaren Antheil nahm. Seine Rolle erforderte jetzt mehr wie jemals, ſich krank und ſchwach zu ſtellen; auch verlor er ſie keinen Augenblick aus dem Gedächtniß. Die gewaltige Gemüthsunruhe erlaubte ihm kaum, etwas von

seiner einfachen Nahrung zu sich zu nehmen, und entfernte den Schlaf von ihm; er hustete und stöhnte die ganze Nacht dermaßen, daß die Ruhe der in den benachbarten Zellen wohnenden Cardinäle nicht wenig gestört wurde.

Der nächtliche Besuch von drey so vielvermögenden Cardinälen war dem vor Freude zitternden Montalto nicht räthselhaft. Kaum erblickte er sie, so war sein Willkommen ein erschrecklicher Husten, als wenn er ersticken wollte. Nach dessen Endigung erfolgte die für ihn so hoffnungsvolle Erklärung, die er durch ein Lamento beantwortete, daß nämlich seine Regierung nur wenig Tage dauern würde; dabey berief er sich sehr listig auf seine geringe Erfahrung in Staatsgeschäften, und auf seine gänzliche Unfähigkeit, eine so große Last zu tragen. Die Cardinäle, um ihn aufzumuntern, erwiederten, daß Gott ihm dazu die Kräfte verleihen würde. Endlich geschah die Erklärung des Montalto, daß wenn er sich ja entschließen sollte, die päpstliche Krone, der er so unwürdig wäre, anzunehmen, so müßten sie ihm ihren kräftigen Beystand versprechen. Dieser wurde ihm gern zugesichert, und nun entfernten sie sich.

Die Betrachtungen, die diese Cardinäle nun unter sich anstellten, mußten dem Montalto sehr gün-

günstig seyn. Einen Papst zu haben, den sie ganz beherrschen konnten, war ein erwünschter Zufall. Seine vermeinte Freymüthigkeit war so sehr von den kunstvollen verstellten Reden und Versprechungen andrer Kron-Candidaten verschieden. Hiezu kam die Erinnerung, daß Montalto nur sehr kurze Zeit seinen Orden regiert, und wenn gleich mit Religionsangelegenheiten, doch mit Staatsgeschäften nie etwas zu thun gehabt hatte; ferner, daß er sich ohne Anhänger und Freunde befand, daß seine Verwandten arme Landleute waren, und daß er immer als Cardinal mißtrauisch auf seine eignen Kräfte gewesen, und sich beständig nach den Meinungen andrer gerichtet hatte. Folglich mußte er durchaus auf einem so erhabenen Posten sachkundige Personen zu Gehülfen haben, durch deren Hände alle die großen Geschäfte der Kirche und die Verwaltung des Staats besorgt, so wie die Gunst- und Gnadenbezeigungen ertheilt werden könnten; und war es nicht wahrscheinlich, daß er aus Dankbarkeit den Männern, die ihn erhoben hatten, vor andern sein Zutrauen schenken würde? Diese Betrachtungen bestimmten die drey Cardinäle, alles nur mögliche anzuwenden, die so wohl überdachte Wahl zu bewirken.

Die größte Schwierigkeit war, die Faction des Farneſe zu gewinnen, oder zu entkräften, der

den Montalto nicht leiden konnte, und überdieß im Trüben fischen wollte, ja selbst Anschläge auf die päpstliche Krone hatte. Die dem Montalto geneigten Cardinäle wollten zuvörderst die Feinde des Farneſe besorgt machen, und sprengten deßhalb aus, daß er Couriere aus Spanien und Frankreich erwartete, um ihn im Nahmen beyder Höfe dem Cardinal-Collegio zu empfehlen. Medicis arbeitete von den Verbündeten am meisten, die Sache zu beschleunigen; weil er den Cardinal Alexandrini als einen wankelmüthigen Mann kannte. Mit ihnen hatte sich der Cardinal Rusticucci vereinigt; ein intriguanter Prälat, der auch Theil an der Regierung eines schwachen Papstes zu haben hoffte. Alles kam nun darauf an, den Cardinal Buon Compagni zu gewinnen, der an der Spitze der zahlreichsten Faction stand. Da dieses wegen seiner Freundschaft mit Farneſe sehr schwer war, so suchte man einzelne Glieder von der Faction abzuziehn. Dieß gelang auch. Die Cardinäle Riario, Guastavillano, Spinola, Gonzaga, Salviati, Cananio und Castagna wurden alle gewonnen, und traten zur Partey des Medicis über. Nach Anwendung vieler Ueberredungskünste bequemte sich auch der Cardinal Sforza dazu, und endlich auch der Cardinal Altems, das Haupt einer abgesonderten Faction, der den Farneſe haßte.

Man

Man hatte den Montalto förmlich vorgeschlagen. Der dagegen gemachte Widerstand von vielen, besonders von der ganzen Faction des Farneſe, war nicht unerwartet. Indeſſen war dieſer ehrgeitzige Dechant des heiligen Collegiums weit entfernt, ſich vorzuſtellen, daß man die Wahl ſeines Gegners mit ſo großem Eifer betriebe, und ſchon damit ſo weit gekommen wäre; er hatte bloß zum Augenmerk, die Partey des Cardinals Eſte zu ſchwächen, und hielt die andern Intriguen für ohnmächtige Verſuche, beſonders da ihm Buon Compagni ſein Wort gegeben hatte, ohne ſeine Mitwirkung keine Wahl zu treffen.

Montalto kam indeſſen nicht aus ſeiner Zelle, die aber jetzt von ſeinen Anhängern fleißig beſucht wurde, um ihm von Zeit zu Zeit die Lage der Sache zu melden. Er fuhr fort, ſeine Beſcheidenheit und Demuth zu zeigen, redete immer von der großen Laſt der Regierungsgeſchäfte, und von der Zuverſicht, daß man ihm ſolche erleichtern würde. Der Cardinal Buon Compagni war ihm jedoch noch abgeneigt, weil er glaubte, Montalto hege gegen ihn einen heimlichen Groll wegen der ihm entzogenen Penſion. Man wollte alſo dieſem vielvermögenden Cardinal Furcht einjagen; daher ließ ſich der von ihm ſehr geſchätzte, am Podagra krank liegende Cardinal Riario

zu ihm in die Zelle tragen, um ihm zu melden, daß die Wahl des Montalto so gut wie geschehen sey, und daß für diejenigen, die sich ferner widersetzen wollten, Scham und Verwirrung erfolgen würde. Buon Compagni erstaunte über diese Nachricht, die ihm gleich darauf durch Guastavillano bestätigt wurde. Dem Cardinal Madrucci war die geheime Willensmeinung des Königs von Spanien anvertraut, und da die Politik dieses Hofes sich von jeher besser mit einem schwachmüthigen, als mit einem regierungsfähigen Papst vertrug, so erklärte auch dieser Cardinal seine Zustimmung zur Wahl des Montalto. Man setzte den folgenden Tag dazu an. Die Cardinäle versammelten sich in der Paulinischen Capelle. Noch war Buon Compagni unentschlossen, aber Alexandrini zog ihn auf die Seite, und sagte ihm, daß Medicis, Altems, und überhaupt fast alle von den angesehensten Cardinälen durchaus die Wahl des Montalto beschlossen, und nur aus Hochachtung für ihn die Vollendung verzögert hätten, um ihn nicht von der ehrenvollen Theilnahme auszuschließen; er fügte hinzu, er könne jetzt wählen, ob er sich dem neuen Papst verbindlich machen, oder zusehn wolle, daß er auch ohne ihn, und Trotz seines Widerstandes, erwählt würde.

Der

Der durch dieſe nachdrückliche Anrede beſtürzte Buon Compagni verlor alle Faſſung, vergaß ſein dem Farneſe gegebenes Wort, und rief eiligſt die ihm ergebenen Cardinäle zuſammen. Es waren deren zwölfe. Er trug ihnen die Sache vor, und fand keinen abgeneigt, dieſe Wahl zu befördern. Eine ſolche Reihe von bedenklichen Bewegungen, mitten unter dem Gottesdienſt, da gleich darauf das Scrutinium vorgenommen werden ſollte, war etwas ganz ungewöhnliches, und dennoch erregte es nicht die Aufmerkſamkeit des mit Blindheit geſchlagenen Farneſe, der bey vielem Verſtande und in allen Conclavekünſten erfahren, die drey letzten Päpſte gröſtentheils ſelbſt erwählt hatte. Er durfte nur dem Buon Compagni nachgehn, ſo war nichts gewiſſer, als die Beſiegung dieſes wankelmüthigen durch ſein dem Farneſe gegebenes Wort ohnehin gebundenen Cardinals, und dann hätte man vereinigt durch eine thätige Oppoſition der Wahl des Montalto groſſe Hinderniſſe in den Weg legen können. Um alle ſchon ſo weit gediehene Maßregeln der Gegenpartey zu vernichten, war nur eine kurze Unterredung zwiſchen dieſen beyden vielvermögenden Cardinälen erforderlich. Dieſe aber geſchah nicht. Auch die Worte, die der Cardinal Eſte laut ſagte, als man eben der Gewohnheit zu Folge gewiſſe Bullen vorleſen wollte: „Es bedarf keiner weitern

LIBRARY

„Vorleſung, denn die Wahl iſt geſchehen,“ ſchien Farneſe nicht zu achten. Da ihm endlich die Augen aufgingen, ſo erfolgte ſeine ganz unerwartete Zuſtimmung, in Rückſicht auf die vermeintliche Gebrechlichkeit des Montalto an Leib und Geiſt. Er fragte jedoch Buon Compagni um die Bewegungsgründe ſeiner Concurrenz mit dieſer Wahl. Die Antwort war: „Weil Montalto von einer „ſtillen nachgiebigen Gemüthsart iſt, und wir „unter ſeiner Regierung große Freyheit haben „werden.“ „Ich bin auch Ihrer Meinung, erwiederte Farneſe, denn dieſer Menſch hat weder „Verſtand genug, um Uebel zu thun, noch Beurtheilungskraft genug, um etwas Gutes anzuordnen.“

Die Wahl eines Papſtes geſchieht gewöhnlich auf dreyerley Art: durchs Scrutinium, durch die Annäherung, und durch die Adoration. Hiezu kömmt noch eine vierte, die man aber ſeit einigen Jahrhunderten nicht gebraucht hat. Wenn nämlich das Conclave ſo getheilt iſt, daß man unmöglich zu einer Wahl kommen kann, ſo wird ein Ausſchuß von drey Cardinälen ernannt, und dieſe erhalten Vollmacht, einen Papſt zu erwählen, den alle übrigen ſodann anerkennen.

Das Scrutiniren beſteht darin, daß ein jeder Cardinal den Nahmen deßjenigen, dem er ſeine

Stimme

Stimme geben will, auf ein Papier ſchreibt, das ſodann verſiegelt, und mit einem Denkſpruch auf der Außenſeite bezeichnet wird. Dieſe Billets werden in einen goldnen Kelch gethan, der auf dem Altar ſteht, und hernach von drey Cardinälen unterſucht wird. Wer zwey Drittheil dieſer Stimmen hat, wird als erwählter Papſt anerkannt. Die Wahl der Annäherung iſt jedoch gewöhnlicher, wobey ein jeder, indem er hinzutritt, ganz laut die Worte ſagt: „Ich nähere „mich dem Cardinal N.“ Die Adoration geſchieht auf eben dieſe Art, nur daß alle Cardinäle die Annäherung mit einer tiefen Verbeugung begleiten. Haben zwey Drittheile dies gethan, ſo iſt er als erwählt betrachtet, doch wird das Scrutinium noch als Formalität hinzugefügt.

Die Wahlſtunde kam, und faſt alle anweſende Cardinäle drängten ſich zur Adoration des Montalto. Der Cardinal-Dechant Farneſe befahl nun, zum Scrutiniren zu ſchreiten. Man wollte eben damit anfangen, als Montalto dem ihm nahe ſitzenden Cardinal Buon Compagni heimlich ſagte, er möchte doch erinnern, daß das Scrutinium ohne Präjudiz der Adoration geſchehn müſſe. Dieſe etwas unerwartete Erinnerung von Seiten eines vermeintlich einfältigen Mannes ſchien einigen befremdend; indeſſen wirkte ſie;

und mehrere Cardinäle riefen zu wiederholtenmalen dieſe Art von Proteſtation aus.

Der entſcheidende Augenblick war ſo gut als vorüber, und Montalto ſchien das große Ziel, wornach er ſo lange geſtrebt, und das er durch eine beyſpielloſe Rolle errungen, endlich erreicht zu haben; als er, der ſeit funfzehn Jahren behutſamſte und vorſichtigſte der Menſchen, der ſeine Wahl nun als unbezweifelt betrachtete, eine unglaubliche Unbedachtſamkeit beging. Er, der vier und ſechszig Jahr gewartet hatte, der die funfzehn langen im Elend und in Verachtung verlebten Jahre, wo jede Stunde die gewaltſamſte Bekämpfung ſeiner Leidenſchaften und die Verleugnung ſeiner ſelbſt, ſeine traurige Arbeit war, nicht zu lange gefunden hatte; dieſer ſo ſonderbare Mann, konnte oder wollte nicht die noch wenigen Minuten erwarten, um ſeine Erhebung völlig beſtätigt zu ſehn. Die Larve, womit er alle Welt bezaubert, und die ihm allein die päpſtliche Krone ſo nahe gebracht hatte, dieſe Zauberlarve riß er auf einmal zur höchſten Unzeit ab. Man beſchäftigte ſich noch mit dem Scrutinio, als der bisher immer krumm gebückte Montalto ſich auf einmal wie neu erſchaffen in die Höhe richtete, eine majeſtätiſche Stellung annahm, ſeine Krücke von ſich ſchleuderte, und wie der geſunde

ſundeſte, kraftvolleſte Menſch mit großem Geräuſche ſeinen Speichel auswarf. Mit Blicken voller Ernſt und Würde ſah er umher. Alle verſammelten Cardinäle ſtanden wie verſteinert; es war ihnen, als ob ſie das Haupt der Meduſa ſähen. Nie vielleicht ergriff das Erſtaunen eine Anzahl Menſchen ſo gewaltig, als dieſe Prieſter im Purpur bey einer ſolchen alle Begriffe überſteigenden Scene. Kaum konnten ſie ihren Sinnen trauen. Was war nicht von einem mit der höchſten Autorität bewaffneten Papſt zu erwarten, der ſeine jedermann erinnerlichen großen Talente und wüthende Leidenſchaften bis auf den Grad verleugnet hatte, funfzehn Jahre lang im Staube zu kriechen, und die Rolle eines Elenden zu ſpielen? Keiner durfte von dieſer ominöſen Veränderung etwas gutes für ſich erwarten, und alle ſahen ſich in ihren Erwartungen ſchrecklich getäuſcht. Die Cardinäle Medicis und Alexandrini, Eſte und Buon Compagni nebſt allen andern klugen, liſtigen und im kirchlichen Gewande grau gewordnen Prieſtern, alle waren ganz betäubt, und verloren die Beſonnenheit in koſtbaren Augenblicken, wo ſie noch die kräftigſten Mittel in ihren Händen hatten, das ihnen drohende Uebel zu entfernen. Nichts war jetzt leichter, als mit Hintanſetzung aller Formalitäten und aller üblichen Gebräuche eine einſtimmige Vernichtung

der Wahl zu bewirken, die noch ein Geheimniß des Conclave war. Geschah dieß, so war Montalto verloren; die Früchte seiner tiefdurchdachten und höchst mühsam ausgeführten Plane waren auf ewig dahin. Spott und Schande ohne Gränzen erwarteten ihn, und zwar in eben dem Maaße, als seine Verstellung groß gewesen war. Er wäre der Nachwelt als einer der seltsamsten Thoren bekannt geworden, und Rom hätte seinen größten Papst, den Hersteller alter Kunst und Pracht, den strengen aber weisen Gesetzgeber; und Europa einen der außerordentlichsten Regenten nie bewundert. Noch war es Zeit, allein die schleunigste Entschließung war erforderlich. Endlich schien sich der Cardinal Farnese zu ermannen, und rief aus: „Man sehe sich wohl vor, das „Scrutinium ist nicht richtig!“ Montalto aber mit der Superiorität, die wahrhaft große Männer über andre haben, schreckte ihn so wie alle übrigen durch einen fürchterlichen Blick zurück, und schrie: „Es ist richtig!“ Und nun fing er selbst an, das Te Deum mit einer so starken Stimme zu singen, daß die ganze Capelle ertönte; die betäubten außer sich gesetzten Cardinäle stimmten mechanisch mit ein, und nun war Montalto Papst.

Viertes Buch.

Der neue Papſt beſtätigte gleich in den erſten Augenblicken die unangenehmen Erwartungen der Cardinäle. Die Ceremonien-Meiſter fragten ihn dem Gebrauch zufolge, ob er die päpſtliche Würde annehmen wollte. Die Antwort war: „Ich „kann nicht mehr empfangen, was ich ſchon be„ſitze, aber gern möchte ich noch weit mehr an„nehmen, da ich durch die Gnade Gottes Kraft „genug in mir empfinde, nicht allein die Kirche, „ſondern die ganze Welt zu regieren.“ Als man ihm die päpſtlichen Kleider anlegte, waren ſeine Bewegungen ganz die eines Jünglings, voll der größten Lebhaftigkeit. Die Cardinäle ſchüttelten die Köpfe, und keiner ſprach, bis Ruſticucci das Wort nahm und ſcherzend ſagte: „Heiligſter Va„ter! Die päpſtliche Krone iſt eine Univerſal-Ar„zeney, denn ſie macht alte kranke Cardinäle „jung und geſund.“ Er antwortete ernſthaft: „Das iſt ſie auch, wie ich jetzt erfahre.“ Farneſe, der nur nothgedrungen ſeine Wahlſtimme gege-

gegeben hatte, fand eine Linderung seines Unmuths in dem Leiden seiner Feinde Medicis und Alexandrini, die ehrgeitzigen Urheber dieser Wahl, die sich nun so schrecklich getäuscht sahen; er sagte daher beym Ausgange aus dem Conclave zum Cardinal Sforza: „Den Kayser Carl V reuete „es schon am Abend des nämlichen Tages, daß „er seine Krone niedergelegt hatte; diese Herren „aber haben zu ihrer Reue nicht so lange Zeit ge„habt.“ „Ich will Sie noch glücklich preisen, „erwiederte Sforza, wenn Ihre Reue nicht von „weit längerer Dauer ist.“ Der neue Hoheprieſter nahm den Nahmen Sixtus V an, um das Andenken des Papstes Sixtus IV zu ehren, der auch ein Franciscaner gewesen war.

Sixtus wurde nun im Pomp nach der Peters-Kirche gebracht. Das Volk stürzte herbey, um den neuen Papst zu sehn, und seinen Segen zu empfangen. Man erkannte ihn nicht, und Alt und Jung fragten einander, wer denn dieser Papst wäre? so groß war die Verwandlung. Der alte kränkliche Montalto, der Tag und Nacht keuchte, und auf den Straßen aus Schwachheit umfiel, war in einen gesunden kraftvollen Mann umgestaltet; vorher krumm gebückt auf einer Seite hängend mit niedergeschlagenen Augen, jetzt gerade aufgerichtet mit Blicken voll Ernst und Majeſtät

jestät um sich her schauend; die Hände und Arme, die sonst nur mit Zittern in die Höhe gehoben wurden, bewegten sich jetzt mit Grazie, um nach allen Seiten den Segen auszuspenden. Das Volk schrie unaufhörlich: „Es lebe Sixtus! Heiliger Vater, Ueberfluß und Gerechtigkeit;“ Er antwortete zu wiederhohlten malen: „Ueberfluß „könnt ihr wie eine Gnade verlangen; Gerechtigkeit aber, auch ohne Ansehn der Person zu „ertheilen, ist meine Pflicht, die ich erfüllen „werde.“

Es herrschten in allen Zweigen der Regierungsverwaltung die größten Mißbräuche und Unordnungen. Niemand kannte sie besser, als Sixtus; auch war sein Verlangen, denselben abzuhelfen, so groß, daß er selbst am Wahltage sagte: „Noch „heute Abend will ich anfangen, für die Bedürfnisse des Volks Anstalten zu treffen.“ Es war der 24ste April im Jahr 1585. Man bath ihn, als er aus der Kirche im päpstlichen Pallast ankam, daß er etwas ausruhen möchte; er erwiederte aber, daß die Arbeit künftig seine größte Ruhe seyn würde. Die Cardinäle Alexandrini, Rusticucci und Medicis bemühten sich, sich bey ihm einzuschmeicheln, allein dieß war fruchtlose Mühe; ihr Scherz sowohl als ihr Ernst, alles war bey dem neuen Papst verloren. Der letztere

Car-

Cardinal ſagte: „Ew. Heiligkeit haben jetzt eine „ganz andre Miene, als ſonſt, da Sie Cardi„nal waren.“ Sixtus antwortete: „Damals „ſuchte ich die Schlüſſel des Paradieſes, und um „ſie zu finden, ging ich gebückt, und ſahe auf „die Erde; jetzt aber, da ſie in meinen Händen „ſind, betrachte ich bloß den Himmel, da ich auf „Erden nichts mehr nöthig habe.“ Alexandrini bewunderte ſeine geſchwinde Herſtellung, und fügte hinzu: „Ew. Heiligkeit haben weder geſtern „noch vorgeſtern mit ſo viel Kraft geſprochen, „als heute.“ Sixtus antwortete: „Ich war ge„ſtern nicht Papſt, auch vorgeſtern nicht, jetzt „aber bin ich es.“ Ruſticucci wollte ihm ſeinen unordentlich hängenden Mantel zurecht rücken, und legte deßhalb Hand an; allein auch dieſer Dienſt war nicht angenehm, und zog dem dienſtfertigen Cardinal die kränkenden Worte zu: „Bey „einem Papſt ziemt ſich keine ſolche Vertraulich„keit.“ Es fehlten in den päpſtlichen Zimmern einige Bedürfniſſe; die Cardinäle, um dem Papſt ihre Aufmerkſamkeit zu zeigen, befahlen die ſchleunige Herbeyſchaffung der fehlenden Artikel. Sixtus aber machte bald allen ihren Beſtrebungen ein Ende, indem er ihnen mit einem ernſthaften Tone ſagte, ſie möchten ſich die Mühe erſparen, er würde ſelbſt anordnen, was er nöthig hätte.

Schon die erste Nacht-Mahlzeit des Papstes hatte etwas Auszeichnendes. Er ließ die Cardinäle, Medicis, Alexandrini, Rusticucci, Buon Compagni, Altems und Este dazu einladen, und hier während der Mahlzeit, wobey sie nicht als Gäste, sondern nur als Zuschauer zugegen waren, erklärte er ihnen die Grundsätze, nach welchen er regieren würde; er sprach viel von der Macht, die Christus dem heiligen Petrus gegeben hätte, die folglich jetzt mit Ausschließung aller andern Menschen auf Erden in seine Hände gekommen wäre, und die er daher auch brauchen würde. Die Cardinäle verstanden diesen Wink und wollten Vorstellungen versuchen; er ließ sie aber nicht zu Worten kommen, sondern sagte, die Kirche brauchte nur einen Herrscher; worauf Rusticucci äußerte, daß Sixtus sich doch im Conclave ausdrücklich ihren Beystand ausbedungen habe. „Das „habe ich gethan, antwortete der Papst, ich „denke aber jetzt anders, und wenn diese Verän„derung mein Gewissen beschweren sollte, so wer„de ich meinem Beichtvater die Macht ertheilen, „mich zu absolviren. Ihr habt mich zum Papst „gemacht, ich gestehe es; dieß geschah aber nur „bloß um Euer eignes Interesse, nicht meinet„wegen; wenn ich also jetzt das meinige allein „vor Augen habe, so folge ich Euerm Beyspiel.“ Mit diesem Compliment entließ er sie. Keiner

kränkte

kränkte ſich mehr als Medicis, der beym Weggehn zu den andern Cardinälen ſagte: „Ich ſehe „ein Ungewitter, das ſich über unſre Häupter zu„ſammenzieht; ein jeder muß auf ſeine Sicherheit „denken.“

Sixtus, ſeiner großen Hoffnung voll, hatte als Cardinal immer ein Buch bey ſich getragen, worin er alle ſeine Entwürfe von künftigen Geſetzen, Unternehmungen und Verbeſſerungen, eingezeichnet hatte. Dieß that er oft, ſogar während ſeines Brevier-Gebets, wobey er ſagte: „Das Wohl des einzeln Menſchen muß dem öf„fentlichen Wohl nachſtehn. Das Brevier geht „nur mich allein an, mein Gedankenbuch aber „iſt für die ganze Chriſtenheit.“ Die Juſtizpflege im Kirchenſtaat war über alle Begriffe ſchlecht, und Verbrechen jeder Art gehörten zu den gewöhnlichſten Ereigniſſen des Tages; daher war eine der erſten Handlungen des neuen Papſtes, den Gouverneur von Rom und alle Criminal-Richter zu ſich kommen zu laſſen, um ihnen nachdrücklich ihre Pflichten einzuſchärfen, wobey er unter allerhand Drohungen auch die Worte ſagte: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu „bringen, ſondern das Schwert.“ Die Audienzen der fremden Geſandten und der Römiſchen Großen waren nur kurz, indem er erklärte, daß

er

er die ersten Tage seiner Regierung nicht mit Complimenten verschwenden wollte.

Es war zur Gewohnheit geworden, am Krönungstage eines Papstes alle Gefängnisse zu öffnen, und die Verbrecher frey zu lassen, welche sich besonders unter der milden Regierung des Papstes Gregorius zahllos gehäuft hatten. Diese Gewohnheit zog immer gegen Ende des Conclave eine Menge Banditen nach Rom, die sich, so wie in England die Schuldner, kurz vor einer Insolvenz-Acte, freywillig in die Gefängnisse begaben. Mehr als fünf hundert, unter welchen die Hälfte Mörder waren, hatten dieß auch jetzt gethan, in der festen Hoffnung, am Krönungsfeste ihre Freyheit und völlige Begnadigung zu erhalten. Der Gouverneur der Stadt begab sich deßhalb einige Tage zuvor zum Papst, um dessen Befehle einzuholen. Seine Frage war, ob alle ohne Ausnahme begnadigt werden, oder einige der größten Böswichter von dieser Gnade ausgeschlossen werden sollten? Sixtus ergrimmte, und sagte mit flammenden Augen: „Was unterstehet Ihr Euch von Begnadigungen „zu sprechen? Die Richter haben unter der drey„zehnjährigen Regierung meines Vorfahren nur „zu lange ausgeruhet; ich will sie aus ihrer „schändlichen Schlafsucht wecken. Ich weiß, daß

„andere Päpſte und Monarchen bey ähnlichen „Gelegenheiten mit ſolchen Begnadigungen frey„gebig ſind; dieß aber iſt keine Regel für mich. „Rom hat Richter nöthig; ich ſtelle mich an ihre „Spitze, und werde mit dem Schwert in der „Hand durch eine genaue Juſtitzpflege meine „Regierung auszeichnen. Ich verbiethe alſo, „daß ohne Rückſicht auf Stand und Alter keiner „von den Gefangenen losgelaſſen wird, vielmehr „ſoll man ſie enger als zuvor einſchließen, und „ihnen ſo geſchwind als möglich den Proceß ma„chen, damit die Gefängniſſe leer werden, und „andre ihren Platz einnehmen können. Ja! um „der Welt zu zeigen, daß Gott mich auf den „Stuhl des heiligen Peters geſetzt hat, die Tu„genden zu belohnen und das Verbrechen zu be„ſtrafen, ſo ſollen morgen viere der ſtrafbarſten „verurtheilt werden, und zwar zwey zum Strick, „zwey aber zum Block, und die Hinrichtung ſoll „am Krönungstage ſelbſt geſchehn."

Dieſer Entſchluß erregte große Beſtürzung; ſelbſt die Unbefangenſten waren unzufrieden, daß ein Tag der Freude durch Henkersarbeit ſollte entehrt werden. Die meiſten Cardinäle, Geſandten und vornehmen Römer, hatten ihre ſtrafbare Bedienten, ihre Kreaturen, ja einige ihre eigne Verwandten in die Gefängniſſe geſchickt, und

alle

alle fanden ſich jetzt in ihrer Erwartung betrogen. Um den Künſten dieſer Beſchützer vorzubeugen, ließ der Papſt den Gouverneur wiſſen, daß er und alle Richter mit ihrem Leben und Freyheit für die Entweichung irgend eines Miſſethäters haften ſollten. Die Kardinäle vereinigten ſich Vorſtellungen zu thun, und Farneſe, Medicis und Colonna, dieſe Prieſter im Purpur der drey erlauchteſten Familien Italiens, begaben ſich zum Papſt. Sie ſprachen im Namen des heiligen Kollegiums, vom Scandal des Blutvergieſſens an einem ſo feyerlichen Tage, von unzeitiger Strenge, von den Blößen, die man dadurch den Ketzern gäbe, und beſchwuren den Papſt, ſich nach dem Vorbilde Chriſti, deſſen Statthalter er ſey, als den Vater der Barmherzigkeit zu zeigen. Sixtus brach in Zorn aus, und verwies ihnen in den heftigſten Ausdrücken ihre Verwegenheit, ſeiner Autorität zu nahe zu treten; er ſagte, nicht die Strafe der Verbrechen, ſondern deren Strafloſigkeit wäre ein Scandal der Ketzer, und da Rom zu einer Mördergrube geworden wäre, ſo wollte er mit der Hülfe Gottes durch ſtrenge Gerechtigkeit die Miſſethäter vertilgen, und die Sitten des Volks beſſern. Die betroffenen Kardinäle eilten von dannen; ſie waren aber noch nicht die Treppe herunter, als ſie wieder zurückgerufen wurden. Der Papſt ſagte ih-

gegeben hatte, fand eine Linderung seines Unmuths in dem Leiden seiner Feinde Medicis und Alexandrini, die ehrgeitzigen Urheber dieser Wahl, die sich nun so schrecklich getäuscht sahen; er sagte daher beym Ausgange aus dem Conclave zum Cardinal Sforza: „Den Kayser Carl V reuete „es schon am Abend des nämlichen Tages, daß „er seine Krone niedergelegt hatte; diese Herren „aber haben zu ihrer Reue nicht so lange Zeit ge„habt.“ „Ich will Sie noch glücklich preisen, „erwiederte Sforza, wenn Ihre Reue nicht von „weit längerer Dauer ist.“ Der neue Hoheprieſter nahm den Nahmen Sixtus V an, um das Andenken des Papstes Sixtus IV zu ehren, der auch ein Franciscaner gewesen war.

Sixtus wurde nun im Pomp nach der Peters-Kirche gebracht. Das Volk stürzte herbey, um den neuen Papst zu sehn, und seinen Segen zu empfangen. Man erkannte ihn nicht, und Alt und Jung fragten einander, wer denn dieser Papst wäre? so groß war die Verwandlung. Der alte kränkliche Montalto, der Tag und Nacht keuchte, und auf den Straßen aus Schwachheit umfiel, war in einen gesunden kraftvollen Mann umgestaltet; vorher krumm gebückt auf einer Seite hängend mit niedergeschlagenen Augen, jetzt gerade aufgerichtet mit Blicken voll Ernst und Ma-

jestät

jestät um sich her schauend; die Hände und Arme, die sonst nur mit Zittern in die Höhe gehoben wurden, bewegten sich jetzt mit Grazie, um nach allen Seiten den Segen auszuspenden. Das Volk schrie unaufhörlich: „Es lebe Sixtus! Heiliger Vater, Ueberfluß und Gerechtigkeit;“ Er antwortete zu wiederhohlten malen: „Ueberfluß „könnt ihr wie eine Gnade verlangen; Gerechtigkeit aber, auch ohne Ansehn der Person zu „ertheilen, ist meine Pflicht, die ich erfüllen „werde.“

Es herrschten in allen Zweigen der Regierungsverwaltung die gröbsten Mißbräuche und Unordnungen. Niemand kannte sie besser, als Sixtus; auch war sein Verlangen, denselben abzuhelfen, so groß, daß er selbst am Wahltage sagte: „Noch „heute Abend will ich anfangen, für die Bedürfnisse des Volks Anstalten zu treffen.“ Es war der 24ste April im Jahr 1585. Man bath ihn, als er aus der Kirche im päpstlichen Pallast ankam, daß er etwas ausruhen möchte; er erwiederte aber, daß die Arbeit künftig seine gröbste Ruhe seyn würde. Die Cardinäle Alexandrini, Rusticucci und Medicis bemühten sich, sich bey ihm einzuschmeicheln, allein dieß war fruchtlose Mühe; ihr Scherz sowohl als ihr Ernst, alles war bey dem neuen Papst verloren. Der letztere

Car-

Cardinal ſagte: „Ew. Heiligkeit haben jetzt eine „ganz andre Miene, als ſonſt, da Sie Cardi„nal waren.“ Sixtus antwortete: „Damals „ſuchte ich die Schlüſſel des Paradieſes, und um „ſie zu finden, ging ich gebückt, und ſahe auf „die Erde; jetzt aber, da ſie in meinen Händen „ſind, betrachte ich bloß den Himmel, da ich auf „Erden nichts mehr nöthig habe.“ Alexandrini bewunderte ſeine geſchwinde Herſtellung, und fügte hinzu: „Ew. Heiligkeit haben weder geſtern „noch vorgeſtern mit ſo viel Kraft geſprochen, „als heute.“ Sixtus antwortete: „Ich war ge„ſtern nicht Papſt, auch vorgeſtern nicht, jetzt „aber bin ich es.“ Ruſticucci wollte ihm ſeinen unordentlich hängenden Mantel zurecht rücken, und legte deßhalb Hand an; allein auch dieſer Dienſt war nicht angenehm, und zog dem dienſtfertigen Cardinal die kränkenden Worte zu: „Bey „einem Papſt ziemt ſich keine ſolche Vertraulich„keit.“ Es fehlten in den päpſtlichen Zimmern einige Bedürfniſſe; die Cardinäle, um dem Papſt ihre Aufmerkſamkeit zu zeigen, befahlen die ſchleunige Herbeyſchaffung der fehlenden Artikel. Sixtus aber machte bald allen ihren Beſtrebungen ein Ende, indem er ihnen mit einem ernſthaften Tone ſagte, ſie möchten ſich die Mühe erſparen, er würde ſelbſt anordnen, was er nöthig hätte.

Schon

Schon die erste Nacht-Mahlzeit des Papstes hatte etwas Auszeichnendes. Er ließ die Cardinäle, Medicis, Alexandrini, Rusticucci, Buon Compagni, Altems und Este dazu einladen, und hier während der Mahlzeit, wobey sie nicht als Gäste, sondern nur als Zuschauer zugegen waren, erklärte er ihnen die Grundsätze, nach welchen er regieren würde; er sprach viel von der Macht, die Christus dem heiligen Petrus gegeben hätte, die folglich jetzt mit Ausschließung aller andern Menschen auf Erden in seine Hände gekommen wäre, und die er daher auch brauchen würde. Die Cardinäle verstanden diesen Wink und wollten Vorstellungen versuchen; er ließ sie aber nicht zu Worten kommen, sondern sagte, die Kirche brauchte nur einen Herrscher; worauf Rusticucci äußerte, daß Sixtus sich doch im Conclave ausdrücklich ihren Beystand ausbedungen habe. „Das „habe ich gethan, antwortete der Papst, ich „denke aber jetzt anders, und wenn diese Verän„derung mein Gewissen beschweren sollte, so wer„de ich meinem Beichtvater die Macht ertheilen, „mich zu absolviren. Ihr habt mich zum Papst „gemacht, ich gestehe es; dieß geschah aber nur „bloß um Euer eignes Interesse, nicht meinet„wegen; wenn ich also jetzt das meinige allein „vor Augen habe, so folge ich Euerm Beyspiel.“ Mit diesem Compliment entließ er sie. Keiner

kränkte

kränkte ſich mehr als Medicis, der beym Weggehn zu den andern Cardinälen ſagte: „Ich ſehe „ein Ungewitter, das ſich über unſre Häupter zu„ſammenzieht; ein jeder muß auf ſeine Sicherheit „denken.“

Sixtus, ſeiner großen Hoffnung voll, hatte als Cardinal immer ein Buch bey ſich getragen, worin er alle ſeine Entwürfe von künftigen Geſetzen, Unternehmungen und Verbeſſerungen, eingezeichnet hatte. Dieß that er oft, ſogar während ſeines Brevier-Gebets, wobey er ſagte: „Das Wohl des einzeln Menſchen muß dem öf„fentlichen Wohl nachſtehn. Das Brevier geht „nur mich allein an, mein Gedankenbuch aber „iſt für die ganze Chriſtenheit.“ Die Juſtizpflege im Kirchenſtaat war über alle Begriffe ſchlecht, und Verbrechen jeder Art gehörten zu den gewöhnlichſten Ereigniſſen des Tages; daher war eine der erſten Handlungen des neuen Papſtes, den Gouverneur von Rom und alle Criminal-Richter zu ſich kommen zu laſſen, um ihnen nachdrücklich ihre Pflichten einzuſchärfen, wobey er unter allerhand Drohungen auch die Worte ſagte: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu „bringen, ſondern das Schwert.“ Die Audienzen der fremden Geſandten und der Römiſchen Großen waren nur kurz, indem er erklärte, daß

er

er die ersten Tage seiner Regierung nicht mit Complimenten verschwenden wollte.

Es war zur Gewohnheit geworden, am Krönungstage eines Papstes alle Gefängnisse zu öffnen, und die Verbrecher frey zu lassen, welche sich besonders unter der milden Regierung des Papstes Gregorius zahllos gehäuft hatten. Diese Gewohnheit zog immer gegen Ende des Conclave eine Menge Banditen nach Rom, die sich, so wie in England die Schuldner, kurz vor einer Insolvenz-Acte, freywillig in die Gefängnisse begaben. Mehr als fünf hundert, unter welchen die Hälfte Mörder waren, hatten dieß auch jetzt gethan, in der festen Hoffnung, am Krönungsfeste ihre Freyheit und völlige Begnadigung zu erhalten. Der Gouverneur der Stadt begab sich deßhalb einige Tage zuvor zum Papst, um dessen Befehle einzuholen. Seine Frage war, ob alle ohne Ausnahme begnadigt werden, oder einige der größten Böswichter von dieser Gnade ausgeschlossen werden sollten? Sixtus ergrimmte, und sagte mit flammenden Augen: „Was unterstehet Ihr Euch von Begnadigungen „zu sprechen? Die Richter haben unter der drey„zehnjährigen Regierung meines Vorfahren nur „zu lange ausgeruhet; ich will sie aus ihrer „schändlichen Schlafsucht wecken. Ich weiß, daß

„andere Päpste und Monarchen bey ähnlichen „Gelegenheiten mit solchen Begnadigungen frey„gebig sind; dieß aber ist keine Regel für mich. „Rom hat Richter nöthig; ich stelle mich an ihre „Spitze, und werde mit dem Schwert in der „Hand durch eine genaue Justitzpflege meine „Regierung auszeichnen. Ich verbiethe also, „daß ohne Rücksicht auf Stand und Alter keiner „von den Gefangenen losgelassen wird, vielmehr „soll man sie enger als zuvor einschließen, und „ihnen so geschwind als möglich den Proceß ma„chen, damit die Gefängnisse leer werden, und „andre ihren Platz einnehmen können. Ja! um „der Welt zu zeigen, daß Gott mich auf den „Stuhl des heiligen Peters gesetzt hat, die Tu„genden zu belohnen und das Verbrechen zu be„strafen, so sollen morgen viere der strafbarsten „verurtheilt werden, und zwar zwey zum Strick, „zwey aber zum Block, und die Hinrichtung soll „am Krönungstage selbst geschehn."

Dieser Entschluß erregte große Bestürzung; selbst die Unbefangensten waren unzufrieden, daß ein Tag der Freude durch Henkersarbeit sollte entehrt werden. Die meisten Cardinäle, Gesandten und vornehmen Römer, hatten ihre strafbare Bedienten, ihre Kreaturen, ja einige ihre eigne Verwandten in die Gefängnisse geschickt, und

alle

alle fanden sich jetzt in ihrer Erwartung betrogen. Um den Künsten dieser Beschützer vorzubeugen, ließ der Papst den Gouverneur wissen, daß er und alle Richter mit ihrem Leben und Freyheit für die Entweichung irgend eines Missethäters haften sollten. Die Kardinäle vereinigten sich Vorstellungen zu thun, und Farnese, Medicis und Colonna, diese Priester im Purpur der drey erlauchtesten Familien Italiens, begaben sich zum Papst. Sie sprachen im Namen des heiligen Kollegiums, vom Scandal des Blutvergiessens an einem so feyerlichen Tage, von unzeitiger Strenge, von den Blößen, die man dadurch den Ketzern gäbe, und beschwuren den Papst, sich nach dem Vorbilde Christi, dessen Statthalter er sey, als den Vater der Barmherzigkeit zu zeigen. Sixtus brach in Zorn aus, und verwies ihnen in den heftigsten Ausdrücken ihre Verwegenheit, seiner Autorität zu nahe zu treten; er sagte, nicht die Strafe der Verbrechen, sondern deren Strafloſigkeit wäre ein Scandal der Ketzer, und da Rom zu einer Mördergrube geworden wäre, so wollte er mit der Hülfe Gottes durch strenge Gerechtigkeit die Missethäter vertilgen, und die Sitten des Volks bessern. Die betroffenen Kardinäle eilten von dannen; sie waren aber noch nicht die Treppe herunter, als sie wieder zurückgerufen wurden. Der Papst sagte ih-

nen im Vorzimmer: „Ich habe vergeſſen Euch „Nachricht zu geben, daß ich mich nicht bloß „auf die Beſtrafung der Miſſethäter einſchränken „werde, ſondern daß auch ihre Beſchützer beſtraft „werden ſollen.“ Nach dieſer Anzeige wandte er ihnen den Rücken zu, und entfernte ſich.

Dieß Betragen des Papſtes erregte das Schrecken aller Einwohner Roms; man zitterte wenn man ſeinen Namen nannte, und das heilige Kollegium der Kardinäle, das bis dahin die eigenmächtige Autorität der Päpſte nicht wenig eingeſchränkt hatte, verlor allen Muth, und getraute ſich nicht ſeine alten Rechte zu behaupten. Das Volk ſagte: die Kardinäle hätten ein Päpſtlein machen wollen, ſie hätten aber ein Ungeheuer von einem Papſt gemacht.

Unter den ſo unerwartet und ſo geſchwind zum Tode verurtheilten Perſonen befand ſich ein Mann von guter Familie, Namens Ciacci, der nach Römiſcher Sitte ſeinen Dolch gebraucht, und ſich ſodann in der gewiſſen Zuverſicht ſeiner Begnadigung ins Gefängniß begeben hatte. Seine Frau und fünf Kinder warfen ſich in Thränen ſchwimmend dem Papſt zu Füßen, und flehten um Gnade. Sixtus antwortete: „Meine gute „Frau! Euer und eurer Kinder Schickſal rührt „mich; ich kann es aber nicht ändern. Meine

„Pflicht

„Pflicht iſt, die Gerechtigkeit wieder in Rom ein„zuführen, nachdem ſie ſo lange Zeit von hier „verbannt geweſen iſt.“ Ciacci wurde enthauptet.

Ein anderer Vorfall aber machte noch gröſſeres Aufſehen. Der Kanonikus Cartelli, ein Mann von Verdienſten und Anſehen, war Magior Domo, oder Hofmarſchall, bey dem Kardinal Carpi, dem Wohlthäter des Montalto geweſen, und hatte häufige Gelegenheit gehabt, dem letztern Dienſte zu leiſten. Der Neffe dieſes Cartelli hatte ein Mädchen aus ihrem väterlichen Hauſe entführt, und hernach genothzüchtigt. Er wurde vor Gericht dieſer Verbrechen überführt, allein ſein Onkel fand Mittel, das fernere Verfahren der Richter zu verhindern, und der Jüngling heyrathete das Mädchen. Es waren jedoch zur Endigung des Proceſſes noch einige Formalitäten übrig, die Cartelli dadurch abzukürzen glaubte, wenn ſein Neffe ſich kurz vor dem Krönungstage ins Gefängniß begäbe. Der ſchreckliche Entſchluß des Papſtes betäubte ihn zwar, die Erinnerung der alten Freundſchaft aber machte ihm wieder Muth, und er übergab Sixtus in Perſon ſeine Bittſchrift, worin er ſich auf die groſſe Jugend ſeines Neffen und auf deſſen Reue berief, wobey er hinzufügte, daß derſelbe

ſein Verbrechen durch die Heyrath wieder gut gemacht habe. Der Papſt antwortete, daß Montalto ſich noch mit Vergnügen der alten Freundſchaft des Cartelli erinnere, daß aber der zum Papſt gewordene Montalto vergeſſen müßte, daß ſie Freunde geweſen wären, beſonders da hier von der Beſtrafung eines Verbrechers die Rede ſey. Er rieth daher Cartelli an Statt für das Leben ſeines Neffen zu bitten, Gott ſeine Seele zu empfehlen. Nun machten die gewonnenen Richter noch einen Verſuch; ſie bezogen ſich auf neuere Unterſuchungen, und auf die Erklärung des Vaters, daß alles mit ſeiner und ſeiner Tochter Genehmigung geſchehen ſey; allein der Papſt ließ ſich die Akten der erſten Unterſuchung holen, und ſah daraus, daß der Vater Anfangs ſelbſt Kläger geweſen, und daß das Verbrechen durch Zeugen bewieſen worden war. Dieß ungerechte Verfahren der Richter wollte er nicht ungeſtraft laſſen. Zwey dieſer Unglücklichen mußten um den Grad ihrer Strafe looſen; der eine bekam den Staubbeſen, und der andre wurde aus Rom gejagt, nachdem er zuvor ſelbſt ſein böſes richterliches Verfahren umſtändlich hatte erklären müſſen. Der Neffe des Cartelli wurde vor dem Hauſe, wo er das Verbrechen begangen hatte, aufgeknüpft, ihm ſelbſt aber gab er zum Beweiſe ſeiner Achtung, und zum Troſt bey der Hinrichtung

ſei-

seines Verwandten, das zum Königreich Neapel gehörige Bißthum Anantea, sein dadurch erledigtes Kanonikat aber erhielt der Bruder des Hingerichteten.

Ein sehr reicher Prälat, Monsignore Cesarino, ohne Rücksicht auf seinen Stand zu nehmen, lebte ganz mit der Welt und fröhnte seinen Leidenschaften. Er hatte dem armen Kardinal Montalto viele beträchtliche Geschenke gemacht, ja, ihm sogar ein Haus und Garten mit allem Zugehör geschenkt. Dieser Prälat besaß nahe bey Rom einen Landsitz, wo sich beständig einige von ihm besoldete Banditen aufhielten. Drey der ruchlosesten aber, über welchen das Schwert der Gerechtigkeit schon lange schwebte, ließ Cesarino jetzt ins Gefängniß gehn, und begab sich zum Papst, um ihnen Gnade zu erbitten. Sixtus versicherte ihn, daß er sich mit dankbarem Herzen seiner Freundschaftsdienste erinnere, daß er aber nicht wüßte, ob er ihn länger unter seine Freunde zählen sollte, weil er um die Begnadigung solcher Bösewichter bäte. Er führte ihm dabey sein schändliches Leben und seine vielfachen Verbrechen durch gedungne Mörder zu Gemüthe, und fügte die schrecklichen Worte hinzu: „Ich bin deßhalb „gezwungen Euch zum Tode zu verdammen. Das „Urtheil ist in meinem Herzen gesprochen; ich will

„es aber wegen Eurer mir erwiesenen Dienste „vernichten; jedoch mit der einzigen Bedingung, „daß Ihr von nun an ein neues Leben führt.“ Die Bestürzung des Cesarini, bey dieser höchst unerwarteten Anrede war so groß, daß er zu den Füßen des Papstes sank, und weggebracht werden mußte. Diese Scene, die darauf folgende Hinrichtung der Banditen, seiner Mitgenossen, und das laut Urtheil vollzogene Niederreißen seines Landhauses als einer Mörderhöhle, machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er die Welt verließ, und ein Kauthäuser wurde.

Die Krönung des Papstes geschah mit grosser Pracht, wobey die Gesandten der vornehmsten Monarchen, den die Person des Hohenpriesters bedeckenden Himmel trugen. Unter diesen Gesandten befanden sich zwey Japanische Prinzen, die auf Veranlassung der Jesuiten nach Rom gekommen waren, um im Namen der Könige von Bungo und Arima dem Papst zu huldigen. Man hatte wegen der Länge der Reise sehr junge Personen dazu ausgesucht. Die Gesandten selbst waren nur sechzehn Jahr, und zwey vornehme Japaner, ihre Assistenten, nur achtzehn Jahr alt. Erst nach einer viertehalbjährigen Reise kamen sie in Rom an, wo sie nicht allein mit Pomp, sondern auch mit Liebe und Dienstfeifer aufgenommen

men wurden. Bey der Ceremonie der Krönung mußten ſie auf Befehl des Papſtes ganz nahe bey ihm ſeyn. Man verbrannte dem Gebrauch zu Folge ein Büſchel, um Rauch zu machen, wobey man die Worte ſagte: „ſic tranſit gloria „mundi.“ Dieſe wohl bedachte Erinnerung an die Vergänglichkeit irrdiſcher Größe in den Augenblicken göttlicher Verehrung, war von den Päpſten gewöhnlich unbeantwortet geblieben; Sixtus aber ſagte laut vor dem ganzen Volk mit ſtolzer Stimme: „Der Ruhm meines Namens „wird nie vergehn, weil ich ihn durch die Aus„übung der genaueſten Gerechtigkeit gründen wer„de.“ Hierauf wandte er ſich an die Japaner mit den Worten: „Meine Kinder, erinnert euch „dieſer Ceremonie und erzählt ſie euern Beherr„ſchern.“ Bey der großen Cavalcade nach der Lateranſkirche, von welcher der Papſt Biſchof iſt, hatte einer von dieſen Japanern die damals von ſo vielen Fürſten beneidete Ehre, den päpſtlichen Steigbügel zu halten. Sixtus beſtieg das Pferd wie ein Jüngling. Der Kardinal Farneſe bezeigte ihm darüber ſeine Verwunderung, erhielt aber zur Antwort: „Sie irren ſich, als Kardinal war „ich behender wie jetzt, denn ich hatte damals „die Welt unter meinen Füßen, jetzt aber trage „ich ſie auf meinen Schultern.“

Die Japaner blieben drey Monat in Rom. Es fehlte ihnen an Geld, da die Reise so lange gedauert hatte, und die Schiffe ausblieben, weßhalb sie der Papst in allem frey unterhielt, und überdieß ihnen 3000 Römische Thaler auszahlen ließ. Man hatte in Japan Seminarien angelegt, zu deren Unterhalt der verstorbene Papst jährlich 4000 Zechinen anwies; diese Summe wurde jetzt von Sixtus mit 2000 Zechinen vermehrt. Vor der Abreise dieser Gesandten wurden sie aufs Kapitol geführt, und hier mit Ueberlieferung der dazu gehörigen Patente, sie sowohl als ihre Nachkommen, zu Römischen Bürgern und Patriciern ernannt. Der Papst schlug sie selbst in der Peterskirche zu Rittern vom goldnen Sporn, und umarmte sie so zärtlich, wie ein Vater seine Kinder, zum Erstaunen aller Anwesenden, die wegen seiner Strenge ihm keine sanften Gefühle zutrauten. Sixtus las selbst eine Messe für ihre glückliche Reise, und reichte ihnen das Abendmahl in eigener Person; sodann entließ er sie mit seinem Segen und mit Geschenken überhäuft.

Die Familie des Sixtus hatte bisher in grosser Armuth gelebt, da er aus obenangeführten Gründen, von seinen Verwandten nichts wissen wollte. Jetzt war dieser Zwang nicht mehr nöthig,

thig, und er konnte die so lange unterdrückten Wünsche seines Herzens erfüllen. Er befahl, daß seine Schwester Camilla mit ihren Kindern, zwey Söhne und eine Tochter, nach Rom kommen sollte. Sie machte sich geschwinde auf, und fand vor der Stadt die Kardinäle, Medicis, Alexandrini und Este, die in der Meinung dem Papst gefällig zu seyn, ihr entgegen gekommen waren, sie in einen Pallast führten, und wie eine Prinzessinn ausschmückten. In diesem Glanz begleiteten sie die neugebohrne Dame nach dem Vatican. Sixtus eilte ihr freudig entgegen, stutzte aber über ihre prächtigen Kleider; er stellte sich nun als ob er sie nicht kenne, und fragte zu wiederholten malen, wo denn seine Schwester wäre. Hier ist sie, sagte Kardinal Alexandrini, indem er sie bey der Hand nahm, und dem Papst zuführte, der aber mit Verachtung erwiederte: „Sie ist es nicht. Ich habe nur eine Schwe„ster, die eine arme Bäuerinn ist, hier aber sehe „ich eine Römische Prinzessinn.“ Hierauf entfernte er sich, und ließ der ankommenden Familie befehlen, den Pallast zu verlassen. Die gekränkten Kardinäle begaben sich nach Hause, und sandten die verstoßene Schwester nach einem Gasthofe, um dort für sich selbst zu sorgen. Sie kam bald wieder nach dem Vatican in ihrer Bauernkleidung, und umfaßte mit ihren Kindern die

Knie

Knie ihres Bruders, und nun empfing ſie Sixtus aufs zärtlichſte mit den Worten: „Jetzt biſt „du wirklich meine Schweſter, und wenn du als „Prinzeſſinn erſcheinen ſollſt, ſo ſoll es durch „mich allein geſchehn.“ Die Kleider und der Schmuck wurden dem Kardinal Alexandrini im Namen des Papſtes wieder zurückgeſchickt. Er gab ihr ſeinen vorigen Pallaſt und wieß ihr anſehnliche Einkünfte an, verboth ihr aber ausdrücklich, ſich in keine Regierungs-Angelegenheiten zu miſchen, und nie eine Gnade von ihm zu verlangen. Sie befolgte genau dieſen Befehl, und da ihr Alter und vorige Lebensart ſie ohnehin für die große Welt untauglich machten, ſo lebte ſie mit einem kleinen Gefolge ruhig, und brachte ihre meiſte Zeit zu mit Beten und Beſuchung der Kirchen. Ihre Kinder, von welchen der älteſte Sohn achtzehn Jahr alt war, ließ Sixtus erziehn, und oft mußten ſie ganze Tage im Vatican bleiben.

Ein Damenſtift in Neapel, genannt: „Zu„flucht zu unſrer lieben Frauen,“ wählte die Camilla zu ihrer Beſchützerin in Rom, dieſe aber eingedenk des brüderlichen Befehls, ſchlug die Stelle aus, obgleich höchſt ungern. Sixtus erfuhr es, und erlaubte ihr den Antrag anzunehmen. Nun aber verlangten die Neapolitaniſchen

Damen

Damen für ihr Stift außerordentliche Indulgenzen. Die Beschützerin war in der größten Verlegenheit; endlich ermannte sie sich, warf sich zitternd dem Papste zu Füßen, und brachte stammelnd ihr Anliegen vor. Sixtus lächelte über ihre Furcht bey einer so geringfügigen Sache, und sagte: „Ich gewähre deine Bitte, weil „sie niemanden schadet, vielmehr frommen Seelen „zum Trost gereichen wird; aber erinnere dich, „was ich dir untersagt, und daß dieß die erste „und auch die letzte Gnade ist, die ich dir je be„willigen werde." Dieß Betragen glaubte er seinen Regentenpflichten angemessen: denn er ließ es nie an Zärtlichkeit für sie ermangeln, und gab ihr unaufhörliche Beweise davon.

Kaum hatte Sixtus den päpstlichen Thron bestiegen, so kamen eine Menge Menschen, die ihn ehemals gekannt, oder mit ihm in irgend einer Verbindung gestanden hatten, aus allen Gegenden Italiens nach Rom, in Hoffnung ihr Glück zu machen. Sixtus hatte dieß vorher gesehn, und befohlen, niemanden Audienz zu versagen, zuvor aber ihre Namen, Stand, Zeitpunkt der Bekanntschaft, und Art der Verbindung genau aufzuzeichnen. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß; dieß kam ihm zu Hülfe, und so entstanden allerhand Scenen. Eines Tages

ges stellte ihm der Major Domo vierzig Perso-
nen dieser Klasse auf einmal vor, die er folgen-
dermaßen anredete: „Meine lieben Kinder! Ob-
„gleich Montalto für die Welt gestorben, so ist
„doch seine Freundschaft für euch noch lebendig,
„und mir ist sie von ihm als ein Erbtheil hinter-
„lassen worden. Es ist aber nöthig, seine wah-
„ren Freunde kennen zu lernen, um sie nicht mit
„so vielen andern zu vermischen, die aus Privat-
„absichten vorgeben, Freundschaft für ihn gehabt
„zu haben. Erst aber muß ich an die Geschäfte
„des großen Amts denken, das mir die Vorsehung
„gegeben hat, und die von hier so lange verbannte
„Gerechtigkeit wieder zurückrufen; hernach will
„ich meinen Freunden meine Dankbarkeit zei-
„gen.“ Diese Anrede wiederholte er mehrern
Haufen sogenannter Freunde, die sich einstellten,
und jedermann ging hoffnungstrunken von ihm
weg.

Seine Sorgfalt für die Ruhe und Sicherheit
seiner Unterthanen verdrängte bey ihm anfangs
alle andre Unternehmungen. Er befahl dem Gou-
verneur von Rom zwölf Scharfrichter, alle aus
verschiedenen Provinzen und Jegenden in Sold
zu nehmen, damit ein jeder Verbrecher durch ei-
nen von seinem eignen Volk bestraft werden kön-
te. Diese Scharfrichter mußten wöchentlich ein-
mal

mal mit Stricken in den Händen und Beilen auf den Schultern paarweiſe in Proceſſion durch die Straßen der Stadt ziehn, um das Volk in Furcht zu erhalten. Ein Bäckermeiſter, dem dieß Schauſpiel mißfiel, warf einen Stein nach der vorbeyziehenden Geſellſchaft, und verwundete einen Henker. Seine Strafe war, von acht Scharfrichtern durch die vornehmſten Straßen Roms gepeitſcht zu werden, und ſodann auf die Galeeren. Viel Gouverneure der Städte und viele Richter wurden abgeſetzt, weil ſie zu gelinde verfuhren; und wenn ein neuer Richter eingeſetzt wurde, ſo ließ ihn Sixtus vor ſich kommen, und erinnerte ihn, das Schwert nicht zu ſchonen. Dieſe Strenge des Papſtes, die an Grauſamkeit gränzte, war jedoch ſo nöthig als heilſam. Die Wirkung davon war auch ſchleunig und groß. In wenig Monaten fand man im ganzen Kirchenſtaate eine hier nie gekannte Sicherheit, und die heilige Stadt, ſonſt der Sitz ſo vieler öffentlichen Schandthaten und Verbrechen, wurde jetzt ein Wohnort in Ruhe lebender Menſchen.

Um aber dieſe Ruhe aufrecht zu erhalten, ſo nahm er eine Menge Spione an, die in alle große und kleine Städte des Kirchenſtaats vertheilt wurden, und große Penſionen erhielten. Er wählte ſie unter den Prieſtern und Mönchen, den Advokaten

katen und Krämern. Sie mußten auf die Gouverneurs und Richter ein wachſames Auge haben, und ihm auch melden, was das Volk von ihm ſagte. Die Spione kannten ſich untereinander nicht; ſie ſchrieben alle in Chiffern und unter verſchiednen Adreſſen. In Rom allein waren derer funfzig, die von allem Nachricht gaben. Die aufmerkſamſten erhielten außer ihren Penſionen noch Prämien. Auch außerhalb des Kirchenſtaats, in ganz Italien, ja in allen europäiſchen Ländern hatte er dergleichen Spione, die von allen Schritten und Handlungen der Nuntien und andrer päpſtlichen Miniſter, Bericht ertheilen mußten. In Rom hatten dieſe Kundſchafter ein jeder ſein beſonderes Geſchäft. Manche waren bloß beſtimmt, das Betragen und die Reden unter dem gemeinſten Pöbel, ſelbſt der Soldaten und Stallknechte, zu beobachten. In jedem Kloſter der Stadt befanden ſich ein, auch wohl zwey ſolcher Spione. Auf dieſe Weiſe erfuhr der Papſt alles aufs genaueſte, was in Rom, in Italien, ja in ganz Europa geſchah. Kein Monarch ſeines Jahrhunderts, ja vielleicht kein Monarch unſers eignen Zeitalters, war ſo gut von ſeinen Kundſchaftern bedient, und von allem ſo wohl unterrichtet, als er. Die Nuntien hatten Befehl, kein Geld zu ſparen, um die Geheimniſſe der Cabinette zeitig zu entdecken.

Der

Der Papſt ließ alle ſeit zehn Jahr abgeurtheilte Criminal-Proceſſe durchſehn, und die zu gelinde behandelte Verbrecher wurden jetzt von neuem beſtraft; hatte ſie der Tod indeß weggeraft, ſo wurden ihre Güter eingezogen. Selbſt die Ausübung der Amtspflichten aller Criminal-Richter in den letzten zehn Jahren wurde unterſucht, und bey Strafe der Excommunication jedermann aufgefordert, Ungerechtigkeiten anzuzeigen. Die Angeber erhielten Belohnungen. Viele Richter warteten dieſe Unterſuchung nicht ab, ſondern entflohen. Diejenigen aber, die in ihren Aemtern blieben, wurden zurückhaltender, lebten einſam, um nicht durch ihre Miſchung in Geſellſchaften wider ihren Willen zu unerlaubten Gunſtbezeigungen vermocht zu werden. Ein Richter, der die Empfehlung einer Juſtitz-Sache ſelbſt von einem Fürſten auch nur anhörte, verlor ſein Amt ohne Gnade. Ließ jemand gegen einen Gerichtsbedienten eine Drohung fallen, ſo wurde er am Leben geſtraft. Die Magiſtrats-Perſonen, ſowohl in den Städten als auf dem Lande, mußten Liſten von allen Müßiggängern, Landſtreichern, und liederlichen Menſchen an den Papſt ſelbſt einſenden. Die geringſte Nachſicht wurde mit dem Verrenken der Glieder am Schnellgalgen beſtraft; eine noch übliche Italieniſche Sitte, die die Menſchen oft um geringer Vergehungen

zu Krüppeln macht. Ein Syndicus in Albano hatte seinen Neffen, einen sehr liederlichen Menschen, von der Liste weggelassen; der Papst erfuhr es, ließ den Syndicus geschlossen nach Rom bringen, und obgleich der Spanische Gesandte um seine Begnadigung bath, so mußte er dennoch an den Schnellgalgen. Alle Landstreicher und Liederlichen kamen auf die Galeeren. Die Magistrats-Personen erhielten Befehl, die Criminal-Processe abzukürzen. Nur zwey Monath gab er zu dem Urtheil Zeit; bey einem Aufschub aus erheblichen Gründen mußten ihm selbst die Acten des Processes zugeschickt werden, wobey er erklärte, daß ihm die gefüllten Galeeren und Galgen lieber, als die gefüllten Kerker wären. Er verboth die Sterndeuterey, die damals in Rom sehr geliebt wurde; einige Astrologen aber, die dennoch ihr Handwerk insgeheim trieben, mußten Trotz des Schutzes der vornehmsten Cardinäle auf die Galeeren wandern.

Nun kam die Reihe an die Armen, deren Noth er nach Möglichkeit abhelfen wollte. Die Reichthümer Roms befanden sich damals, so wie noch jetzt, in den Händen einer kleinen Anzahl Familien zusammengehäuft; alle übrige Einwohner waren mehr oder weniger arm. Sixtus wählte vier Männer von anerkannter Rechtschaffen-

ſenheit und Erfahrung. Dieſe mußten in Perſon alle Familien in der Stadt beſuchen, und von allem Erkundigung einziehn. Diejenigen, die kein Gewerbe hatten, wurden entweder zu einer Unterhalt gebenden Beſchäftigung angewieſen, oder auf päpſtliche Koſten nach andern Oertern hingebracht, wo ſie ihr Brot verdienen konnten. Dieſe Sorgfalt ſchränkte ſich jedoch nur auf die alten Einwohner ein; in Anſehung neuer Ankömmlinge aber wurde verordnet, daß man niemanden ohne Gewerbe geſtatten ſollte, ſich in Rom niederzulaſſen, und die Pfarrer erhielten Befehl, bey Strafe aus der Stadt gejagt zu werden, keine Trauung zu verrichten, ohne das Certificat eines von den Umſtänden der Brautleute unterrichteten Polizey-Richters zu haben.

Einer ſehr alten Gewohnheit gemäß, ſchrie das Volk immer, wenn ein Papſt ſich zeigte, ihm ein Vivat zu. Er verbot dieß durch ein öffentliches Edict, und wer es doch that, mußte auf einen Tag ins Gefängniß wandern. Dieß ſchreckte die Einwohner ſo ſehr, daß ſie, anſtatt ihm entgegen zu eilen, um ſeinen Segen zu empfangen, vielmehr davon flohen, wenn er ſich nur von weitem zeigte. So allgemein war das Schrecken ſeiner Gegenwart, daß die Mütter und Ammen, um ihren Kindern Furcht einzujagen und ſie zum

Schweigen zu bringen, oft die Worte brauchten: „Still! der Papſt Sixtus kommt!“ eine Drohung, die ſo ſtarken Eindruck machte, daß dieſe Kinder ſelbſt nach dem Tode des Sixtus ſeinen Nahmen nicht ohne Schrecken nennen hören konnten. Die Abſicht Sixtus bey dieſem Verbot war, den Endzweck ſeiner Incognito-Spatziergänge nicht zu verlieren, weil er bald die Richter in den Tribunälen, bald die Mönche in den Klöſtern, bald das Volk auf den öffentlichen Plätzen überraſchen wollte.

Sein grauſamſtes Geſetz betraf den Ehebruch, worauf er die Todesſtrafe ſetzte. Der erſte, der ſie litt, war ein Mann von Verdienſten, ein vornehmer Römer und Verwandter des Cardinal Altems, der alles anwandte, ihn zu retten, aber vergebens; er wurde unter den Thränen des Volks enthauptet.

Ein Edelmann aus Salerno, Nahmens Taſca, war kurz vor der Wahl Sixtus nach Rom gekommen, um ſich hier niederzulaſſen. Der Wunſch, ein Mädchen, das er liebte, deſto freyer zu genießen, vermochte ihn, ſie an ſeinen gutmüthigen Kammerdiener zu verheirathen, und ſo lebten alle in einem Hauſe beyſammen. Sobald jenes ſtrenge Geſetz erſchien, riethen ihm ſeine Freunde, allen Umgang mit der Frau aufzugeben,

oder mit ihr nach Salerno zurückzukehren. Tasca achtete diese Warnung nicht, weil er als ein Fremder nicht unter den Gesetzen begriffen zu seyn glaubte. Die Richter, die der Gouverneur von Rom deßhalb zusammen rief, waren eben dieser Meinung; dennoch stimmten sie, daß man den Befehl des Papstes darüber einholen müßte. Diese Ungewißheit der Richter, setzte Sixtus in Wuth. Er rief aus: „Was! sollte ich leiden, „daß Ausländer hier unter meinen Augen meinen „Gesetzen trotzen? An den Galgen mit dem Ehe„brecher, mit dem Weibe und ihrem Manne, „und weil Ihr doch Skrupel wegen des Vaterlan„des dieser Verbrecher habt, so nehmt dazu in „Neapel verfertigte Stricke.“ Die Todesstrafe des Tasca wurde jedoch wegen seiner besondern Verdienste und andrer günstigen Umstände erlassen, und in eine Galeeren-Strafe verwandelt; die Frau aber nebst dem Manne und zwey Bedienten wurden gehenkt; eine Magd hingegen, bloß weil sie es den Gerichten nicht angezeigt hatte, wurde ausgepeitscht.

Der Römische Adel genoß damals große Freyheiten, und erlaubte sich daher die gröbsten Vergehungen. Die Edelleute nahmen Waaren von den Kaufleuten, und wenn diese um ihre Bezahlung anhielten, wurden sie aus dem Pallast ge-

prügelt; klagten ſie, ſo waren ſie in ſtündlicher Gefahr, von gedungenen Banditen ihren Tod zu erhalten. Sixtus, der dieſe ſchreckliche Mißbräuche kannte, befahl allen Kaufleuten, ihm ein Verzeichniß ihrer an Edelleuten habenden Forderungen zu bringen, weil er ſie ſelbſt bezahlen wollte. Auf dieſe Nachricht eilten die meiſten Schuldner noch in der Nacht mit ihrem Gelde zu den Kaufleuten, um ihre Nahmen von der Schuldliſte zu vertilgen.

Die vornehmſten Beamten am päpſtlichen Hofe, ſo wie alle Bedienten der Cardinäle, waren gegen Schuld-Gefängniſſe geſichert, daher viele Schuldner, die nicht bezahlen wollten, von ihren Gläubigern gedrängt, zur Livree eines Cardinals ihre Zuflucht nahmen, und ſo ſelbſt ohne Lohn die Schaar ſeiner Pflaſtertreter vermehrten. Um dieß Uebel mit der Wurzel auszurotten, ließ Sixtus bey Trompeten-Schall den Kaufleuten anzeigen, ihre Schuldner ſelbſt in den Cardinals-Palläſten nicht zu ſchonen, und daß der weltliche Arm ihnen Hülfe leiſten würde; nur acht Tage ſollte den Schuldnern Friſt gelaſſen werden, die alsdann nicht bezahlten, ſollten aus den Palläſten zum ſichern Fang der Sbirren gejagt werden. Wer von den Cardinälen es nicht thun würde, ſollte ſelbſt durch den Beſchlag ſeiner

ner geistlichen und weltlichen Einkünfte für die Schuld haften. Die Cardinäle glaubten, ihre Würde wäre durch diese Verordnung entehrt; sie gingen daher in großer Anzahl zum Papst, sich zu beklagen, der ihnen aber die Grundsätze der wahren Ehre erklärte, und so sehr beschämt abfertigte, daß sie beschlossen, ferner keinen Antheil an der Regierung zu nehmen, und dem Papst seinen Willen zu lassen, um sich seinen derben Vorwürfen nicht mehr auszusetzen.

Diese Verordnung wegen der Schuldner war für die Cardinäle desto empfindlicher, da fast keiner ihrer Bedienten ohne Schulden war, und diese, viele Jahre durch unbesorgt gehäuft, jetzt in der kurzen Frist von einer Woche bezahlt werden sollten. Unter andern war der Cardinal Sforza in der größten Verlegenheit, da sein Magior Domo für die Bedürfnisse Sr. Eminenz sehr beträchtliche Schulden gemacht hatte. Er sagte deßhalb zum Cardinal Gonzaga, mit dem er nach Hause fuhr: „Ich will alles, was ich habe, verkaufen, um meine Gläubiger zu bezahlen, hernach in einen Mönchsorden treten, und als Missionair nach Indien gehn; denn von diesem schrecklichen Papst haben wir nichts als endlosen Verdruß zu erwarten.“ Der Cardinal Gonzaga erwiederte: „Wenn Sie das thun, so werden Sie

»ihm gewiß ein groſſes Vergnügen machen; denn »er wünſcht nichts ſo ſehr, als uns ſo arm und »herumirrend wie die Pilger zu ſehn.«

Sixtus ſelbſt gab das Beyſpiel zu Abtragung der Schulden, indem er alle die unter ſeinem Vorgänger gemachten ſorgfältig bezahlte; deßgleichen übernahm er die Schulden der armen Cardinäle, und um den Luxus in der Hauptſtadt zu vermindern, befahl er allen Erzbiſchöfen und Biſchöfen, nach ihren Diöceſen zu reiſen.

Um die Mordthaten zu verhindern, verbot er das Tragen der Dolche und Meſſer, ſo wie das Entblößen der Degen auf den Straßen. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung wurden vier Männer aufgeknüpft, bloß weil man Meſſer in ihren Taſchen gefunden hatte, und einem Edelmann aus Spoletto, der jemanden mit ſeinem Degen gedrohet hatte, wurde der Kopf abgeſchlagen.

Obgleich nun durch dieſe Maaßregeln die Sicherheit in der Stadt Rom bald völlig gegründet war, ſo ſchwärmten dennoch die Banditen in den Provinzen des Kirchenſtaats herum: ihre groſſe Anzahl machte ſie furchtbar und unternehmend; und wurden ſie verfolgt, ſo eilten ſie über die Gränze. Sixtus erſuchte die benachbarten Staaten,

ten, dieſen Banditen keinen Zufluchtsort zu geſtatten, ſodann ſetzte er Preiſe auf ihre Köpfe, und beſtrafte hart diejenigen Freunde, ja ſelbſt die Verwandten, die dieſen Böſewichtern zu ihrem Entkommen behülflich waren, oder ſie nur einige Augenblicke beherbergten. Eines Tages ſahe der Papſt einen Sbirren-Hauptmann aus der Provinz in Rom herum gehn. Er ließ ihn gleich vor ſich bringen, und fragte mit ſchrecklichen Blicken, wer er ſey? Der Zitternde nannte ſein Amt. „Du erfrechſt Dich, dem Papſt ins „Angeſicht zu lügen, denn wie könnte ein Bari„gello vom Lande Zeit haben, in Rom herum „zu wandern?“ Sofort ſchickte er ihn ins Gefängniß, und ſein Leben ſchien verloren; allein der Papſt begnadigte ihn mit der Bedingung, ihm in acht Tagen ſechs Banditen-Köpfe zu bringen. Der Barigello eilte weg, und in der beſtimmten Zeit lieferte er drey dieſer Köpfe und vier lebende Banditen nach Rom, wofür er vom Papſt, außer der verſprochenen Begnadigung, noch eine goldene Kette erhielt. Die von allen Orten eingeſchickten Köpfe dieſer Böſewichter wurden theils auf den Thoren Roms, theils auf den beyden Seiten der Engelsbrücke aufgepflanzt, wo Sixtus ſich oft an ihrem Anblick weidete. Dieſe Juſtiz-Trophäen mehrten ſich aber bald ſo ſehr, daß der Geſtank, zumal in

dere zum Tode zu verdammen. Die Richter, die es nicht wagten, zu widersprechen, fällten das bestimmte Urtheil, verschoben aber die Vollziehung, um seinen Freunden Zeit zu lassen, Begnadigung zu erflehn. Sixtus blieb jedoch unerbittlich, und Pepoli, der in Bologna durch Pracht und große Feste sich vor allen andern ausgezeichnet hatte, mußte aufs Blutgerüst wandern, wo ihm der Kopf abgeschlagen wurde.

Sixtus vergaß auch den Mord seines Neffen nicht, und ließ dem Mörder den Proceß machen. Den Auftrag dazu bekam der Cardinal Buon Compagni, Neffe des verstorbenen Papstes. Der Cardinal wollte seinen Onkel entschuldigen, und sagte, daß man damals schon das Nöthige gethan haben würde, wenn Sixtus nicht selbst so viel Widerwillen gegen die Untersuchungen gezeigt hätte. „Ich handelte so, sagte der Papst, zufolge „des göttlichen Gesetzes, das mir befiehlt, zu „vergeben. Ich erfüllte dadurch meine Pflicht „als Privatmann; als Regent aber ist es meine „Pflicht, diesen Mord zu bestrafen. Hätte Euer „Onkel die Strafe übernommen, so hätte er mir „jetzt die Mühe und den Schmerz erspart, den „Tod meines Neffen, den ich zärtlich liebte, zum „zweyten male zu beweinen.“

Fünftes Buch.

So groß auch die Sorgfalt war, womit Sixtus die innern Regierungsgeſchäfte verwaltete, ſo wurden doch die auswärtigen Angelegenheiten nicht vernachläßigt. Es war damals ein Zeitpunkt großer Begebenheiten. Eliſabeth ſaß auf dem Engliſchen, Philip II auf dem Spaniſchen, und Heinrich III auf dem Franzöſiſchen Thron, während daß Heinrich IV, zu der Zeit noch König von Navarra, der Schutzgott der Hugenotten war. Sixtus ſchien für dieſe Epoche geſchaffen, und als Papſt des ſechszehnten Jahrhunderts hatte überdieß alles für ihn Intereſſe. Gleich im Anfange ſeines Pontificats gerieth er mit den Beherrſchern von Frankreich und Spanien in große Streitigkeiten. Der Geſandte des letztern Hofes übergab ihm am St. Peters-Tage, als Lehnspflicht für das Königreich Neapel, das jährliche Geſchenk eines weißen Zelters, nebſt einem Beutel von 7000 Römiſchen Thalern; eine alte Ceremonie, die vom Kaiſer Carl V, als er das Königreich

nigreich in Beſitz nahm, beſtätigt worden war. Die Handlung geſchah auch dießmal, wie gewöhnlich, mit großem Pomp, und der Geſandte begleitete den Tribut mit einer unterwürfigen Anrede. Der Papſt empfing ihn ſehr ernſthaft, und ſagte, indem er ſich von ſeinem Thron erhob: „Das heutige Compliment iſt nicht übel, aber es „gehört viel Beredſamkeit dazu, jemanden den „Tauſch eines Königreichs gegen ein Pferd annehmlich zu machen; aber, ſetzte er hinzu, es „ſoll nicht mehr lange dauren.“ Der Geſandte erſtaunte, beſonders über die letzten Worte, die nichts geringers, als eine abſichtliche Eroberung von Neapel andeuteten. Er ſandte ſogleich einen Courier nach Spanien. Philip aber forderte keine nähere Erklärung; auch that er keine weitern Schritte, weder den Papſt zu reitzen, noch zu beſänftigen, aber dem Herzog von Oſſona, Vicekönig von Neapel, befahl er für die Sicherheit des Königreichs zu ſorgen. Oſſona befand ſich ohnehin in großer Verlegenheit, ſowohl wegen der Banditen-Schaaren, die täglich aus dem Kirchenſtaat nach Neapel zuſtrömten, als auch wegen des Kornmangels, der ſchon zu wiederholten malen gefährliche Volkstumulte veranlaßt hatte. Hiezu kam, daß der Papſt die Ausfuhr des Getreides nach Neapel ſtrenge verbot, und über die Tumulte frohlockte. Man hörte ihn oft

ſagen:

sagen: „Nichts kann sich glücklicher ereignen, „meine Absichten zu befördern.“

Indessen brach ein anderer Streit mit dem Französischen Hofe aus. Der Papst hatte seinen Nuntius Ragazoni aus Paris zurückgerufen, und den Prälaten Frangipani an dessen Stelle gesandt. Dieser war schon ehedem in Frankreich als Nuntius gewesen, und hatte sich durch seine standhafte Behauptung der päpstlichen Rechte so sehr die Abneigung des Französischen Hofes, als die Gunst des Römischen erworben. Diese wohlüberdachte Wahl des Sixtus war daher dem König Heinrich sehr unangenehm; er erfuhr sie erst, als der Nuntius bereits unterweges war, und schickte eilig einen Courier ab, um ihn zu bitten, die Reise nicht weiter fortzusetzen, bis er fernere Nachrichten aus Rom erhielte; denn Heinrich hatte auch sofort einen Courier dahin geschickt, mit der Bitte an den Papst, ihm den Ragazoni zu lassen. Frangipani war schon in Lion angelangt, wo er einen prächtigen Einzug gehalten hatte, als die königliche Bothschaft ankam, daß er da verweilen möchte. Der Nuntius, ein stolzer, hitziger Mann, war aber darüber so aufgebracht, daß er sogleich umkehrte, und seinen Weg nach Rom nahm.

Auf die erſte Nachricht von dieſem Vorfall ließ Sixtus dem franzöſiſchen Geſandten, Saint Gohard, andeuten, Rom und den Kirchenſtaat in zwey Tagen zu verlaſſen. Heinrich war außer ſich über dieſe Beleidigung; er rechtfertigte ſich an allen Höfen, und fragte, ob eine höfliche Vorſtellung an den Papſt eine ſolche Begegnung verdient habe. Die Schuld fiel zuletzt auf den Geſandten, der die harten Aeußerungen des Sixtus über dieſen Gegenſtand, da es noch Zeit war dem Zwiſt vorzubeugen, ſeinem Hofe verſchwiegen hatte, um einen Bruch zu vermeiden. Der Papſt donnerte mit Drohungen umher, und ganz Frankreich war in Beſorgniß. Die Sache wurde endlich beygelegt. Heinrich gab nach, er nahm den neuen Nuntius auf, und nun kehrte auch Saint Gohard wieder nach Rom zurück, wo er ſich viel Achtung erworben hatte.

Man hatte in Frankreich ein Bündniß gegen den König Heinrich von Navarra und die immer ſich mehrenden Proteſtanten gemacht. Nach dem urſprünglichen Entwurf ſollten die päpſtlichen Bannſtrahlen dieß Bündniß durch ihren Glanz verherrlichen; allein der vorige Papſt hatte ungeachtet der dringendſten Vorſtellungen abgeſchlagen, dieſe Waffen zu brauchen. Sixtus entſchloß ſich dazu ohne Bitten, und nun erſchien

eine

eine Excommunications-Bulle in so heftigen fürchterlichen Ausdrücken, wie man noch keine zuvor gesehen hatte. Es hieß darin, daß der Papst vermöge der von Christo dem heiligen Peter und seinen Nachfolgern verliehenen Gewalt über alle Mächte der Welt erhoben wäre; daß diese Gewalt über die Menschen mit derjenigen, die Gott über die Engel hätte, verglichen werden könnte; vermöge derselben müßte er die Gesetze der Kirche in Ansehn erhalten, alle die sich dagegen auflehnen, als Rebellen bestrafen, die Autorität ungehorsamer Fürsten vernichten, ihre Kronen zerbrechen, und sie als Gottlose von ihren Thronen verjagen. Diesen gegen Heinrich und den Prinzen von Condé gerichteten Bann sprach Sixtus selbst aus im versammelten Consistorio, wobey er eine schwarze Wachskerze in Händen hielt. Er erklärte sie für Ketzer, beraubte sie, ihre Kinder und Nachkommen, aller ihrer Staaten und Besitzungen, erklärte sie aller Souverainität für unfähig, entband ihre Unterthanen von dem geleisteten Eide, und untersagte ihnen allen fernern Gehorsam.

Dieser schreckliche Bannfluch weckte den guten Heinrich, der bis dahin zu sehr die Ruhe und die Vergnügungen geliebt hatte, aus seiner Schlafsucht. Er beklagte sich gegen den König

von Frankreich über den Schritt des Papstes, der eine Beleidigung aller Monarchen wäre, und zeigte ihm die Nothwendigkeit, ein solch Verfahren nicht gut zu heißen, wenn er anders auf seinem eignen Thron sicher seyn wollte. Die Vorstellung wirkte, und die Publication der Bulle wurde in Frankreich untersagt, so sehr auch der Nuntius und die eifrigen Katholiken darauf bestanden. Heinrich gab ferner eine Rechtfertigung heraus, worin er alle Verläumdungen der Katholiken widerlegte, und bat den König von Frankreich als seinen Lehnsherrn, damit das Blut unschuldiger Menschen erspart, und die Länder nicht verheert würden, um Erlaubniß, durch einen Kampf die große Streitsache zu endigen. Er erbot sich zu einem Zweykampf mit dem Herzog von Guise, als Haupt der Ligue, oder es sollten zehn von jedem Theil, auch noch mehrere mit einander kämpfen, und so durch ihren Sieg den Streit entscheiden. Diese Erklärung machte auf alle Unbefangenen großen Eindruck. Man fand Heinrichs Verfahren großmüthig; der Herzog von Guise aber wollte nicht die Sache der Religion zu der seinigen machen; auch besorgte er, und zwar mit Recht, daß selbst der Sieg der Verbündeten die Gesinnungen der Protestanten nicht umlenken würde.

Heinrichs edler Charakter hatte ihm in der ganzen Christenheit Freunde erworben. Er hatte deren eine Menge, selbst in Rom, die ihm mit solchem Eifer dienten, daß man eines Morgens in den vornehmsten Straßen, an allen Pallästen der Cardinäle, ja am Vatican selbst, eine Protestation gegen den Bannfluch in Heinrichs und Conde's Namen angeschlagen fand. Sie war so heftig wie die Bulle selbst. Sixtus wurde darin ein Mensch benannt, der sich für einen Papst hielte; der in Ansehung der ihm zur Last gelegten Ketzereyen gelogen hätte, der mehr als sie ein Ketzer, ja selbst der Antichrist wäre, dem sie hiemit einen ewigen Krieg erklärten, entschlossen die Beleidigung, die er durch seine Bulle allen Monarchen angethan, an ihm durch die Waffen zu rächen. Sie erklärten feyerlich, daß sie ihn nicht für einen Papst erkennten, daß sie alle seine Anhänger für Feinde Gottes, des Staats, und der ganzen Christenheit hielten, und daß sie an eine künftige Kirchenversammlung appellirten.

Sixtus war weniger erstaunt über die Handlung, als über die Art wie sie, Trotz aller seiner Spione, so heimlich konnte ausgeführt werden. Anfangs war sein Stolz außerordentlich beleidigt, aber bald triumphirte sein großer Geist über diese Schwachheit. Er bewunderte laut Hein-

richs unternehmenden Charakter, der bey aller seiner Unmacht und in seiner kritischen Lage, dennoch Mittel gefunden hatte, ihn in einer so großen Entfernung seine Rache fühlen zu lassen. Von Stund an zeigte er für diesen Monarchen die größte Achtung, versagte den Verbündeten in Frankreich allen fernern Beystand, und erklärte oft, daß um Europa glücklich zu machen, es nur von drey Regenten beherrscht werden müßte, nehmlich von Heinrich von Navarra, von der Englischen Elisabeth, und von Sixtus. Diese Hochachtung für Englands Königinn überwand bey ihm alle andre Betrachtungen, und entstand zu eben der Zeit, da Elisabeth unaufhörlich beschäftigt war, den Bruch mit Rom ewig zu machen. Aber auch sie trennte den Papst von dem Regenten, und sprach nie von dem letztern, als mit Bewunderung.

Die Staatsgeschäfte wurden ungeachtet seiner ernsthaften Gemüthsart manchmal mit scherzhaften Scenen abgewechselt. Die Veranlassung dazu gab sein vieljähriges Tagebuch, worin alle Vorfälle seines Lebens aufgezeichnet waren. Er las es fleißig, und erinnerte sich dabey sowohl empfangener Wohlthaten und Beleidigungen, als erlebter Thorheiten. Zur Zeit seines Mönchsstandes in Macerata, wollte er einst ein Paar Schuhe

Schuhe kaufen. Er ſtritt mit dem Schuſter lange um den Preis, wollte einige Groſchen weniger geben, und verſprach dieſe zu ſeiner Zeit zu bezahlen. Der Schuſter ſagte, vermuthlich wenn er Papſt werden würde. Der Pater Felix erwiederte: „Ja wenn Ihr ſo lange warten wollt, aber „dann ſollt Ihr auch das Geld ſammt den Zinſen bekommen.“ Der Schuſter reichte ihm lächelnd die Schuhe hin. Felix ſchrieb ſeinen Namen ins Tagebuch und ging weg. Die Erinnerung an dieß Verſprechen vermochte ihn an den Gouverneur von Macerata zu ſchreiben, den Schuſter, wenn er noch lebte, von einem Polizeybeamten begleitet nach Rom zu ſchicken. Dieß geſchah, und der erſtaunte Schuſter, der die Urſache dieſes päpſtlichen Befehls nicht begreifen konnte, machte die Reiſe voll banger Erwartung, und langte zitternd im Vatican an. Sixtus ließ ihn vor ſich kommen, und fragte ihn, ob er ihn je in Macerata geſehn habe? Die Antwort des alten Mannes, der bebend auf den Knieen lag, war: Nein! „Was, ſagte der Papſt; erinnerſt „du dich nicht, mir ein Paar Schuhe verkauft „zu haben?“ Der Schuſter verſicherte, daß dieſer Umſtand ihm ganz entfallen ſey. „Wiſſe, „erwiederte Sixtus, daß ich dein Schuldner bin, „und daß ich dich habe herkommen laſſen, um „meine Schuld zu bezahlen.“ Er erklärte ihm

ten hatte, und die ihn liebten, betrauerten sein bevorstehendes Schicksal. Der General führte ihn selbst zum Papst, mußte sich aber sogleich entfernen. Kaum war Salviati mit Sixtus allein, so bemühete er sich seine Unschuld zu vertheidigen. Der Papst, der nie etwas von diesem Zwiste gehört hatte, stellte sich doch als ob er von allem unterrichtet wäre, und sagte: „Ihr „habt Unrecht Euch gegen Euren Bischof aufzu„lehnen. Indessen habe ich Euch wegen einer „andern Sache herkommen lassen. Man hat „Euch beschuldigt, daß Ihr mit den Einkünften „Eures Klosters nicht gut umgegangen seyd. Ihr „sollt davon Rechnung ablegen. Aber erst will „ich, daß Ihr es mir gestehn sollt.“

Salviati fing an wieder aufzuleben, weil von dem bischöflichen Streite nicht die Rede war, und er im ökonomischen Fache keine Untersuchung scheute; denn diese mußte für ihn vortheilhaft ausfallen, weil er durch seine gute Wirthschaft die Einkünfte des Klosters vermehrt hatte. Er versicherte daher dem Papste, daß er sich der größten Strafe unterwürfe, wenn man ihm das geringste beweisen könnte. „Bedenkt wohl was „Ihr sagt, erwiederte Sixtus mit ernstem Blick, „denn ich habe Beweise in Händen.“ Salviati blieb ruhig, da denn der Papst sagte: „Erinnert

„Ihr

„Ihr Euch nicht, daß Ihr als Prior im Jahr „1564 einem Franziscaner viel Thaler geborgt „habt? Nun frage ich Euch, ob Ihr nicht straf„fällig seyd, so mit dem Gelde Eures Klosters „umzugehn?“ Salviati erinnerte sich gleich des Umstandes, war aber weit entfernt zu ahnen, daß Sixtus dieser Franziscaner gewesen wäre; er sagte daher: „Es ist wahr, heiliger Vater! „und ich würde ihm noch mehr gegeben haben, „wenn er es verlangt hätte, denn er schien mir „ein verdienstvoller würdiger Mann zu seyn. Lei„der aber habe ich seitdem gefunden, daß er ein „Betrüger war.“ Der Papst lächelte und sagte: „Gebt Euch keine weitere Mühe ihn zu suchen, „denn Ihr werdet ihn nicht finden; aber er hat „mir den Auftrag gegeben, seine Schuld zu be„zahlen, und Euch zu danken. Hoffentlich wer„det Ihr also zufrieden seyn, mich zu Eurem „Schuldner zu haben.“ Nun fiel dem Salviati die Decke von den Augen, und wenn die Worte des Papstes ihn mit Freude erfüllten, so war er doch über den gebrauchten Ausdruck Betrüger etwas besorgt. Sixtus ließ ihn jedoch nicht lange in Unruhe, und sagte: „Es ist Zeit, daß „ich Euch meine Dankbarkeit bezeige, denn ich „bin eben der Pater, den Ihr so großmüthig be„handelt habt; und da Ihr mich in Eure eigne „Zelle aufnahmt, so ist es billig, daß Ihr auch

ten hatte, und die ihn liebten, betrauerten sein bevorstehendes Schicksal. Der General führte ihn selbst zum Papst, mußte sich aber sogleich entfernen. Kaum war Salviati mit Sixtus allein, so bemühete er sich seine Unschuld zu vertheidigen. Der Papst, der nie etwas von diesem Zwiste gehört hatte, stellte sich doch als ob er von allem unterrichtet wäre, und sagte: „Ihr „habt Unrecht Euch gegen Euren Bischof aufzu„lehnen. Indessen habe ich Euch wegen einer „andern Sache herkommen lassen. Man hat „Euch beschuldigt, daß Ihr mit den Einkünften „Eures Klosters nicht gut umgegangen seyd. Ihr „sollt davon Rechnung ablegen. Aber erst will „ich, daß Ihr es mir gestehn sollt.“

Salviati fing an wieder aufzuleben, weil von dem bischöflichen Streite nicht die Rede war, und er im ökonomischen Fache keine Untersuchung scheute; denn diese mußte für ihn vortheilhaft ausfallen, weil er durch seine gute Wirthschaft die Einkünfte des Klosters vermehrt hatte. Er versicherte daher dem Papste, daß er sich der größten Strafe unterwürfe, wenn man ihm das geringste beweisen könnte. „Bedenkt wohl was „Ihr sagt, erwiederte Sixtus mit ernstem Blick, „denn ich habe Beweise in Händen.“ Salviati blieb ruhig, da denn der Papst sagte: „Erinnert

„Ihr

„Ihr Euch nicht, daß Ihr als Prior im Jahr „1564 einem Franziscaner viel Thaler geborgt „habt? Nun frage ich Euch, ob Ihr nicht straf„fällig seyd, so mit dem Gelde Eures Klosters „umzugehn?“ Salviati erinnerte sich gleich des Umstandes, war aber weit entfernt zu ahnen, daß Sixtus dieser Franziscaner gewesen wäre; er sagte daher: „Es ist wahr, heiliger Vater! „und ich würde ihm noch mehr gegeben haben, „wenn er es verlangt hätte, denn er schien mir „ein verdienstvoller würdiger Mann zu seyn. Lei„der aber habe ich seitdem gefunden, daß er ein „Betrüger war.“ Der Papst lächelte und sagte: „Gebt Euch keine weitere Mühe ihn zu suchen, „denn Ihr werdet ihn nicht finden; aber er hat „mir den Auftrag gegeben, seine Schuld zu be„zahlen, und Euch zu danken. Hoffentlich wer„det Ihr also zufrieden seyn, mich zu Eurem „Schuldner zu haben.“ Nun fiel dem Salviati die Decke von den Augen, und wenn die Worte des Papstes ihn mit Freude erfüllten, so war er doch über den gebrauchten Ausdruck Betrüger etwas besorgt. Sixtus ließ ihn jedoch nicht lange in Unruhe, und sagte: „Es ist Zeit, daß „ich Euch meine Dankbarkeit bezeige, denn ich „bin eben der Pater, den Ihr so großmüthig be„handelt habt; und da Ihr mich in Eure eigne „Zelle aufnahmt, so ist es billig, daß Ihr auch

„jetzt bey mir wohnt.“ Er ertheilte auch sogleich deßhalb die nöthigen Befehle, und er mußte täglich an der Tafel seines Neffen speisen, bis der Papst Gelegenheit fand, ihm ein einträgliches Bißthum im Königreich Neapel zu geben. Die Bildsäule des Pasquins, die in Rom an Statt der Schmähschriften diente, und damals immer als redend vorgestellt wurde, sagte bey diesem Vorfall: Man habe jetzt für die Bißthümer den Preis aufgefunden, er betrüge gerade vier Thaler.

Diese Erwiederung guter Dienste und Wohlthäten zeigte er bey aller Gelegenheit, und bedauerte immer, wenn ihm der Tod zuvorgekommen war. In diesem Fall aber ließ er seine Dankbarkeit die nächsten Verwandten des Verstorbenen empfinden. Dagegen zeigte er keine Rache gegen seine alten Feinde; denn er sagte: „Wenn ich alle mir angethane Beleidigungen rächen wollte, so müßte ich den halben Franciscaner-Orden ausrotten.“

Die Jesuiten, die den vorigen Papst ganz beherrscht hatten, strengten alle Kräfte an, sich auch bey diesem einzuschmeicheln. Sie hingen sich deßhalb an den ältesten Neffen des Sixtus, einen Jüngling, der in der Geschwindigkeit gleich im ersten Jahre dieses denkwürdigen Pontificats

Car-

Cardinal geworden war, und so wie sein Onkel den Namen Montalto angenommen hatte. Ihr gröſter Wunsch war, dem Papst einen Beichtvater aus ihrem Orden zu geben. Der Cardinal Neffe wurde bald gewonnen, und that Sixtus diesen Antrag, erhielt aber zur Antwort: „Es „wäre besser, wenn ich der Beichtvater der Je„suiten würde, als sie zu meinen Beichtvätern „zu machen.“ Er las einst auf ihr Ansuchen Messe in ihrer Hauptkirche, wo man ihn mit dem Lobe seines Vorfahren betäubte, vielleicht um ihn durch diesen Beweis von Dankbarkeit zu vermögen, so wie er ein Wohlthäter ihres Ordens zu werden. Der Papst aber sagte: „Ihr „betrügt Euch. Ich bin nicht Gregorius sondern „Sixtus, und verspreche Euch so lange ich re„giere, die Schwachheiten meines Vorgängers zu „benutzen.“ Man zeigte ihm das Collegium und die Säle. „Zeigt mir lieber Eure Schätze,“ sagte Sixtus. Der Rector versicherte, sie wären noch nie so arm gewesen, wie jetzt. „Desto „besser für Euch, erwiederte der Papst, je är„mer Ihr seyd, je brauchbarer werdet Ihr seyn.“

Die verfallenen herrlichen Denkmäler des alten Roms nach Möglichkeit wieder herzustellen, beschäftigte den Sixtus schon in den ersten Tagen seiner Regierung. Es lag seit Jahrhunderten

ten ein prächtiger Obelisk auf der Erde nahe bey der Peterskirche. Er war von einem seltnen mit Feuerflecken bezeichneten Egyptischen Marmor, 72 Fuß lang, und so wie alle Spitzsäulen dieser Art aus einem Stück gehauen. Nocoreus, König von Egypten, ließ ihn, als Numa Pompilius, der zweyte Römische König, regierte, in den Thebanischen Klüften verfertigen; folglich war er fast so alt, als Rom selbst, wohin er unter der Regierung des August nebst zwey und vierzig andern theils größern, theils kleinern, mit unsäglicher Mühe und Kosten gebracht und aufgestellt wurde. Schon viele Päpste, unter andern Julius II. Paul III. und Paul IV. hatten die Aufstellung dieser Prachtsäule gewünscht, allein die Schwierigkeiten der Unternehmung, die selbst viele Baumeister für unübersteiglich hielten, und die mit dem Versuch verbundenen großen Kosten, schreckten alle Päpste von dem Entwurf zurück. Sixtus aber, der das Schwere liebte, und seine Entwürfe fast nie aufgab, wies alle Gegenvorstellungen von sich; er bestand fest auf der Unternehmung, und Fontana, ein berühmter Baukünstler, übernahm die Ausführung.

Fontana, der durch eine päpstliche Bulle förmlich zum Transport dieses Obelisks bevollmächtigt wurde, brauchte mehr als ein Jahr, um dazu

eine

eine von ihm erfundene künſtliche Maſchine verfertigen zu laſſen; ſie hatte vierzig Walzen, wovon jede von zwanzig ſtarken Männern und zwanzig Pferden gezogen wurde. Außer dieſen acht hundert Menſchen und acht hundert Pferden, waren noch vier hundert Männer beſtimmt, an Stricken zu ziehn, und gewiſſe andere Maſchinen in Bewegung zu ſetzen, wozu zwey auf dem Gipfel des Vaticans ſitzende Männer die Signale gaben; der eine ſtieß in eine Trompete, wenn man arbeiten, und der andere läutete mit einer Glocke, wenn man einhalten ſollte.

Eine Menge Schaumünzen wurden unter dem Piedeſtal gelegt, theils von dem Papſt, theils von den vornehmſten Römiſchen Familien und fremden Geſandten, die ſämmtlich um die Erlaubniß baten. Sixtus ertheilte ſie, jedoch mit der Bedingung, daß auf der einen Seite der Medaillen ſein Bildniß ſeyn mußte. Auf den Schaumünzen der Geſandten ſahe man die Beherrſcher Europens vor dem Papſt auf den Knieen liegen. Die Höhe des Piedeſtals war ſechs und dreyßig Fuß, auf demſelben lagen vier Löwen von vergoldetem Bronze, die ohne eine Befeſtigung die 72 Fuß hohe Säule trugen, auf deren Gipfel ein fünf Fuß hohes Kreutz von vergoldetem Bronze gepflanzt wurde. Im Innern

dieſes

dieſes Kreutzes legte man ein Stück Holz von dem Kreutze Chriſti, und forderte die Gläubigen durch Indulgenzen zur Anbetung auf, die auch mit dem Anblick dieſes Obeliſks ſelbſt aus der Ferne verbunden ward. Unter dem Kreutz ſtanden mit goldenen Buchſtaben folgende Worte: „Sixtus V „weihet dieſes Denkmahl dem heiligſten Kreutze, „nachdem er es dem Andenken der Kaiſer Au„guſt und Tiberius, denen es geweihet war, „entzogen hat.“ Auf den vier Seiten des Pieſtals ſtanden in lateiniſcher Sprache Wünſche und Gebete für die Erhaltung der Catholiſchen Kirche, verbunden mit Ausfällen auf die Heiden und ihre Götter. Auch wurde auf ausdrücklichen Befehl des Papſtes unter dieſen Inſchriften eine abgeſonderte zu Ehren des Fontana geſetzt. Die Aufſtellung geſchah am 10ten September 1586. Man hatte außer den dazu gehörigen Werkleuten noch neun hundert Arbeiter und fünf und vierzig Pferde genommen, und alles ging überaus glücklich von Statten. Die Apoſtoliſche Kammer hatte zu dem Kreutz und zu den Löwen das Metall geliefert, und überdieß zu der Errichtung dieſer Prachtſäule 38000 Römiſche Thaler, eine für die damaligen Zeiten ungeheure Summe, hergegeben.

Ein anderer Obeliſk lag unter der Erde bey der Kirche des heiligen Rochus, und war in drey

drey Stücken gebrochen. Sixtus ließ ihn ausgraben, sodann wurde er künstlich zusammen gefügt, und von dem Baumeister Fontana vor der Kirche Maria Magiore aufgestellt. Seine Größe war zwey und vierzig Fuß. Er hatte nebst noch einem andern von gleicher Größe das Mausoleum des Augusts geziert, und beyde prangten am Eingange jenes erstaunungswürdigen Denkmahls von Kunst und Pracht, wovon nur noch sehr wenig Spuren übrig sind.

Noch ein anderer Obelisk mit Hieroglyphen, oder Egyptischer Bilderschaft bedeckt, wurde aus den Ruinen des großen Circus ausgegraben, und auf dem Platz del Popolo aufgestellt. Er war acht und achtzig Fuß hoch, und wurde vom Kaiser August nach einer noch lesbaren Inschrift der Sonne geweihet. Fontana bediente sich bey dessen Errichtung mehr einfacher Maschinen, als bey der ersten Unternehmung dieser Art.

Auch der größte Obelisk von allen, die man je nach Rom gebracht hatte, wurde aus den Trümmern des großen Circus hervorgezogen. Dieser ungeheure Stein, ebenfalls mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt, lag in mehreren Stücken zerbrochen tief in der Erde. Nach der Zusammensetzung wurde er vor der Lateran-Kirche aufgestellt. Seine Höhe war außer dem Po-

stement

ſtement hundert und zwölf Fuß, und ſeine Breite im untern Theil zehntehalb Fuß. Der Kayſer Conſtanz, Sohn des Conſtantins, ließ dieſe Prachtſäule aus Ober-Egypten hohlen, und auf dem Nil nach Alexandria tranſportiren. Er hatte ſie anfangs für Conſtantinopel beſtimmt, änderte aber ſeinen Entſchluß, und ließ ſie nach Rom bringen. Der Tranſport geſchah auf einem ungeheuren ausdrücklich dazu erbauten Schiffe, das auf der Tiber einen ſolchen Raum einnahm, daß der Fluß aus ſeinen Ufern zu treten drohte.

, So groß auch die Koſten bey dieſen Unternehmungen waren, ſo ſetzte doch Sixtus ſeinen Bau-Entwürfen kein Ziel. Er ließ in der Kirche Maria Magiore eine überaus prächtige Capelle bauen, deßgleichen ein herrliches Grabmahl zum Andenken ſeines Wohlthäters Pius V, deſſen Leichnam mit großem Gepränge hieher gebracht wurde; auch ließ er hier ſein eigen Grabmahl errichten. Die Lateran-Kirche wurde verſchönert, und das große Portal mit einer durch koſtbare Mahlereyen verzierten Gallerie verſehn, von welcher die Päpſte noch heut zu Tage an gewiſſen Feſten den Segen geben. Neben der Kirche ließ er einen ungeheuren Pallaſt bauen, deſſen Beſtimmung war, großen Rom beſuchenden Fürſten und Cardinälen ihren Wohnort anzuweiſen.

Um

Um ihn in seiner Pracht zu erhalten, so bestimmte er durch ein Gesetz, daß alle Päpste zwey Monathe im Jahr darin residiren sollten; ein Gesetz, das jedoch nach seinem Tode gar nicht befolgt wurde.

Die sogenannte heilige Treppe, von welcher die Legende sagt, daß sie zu dem Pallast des Pontius Pilatus in Jerusalem gehörte, und daß Christus sie mit Blut und Thränen benetzt habe, stand mitten unter Trümmern, hatte keinen schicklichen Zugang, und überhaupt nichts auszeichnendes, um die Verehrung einer solchen Reliquie ins Licht zu setzen. Für diese Treppe wurde jetzt ein isolirtes prächtiges mit Mahlereyen reichlich versehenes Gebäude errichtet, und mit der Ersteigung der acht und zwanzig Stufen, die nicht mit den Füßen, sondern mit den Knieen geschehn mußte, wurde großer Ablaß verbunden.

Die berühmte Trajanische Säule, diese colossalischen Annalen antiker Gebräuche und Alt-Römischer Kunst, worauf die Thaten des Kayſers Trajan und seine Siege über die Parther und Dacier in großen Figuren von halberhobener Arbeit in Schneckenlinien dargestellt wurden, diese Säule war auf ihrer Spitze durch die Raubsucht aller Zierrathen entblößt worden.

Ein gleiches war auch mit der Antoniniſch
Säule geſchehn, ein eben ſo erſtaunungswürd
ges Denkmahl als die Trajaniſche, obgleich v
minderer Schönheit. Der Kayſer Marc Au
hatte ſie ſeinem Schwiegervater Antonin zu E
ren errichtet, und die Siege über die Mar
mannen darauf aushauen laſſen. Sixtus li
beyde Säulen, die durch den Zahn der Zeit v
gelitten hatten, ausbeſſern, und die Spitzen n
Coloſſaliſchen Bildſäulen von ver[illegible]oldetem Bron
zieren. Es waren die Statuen der Heiligen P
ter und Paul. Der Standplatz der erſtern w
die Trajaniſche, und der letztern die Antoniniſ
Säule, und nun wurden dieſe außerordentlich
für heidniſche Kayſer errichteten, und mit Schlac
zügen bezeichneten Trophäen, den beiden chriſt
chen Apoſteln geweihet.

Es befanden ſich in den Bädern Conſtanti
zwey Pferde nebſt ihren Führern, alle von Ma
mor, Werke von großer Kunſt, die man d
beyden hochberühmten Griechiſchen Bildhauern
Phidias und Praxiteles, zuſchreibt. Die ei
Gruppe war ein Geſchenk, das Tiridates, K
nig von Armenien, dem Kayſer Nero macht
der ſie in dem vergoldeten Theater des Pompej
aufſtellen ließ; nachher zierte Conſtantin dam
ſeine Bäder, wohin auch die andre Gruppe g
brac

bracht wurde. Sixtus ließ ſie ausbeſſern, und nach dem Quirinaliſchen Berge bringen. Hier befand ſich der alte päpſtliche Pallaſt, Monte Cavallo. Da dieſer aber nicht der Größe eines Papſtes angemeſſen war, ſo ließ Sixtus einen andern daranſtoßenden Pallaſt bauen, mit welchem eine prächtige Caſerne für ſeine zwey hundert Mann ſtarke Schweitzerwache verbunden war. Es fehlte dieſem Berge, der die geſundeſte Luft in Rom hat, und daher immer der liebſte Wohnſitz der Päpſte war, an Waſſer. Dieß Bedürfniß dahin zu leiten, hatte den Römern unmöglich geſchienen. Sixtus unternahm es, und in achtzehn Monathen war das Werk zu Stande, nachdem damit gewöhnlich zwey tauſend, an manchen Tagen auch drey bis vier tauſend Arbeiter beſchäftigt geweſen waren. Die Waſſerleitung war zwey und zwanzig Italieniſche Meilen lang, und ergoß ſich in Rom in ein prächtiges Baſſin nahe bey den Bädern des Diocletian. Er ließ ferner an dem Ufer der Tiber ein großes Hoſpital für Kranke und Gebrechliche bauen, das noch jetzt vorhanden iſt, und reichlich mit Almoſen verſehen wird.

Nun kam die Reihe auch an den Vatican, der ihm nicht groß genug war. Fontana mußte mit demſelben einen weitläuftigen prächtigen

Pallaſt verbinden, da dem das Ganze das ausgedehnteſte Gebäude in der Welt wurde. Die herrlichſte Treppe in Europa *) führte aus dem Pallaſt zur Peters-Kirche. Er ließ den ſehr zierlichen Thurm von Belvedere, zum Vatican gehörig, der ganz verfallen war, wieder herſtellen; ein gleiches that er mit den ſchönen Kirchen der heiligen Sabina und des heiligen Hieronymus. Vorzüglich aber war von allen Bau-Unternehmungen die Peters-Kirche ſein Augenmerk. Schon viele große Baumeiſter hatten den Entwurf einer ungeheuren der Größe des Gebäudes angemeſſenen Kuppel durchdacht; ſchon viele Päpſte hatten die Ausführung gewünſcht, allein kein Baukünſtler hatte ſie unternehmen wollen. Sixtus fand endlich dieſen Künſtler in der Perſon des unſterblichen Michaels Angelo Buonarotti, der durch den großen Geiſt und die Beharrlichkeit des Papſtes ermuntert wurde, und ſo ward dieß erſtaunungswürdige Werk angefangen.

Seine wohlthätige Pracht ſchränkte ſich je doch nicht allein auf Rom ein, ſondern de

*) Dieſen und andern hier angeführten Werken d Kunſt, ſämmtlich noch vorhanden und wohl erhalt hat der Verfaſſer in ſeiner Skizze von Italien ſ tiefe Bewunderung gezollt.

ganze Kirchenstaat genoß dieser großen Vortheile, durch Aufführung von Gebäuden, durch Anlegung von Wasserleitungen, Brücken und Landstraßen, durch Stiftungen von Schulen, von Hospitälern, und andern Wohlthaten. Loretto war damals, ungeachtet des dort befindlichen heiligen Hauses, ein schlechter Flecken; Sixtus verwandelte ihn in eine zierliche Stadt. Ein gleiches that er mit dem Flecken Montalto, seinem Geburtsort, der vergrößert, verschönert, mit Mauern versehn, und zu einem Bißthum erhoben wurde. Um das Erdreich bey Rom fruchtbarer und die Luft erfrischender zu machen, und den innern Handel zu befördern, beschloß Sixtus, den Fluß Teverone mit der Tiber zu vereinigen. Es fanden sich jedoch dabey solche Schwierigkeiten, daß dieß so nützliche Vorhaben aufgegeben werden mußte.

Bey allen diesen großen Entwürfen und Unternehmungen, bey der Mischung in alle Europäische Händel, bald als Oberhaupt der Kirche, bald als weltlicher Regent, dachte der rastlose Papst immer noch an Eroberungen. Er wollte den Degen des heiligen Pauls mit den Schlüsseln des heiligen Peters vereinigen, und errichtete deßhalb eine Militz, die in Bataillone eingetheilt wurde. Alle päpstliche Unterthanen, die fähig

waren, die Waffen zu tragen, wurden aufgezeichnet. Da der heimliche Entwurf des Papstes auf Neapel ging, so wurden eine Anzahl an den Gränzen dieses Königreichs liegender Städte befestigt, unter dem Vorwande, die Einwohner zu verhindern, die Ruhe ihrer Nachbarn zu stören. Diese Befestigungen geschahen mit Ripa transona, Ostia, Ascoli, und Rieti. Alle kleine Forts in der Gegend von Rom wurden für nachtheilig gehalten, und niedergerissen, dagegen die Festungswerke von Frosinone und Agnone mit desto größerer Sorgfalt vermehrt. Auch vernachlässigte er die Marine nicht. Vor allen Dingen hatte Civita Vecchia, der vornehmste Hafen des päpstlichen Gebiets, eine Wasserleitung nöthig, die Sixtus auch sofort anlegen ließ. Es wurden geschickte Schiffsbaumeister aus Venedig verschrieben, die zehn große überaus schöne Galeeren bauten.

Die Unterhaltung dieser Seemacht erforderte gewisse Fonds, welche festzusetzen er eine Congregation von Cardinälen zusammen berief; allein nur diejenigen wurden dazu genommen, die geborne Unterthanen des Papstes waren. Die andern Cardinäle, über diese Ausschließung äußerst aufgebracht, baten den Cardinal von Medicis, ihre Klagen und Beschwerden Sixtus vorzutragen. Dieser Cardinal brauchte alle Behutsamkeit bey

seinen

seinen Vorstellungen, die sich darauf gründeten, daß die im Auslande geborne Cardinäle, eben sowohl wie die inländischen, Fürsten der Kirche wären. Sixtus antwortete: „Ich bin gern zu„frieden, daß Sie und Ihre Mitbrüder sich Für„sten der Kirche nennen, nur nicht Fürsten in „meinem Staat.“ Medicis, der sich bey dieser Antwort kaum zu mäßigen vermochte, versetzte: „Wenn dieß der Fall ist, heiliger Vater, so ist „es am besten, daß wir andern Cardinäle Rom „verlassen, und nach Hause reisen.“ Sixtus erwiederte: „Das thun Sie. Gott geleite und „erhalte Sie auf Ihrer Reise.“ Der Cardinal wollte noch den nehmlichen Tag abreisen, allein die andern mißvergnügten Cardinäle beschwuren ihn, zu bleiben, weil man durch Trotz nichts bey dem so entschlossenen Papst gewönne, und sie selbst in der Entfernung die Folgen seines Unwillens nur zu sehr empfinden würden. Bald nachher starb der Großherzog von Toscana, Franciscus von Medicis; sein Bruder Ferdinand, eben der jetzt erwähnte Cardinal, war sein nächster Erbe, der auch die Regierung dieses Staats sogleich antrat, die Priesterkleidung ablegte, sich mit einer Lothringischen Prinzessinn vermählte, und den Cardinalshut zurücksandte.

Die Galeeren wurden auf Kosten der Provinzen und der vornehmsten Städte des Kirchen-

ſtaats gebaut, und auch von ihnen unterhalten. Die jährlichen dazu erforderlichen Koſten berechnete man auf 90,000 Römiſche Thaler, wozu die Stadt Rom allein 12,000 Thaler beytragen mußte. Selbſt die Cleriſey wurde nicht verſchont, und mußte dazu auch 12,000 Römiſche Thaler beyſteuern. Dieſe Zurüſtungen erregten großes Aufſehn. Beſonders waren die Spanier in Unruhe, die es ſehr gereuete, Sixtus zur päpſtlichen Würde verholfen zu haben. Man war jedoch ſo unvorſichtig, den Herzog von Oſſona, der vier Jahre lang als Vice-König mit vieler Klugheit Neapel regiert hatte, zurückzurufen, und ſeine Stelle dem Grafen von Miranda, einem bigotten ſchwachen Manne, zu übertragen.

Indeſſen langten von Zeit zu Zeit unangenehme Nachrichten von den Fortſchritten der Reformation in Rom an. Die Catholiſchen Schweizer-Cantons ſchickten Abgeordnete an den Papſt, um ihm ihre traurige Lage und die zunehmende Macht der Proteſtantiſchen Schweizer zu melden. Die Waffen der Proteſtanten waren auch am Rhein glücklich geweſen, und nur in Flandern hemmten die Kriegstalente des großen Spaniſchen Feldherrn, Alexander Farneſe, den Lauf ihrer Siege. Sixtus ſchickte ihm zur Be-

loh-

lohnung seiner Tapferkeit gegen die Ketzer, einen geweiheten Huth und Degen, ein Geschenk, das auch in diesem Jahrhundert die beiden Heerführer, Eugen und Daun, wegen ihrer Siege gegen die Türken und Preußen erhalten haben. Die Ceremonie dieser geweiheten Sachen geschah im Spanischen Lager, wobey die ganze Armee auf den Knieen liegend die Gesundheit des Papstes unter dem Donner aller Kanonen und dem Schall der Kriegsmusik trank.

Um den Catholiken in der Schweiz durch sein Ansehn zu Hülfe zu kommen, schickte Sixtus den Prälaten Santorio, einen sehr klugen Mann, als Nuntius dahin, der auch durch seine tiefe Politik einige Cantons dem päpstlichen Hofe erhielt. Er vermochte die Catholiken zu einem Bunde unter sich, und zu einer ewigen Allianz mit dem Römischen Stuhl, für dessen Wohlfahrt sie ihr ganzes Eigenthum, und ihr und ihrer Kinder Leben weiheten. Dieß schwuren sie auf den Knieen vor dem Altar in die Hände des Nuntius, der hier eine Nuntiatur, oder päpstlichen Gerichtshof, gründete, ein Tribunal, das sich noch bis auf diesen Tag erhalten hat. Santorio ging jedoch in seinem Eifer zu weit; er ließ einen Priester selbst aus dem protestantischen Gebiet hohlen. Es geschahen Repressalien; die Erbitterung

war überaus groß, und man hielt Versammlungen, worin über Angriff und Vertheidigung berathschlagt wurde. Der Nuntius verlangte Verhaltungsbefehle vom Papst, dessen Antwort aber zeigte, daß dieser große Regent bey aller seiner Heftigkeit und den hohen Begriffen seiner Macht, dennoch den Grad ihrer Wirkung genau kannte, und nicht jede Kühnheit zu Behauptung seiner Rechte gut hieß. Die Worte in seinem eigenhändigen Schreiben waren: „Ich habe Euch nach der „Schweitz geschickt, nicht um die dortigen Angelegenheiten zu verwirren, sondern um den Frieden zu erhalten; um den Catholiken Ruhe zu „verschaffen; nicht aber die Protestanten dahin „zu bringen, sich gegen sie zu waffnen. Meine „Absicht war, daß Ihr an der Bekehrung dieser „arbeiten, und für die Sicherheit und Erhaltung „der andern sorgen solltet. Ihr wißt, nichts ist „so delicat und gebrechlich, als die Ehre und das „Interesse einer Gerichtsbarkeit, und daß man „solche Dinge mit vieler Klugheit behandeln „muß. Aufruhr und Zwietracht sind den Catholiken so gefährlich; als sie den Protestanten „vortheilhaft sind: deßhalb müßt Ihr diesen Uebeln aus allen Kräften vorzubeugen suchen. Es „würde freylich nicht wohlgethan seyn, den Kezzern etwas einzuräumen; aber man muß ihnen „auch nichts nehmen, wegen der verdrüßlichen

Folgen,

„Folgen, und ich empfehle Euch fürs Künftige „Vorsicht, sowohl wegen meiner Ruhe, als we„gen der Eurigen.“, Er schlug auch dem Herzog von Savoyen die Bitte ab, ihm durch seine Unterstützung die Stadt Geneve wieder zu verschaffen.

Der Papst sann auf alles, was seine Würde in den Augen der Menschen erhöhen konnte; daher wollte er, daß seine Gesandten an den Höfen nicht in gemietheten Häusern wohnen, und dadurch der Willkür der Eigenthümer ausgesetzt seyn sollten. Er wünschte in jeder Europäischen Hauptstadt einen eignen Pallast zu haben. Der Senat von Venedig both dazu gleich großmüthig die Hand, da das Vernehmen zwischen der Republik und dem Papst zu jedermanns Erstaunen, sehr gut war. Man hatte erwartet, daß die so selten unterbrochenen Streitigkeiten der Venetianer mit den Oberhäuptern der Kirche wegen der Gränzen ihrer beyderseitigen Macht bey diesem Papst den höchsten Gipfel erreichen würden. Allein es schien, daß da beyde Theile einander kannten, sie sich hochschätzten; vielleicht auch aus kluger Vorsicht, allen Zwist zu vermeiden, der nach den gleich beharrsamen Grundsätzen sowohl des Papstes als des Senats nothwendig zu Extremitäten hätte führen müssen.

Jetzt

Jetzt also, da von eignen Gesandschaftswohnungen die Rede war, schenkte der Senat dem heiligen Stuhl einen schönen und großen Pallast, wohin der Nuntius mit vielen Ceremonien geführt wurde; in dem Schenkungsbrief standen die Worte, daß dieser Pallast von jetzo an keinen andern Herrn als den Papst erkenne. Sixtus wollte in Großmuth nicht zurückbleiben, und schenkte auch den Venetianern einen Pallast in Rom, der einer der geräumigsten in Europa ist, und noch jetzo unter der Benennung der Pallast des heiligen Marcus von den Gesandten der Republik bewohnt wird. Dieß Beyspiel blieb jedoch ohne Nachfolge, und Sixtus selbst änderte seine Meinung, aus Besorgniß eine zu große Anzahl unabhängiger Oerter in den Ringmauern seiner Stadt zu haben, deren Sicherheit und genaue Justitzpflege immer sein Hauptaugenmerk blieb. Man sahe daher von Zeit zu Zeit damit verbundene merkwürdige Scenen.

Ein junger Spanischer Edelmann war unter der Führung seines Onkels, eines berühmten Theologen, nach Rom gekommen. Die Begierde den Papst zu sehn, verursachte, daß er sich eines Tages in der Capelle mit Lebhaftigkeit hervordrängte, und dafür von einem Schweitzer mit der Hellebarde einen Schlag empfing. Der

Spa-

Spanier schwur sich zu rächen, suchte den Schweitzer auf, und fand ihn in der Peterskirche vor einem Altar kniend. Der Durst nach Rache bemächtigte sich seiner Seele; er ergriff einen am nächsten Pfeiler angelehnten Pilgerstab, und versetzte damit dem Schweitzer einen solchen Schlag auf den Kopf, daß dieser todt zur Erde stürzte. Der Mörder hoffte sich in den Pallast des Spanischen Gesandten zu retten; er wurde aber im Fliehen erhascht. Sixtus war vor Zorn außer sich, er rief aus: „Ein solcher Mord geschieht in der Kirche, und zwar unter der Regierung des Papst Sixtus. Es gibt also noch „Menschen, die seine Gerechtigkeitsliebe nicht „kennen. Nun wohl! Ich will davon ein so „schleuniges und schreckbares Beyspiel geben, „daß niemand mehr daran zweifeln soll.“ Sogleich ließ er den Gouverneur von Rom kommen, der ihm meldete, daß die Befehle zum Criminalproceß bereits gegeben wären. Der Papst sagte, bey dem gegenwärtigen Verbrechen wären alle Formalitäten überflüssig; der Gouverneur hingegen bemühte sich sie zu vertheidigen, da besonders die Sache einen unter dem Schutz des Spanischen Gesandten stehenden Edelmann beträfe. Sixtus erwiederte: „Macht so viel Untersuchungen wie „Ihr wollt, wenn nur der Verbrecher gehenkt wird, „ehe ich mich zur Tafel setze, und dieß wird heute

„zeitig

„zeitig geſchehn, weil ich viel Appetit habe.“ Er ließ den erſtaunten Gouverneur nicht zu Worten kommen, ſondern befahl unverzüglich einen Galgen vor ſeinem Fenſter zu errichten, weil er ſelbſt Augenzeuge der Hinrichtung ſeyn wolle. Der Spaniſche Geſandte und vier Cardinäle dieſer Nation eilten zum Papſt, nicht, um die Begnadigung des Verbrechers zu erflehn, ſondern nur um die Abänderung der Todesſtrafe; ſie wünſchten für die Ehre der Familie und der Nation überhaupt an Statt des Hängens eine Enthauptung. Sixtus aber verwarf die Bitte, und ſagte: „Ein ſolch Verbrechen verdient durchaus „den Strick, und ich würde mich ſelbſt entehren, „wenn ich Euer Begehren erfüllte. Um jedoch „die Schande der Familie etwas zu ſchwächen, „ſo will ich die Hinrichtung ſelbſt mit anſehn.“ Hiebey blieb es. Er verließ das Fenſter nicht eher, bis der Unglückliche erwürgt war, und nun ſetzte er ſich zur Tafel mit der Aeußerung, daß die vollzogene Juſtitz ſeinen Appetit vermehrt habe. Pasquin ſcherzte darüber ſehr bitter. Man ſetzte vor dieſer Bildſäule eine Schaale gefüllt mit Ketten, Aexten, Galgen und Rädern, und auf die Frage des Marforio, wo er hinginge, ſagte Pasquin: „Ich bringe dem Papſt ein Ragout, „um ihm Appetit zu machen.“ Eine Hinrichtung fünf Stunden nach begangenem Verbrechen war

in

in Rom ohne Beyſpiel, und machte einen gewaltigen Eindruck. Alle fremde Miniſter empfohlen ihren Bedienten ſtrenge Ordnung mit dem Bedeuten, ſie ſogleich ohne Schutz der grauſamen Juſtitz zu überlaſſen, und Sixtus drückte dieſem Schrecken das Siegel auf, durch den Befehl an die Häſcher, daß wenn ein Verbrecher ſich in den Pallaſt eines Cardinals flüchten ſollte, ihn auch von da herauszuholen.

Sixtus verlachte die auf ihn gemachten Pasquille, weil ſie gewöhnlich ſeine Strenge, ſeine Unbiegſamkeit und ſeinen Stolz betrafen. Ein Pasquillant aber ging weiter; er hing dem Pasquin ein ſchmutziges Hemd um, und auf Befragen des Marforio, warum er in einem ſolchen Aufzuge erſchiene, antwortete der andere: „Weil „meine Wäſcherin eine Prinzeſſin geworden iſt.“ Dieß war eine rauhe Anſpielung auf die Camilla, die Schweſter des Sixtus, die ſich mit Waſchen ernährt hatte. Der Papſt wurde dadurch ſo beleidigt, daß er genaue Unterſuchung wegen des Verfaſſers anſtellen ließ, und da man nichts erfuhr, ließ er bey Trompetenſchall bekannt machen, daß er dem Pasquillanten, wenn er ſich ſelbſt angäbe, Leben und Freyheit nebſt 2000 Zechinen ſchenken wollte; geſchähe dieſe Entdeckung aber durch einen andern, ſo ſollte der Pasquillant gehan-

gehangen, und der Angeber die 2000 Zechinen erhalten. Der Verfaſſer hatte nichts zu befürchten; denn niemand wußte ſein Geheimniß. Die Belohnung aber verbunden mit Leben und Freyheit reitzten ihn, ſich ſelbſt anzugeben, da er überzeugt war, Sixtus, der nie ſein Wort gebrochen, würde es auch ihm halten. Er begab ſich zum Papſt, der über das verwegene Geſtändniß erſtaunte, ihm aber gleich ſeine Freyheit zuſicherte, und die verſprochene Summe auszahlen ließ. Sodann ließ er ihn wieder kommen und ſagte: „Ihr ſeht, wie genau ich mein Verſprechen erfülle. Das Geld iſt in euren Händen, und ihr „ſeyd frey. Damit ihr aber künftig verhindert „werdet, dergleichen Schmähungen, weder zu „ſchreiben noch mündlich auszuſtoßen, ſo ſollen „euch die Hände abgehauen, und die Zunge ausgeſchitten werden.“ Dieſe Sentenz wurde auch ſogleich vollzogen.

Ein Dichter, Namens Matera, aus Neapel gebürtig, lebte in Rom, und zählte unter ſeine vielen Beſchützer auch den Cardinal Montalto, dem er ein Gedicht auf die Krönung des Papſtes zugeeignet hatte. Matera, um ſich an einem Advocaten zu rächen, der ſein Feind war, verfertigte ein Sonnet, worin die Frau ſeines Gegners, eine Perſon von unbeſcholtenem Ruf mit einem ſchänd-

lichen

lichen Namen belegt wurde. Der Advocat, Namens Fontana, brachte das Sonnet dem Papſt, der den Dichter ſofort in Verhaft nehmen, und vor ſich bringen ließ. Auf die Frage, was ihn zu dieſer Beſchimpfung einer rechtſchaffenen Frau veranlaßt habe, entſchuldigte er ſich bloß mit der poetiſchen Freyheit, die man zu allen Zeiten Dichtern und Mahlern eingeräumt hätte, dabey verſicherte er, daß er nur allein um des Reims willen, und um ſeinen Verſen eine gewiſſe Harmonie zu geben, die Worte Fontana und Putana in Verbindung gebracht hätte. Sixtus ſagte, er wollte ſich auch der poetiſchen Freyheit bedienen, und machte aus dem Stegreif einen Vers, der den Dichter zu den Galeeren verdammte, wobey er verſicherte, daß ihn bey den Worten Matera und Galera bloß der Reim geleitet hätte.

Es wurde in Rom ein Generalkapitel vom Franciſcanerorden gehalten; der Papſt ſelbſt war bey einer Sitzung gegenwärtig, und ſpeißte auch in Refektoriomit den Mönchen, die bey dieſer frohen Gelegenheit vom Stillſchweigen bey Tiſche losgeſprochen wurden, wobey man auch auf das Wohl des Ordens trank. Er überließ ihnen die freye Wahl eines Generals; indeſſen befremdete es ihn doch, daß man ihn nicht wenigſtens des

Wohlſtandes halber um ſeine Meinung wegen des zu wählenden Oberhauptes befragte. Er ſagte aber nichts, und da ſein Neffe dieß grobe Verſehn auf die mangelnde Weltkenntniß der Ordensbrüder ſchob, ſagte Sixtus: „Es iſt nicht „erſt heute, daß ich erfahre, was man von Mön„chen zu erwarten hat.“ Er befahl, daß nach geendigtem Capitel alle dieſe Mönche in Proceſſion zu ihm kommen ſollten, um ihm die Füße zu küſſen, wobey er einem jeden erlaubte, ſich eine Gnade auszubitten. Dieſe päpſtliche Gunſt wurde ihnen den Tag zuvor bekannt gemacht, damit ſie ſich ſämtlich vorbereiten könnten. Die Freude dieſer Franciſcaner war unausſprechlich, und ein jeder pries ſeinen Glückſtern, der ihn zu dieſem Capitel geführt hatte. Die andern Mönchsorden zeigten ihren Neid; ja ſelbſt die Cardinäle, denen die Wohlthaten des Papſtes ſehr ſparſam zufielen, ſprachen zum voraus von unzeitiger Freygebigkeit. Nur allein Ruſticucci, der den Papſt beſſer kannte, ſagte, daß man das Ende des Tages abwarten müſſe.

Sixtus ſaß auf ſeinem Thron und neben ihm ſtand ein Secretair, der den Namen und die Bitte eines jeden Franciſcaners, ſo wie er ſich abgeſondert von ſeinen Brüdern zum Fußkuß darſtellte, aufſchreiben mußte. Der General war der

erſte,

erſte, und bat bloß um den päpſtlichen Schutz. Ihm folgten die andern gröſtentheils mit wunderlichen oder ausſchweifenden Bitten. Der eine, bekannt als ein Erzzänker und unruhiger Kopf, verlangte ein päpſtliches Breve, wodurch allen Mönchen bey Strafe der Excommunication verboten würde, mit ihm zu ſtreiten. Ein andrer verlangte zwey Zellen im Kloſter zu haben, worin er machen könnte was er wollte, ohne hier von irgend einem Obern, ja nicht einmal vom Papſt abzuhängen; an andern Oertern des Kloſters wollte er ſich den Ordensregeln unterwerfen. Ein Baccalaureus von Bologna verlangte ein Breve, um in allen ſowohl Pfarr- als Kloſterkirchen zu jeder Stunde ohne alle Erlaubniß der Obern predigen zu dürfen; wobey die eingeſammelten Gelder ganz zu ſeiner Diſpoſition ſeyn ſollten. Der Pater Poppa, Provinzial im Königreich Neapel, ein Mann aus einem vornehmen Hauſe, bat den Papſt um die Ehre der Vereinigung ſeiner Familie mit der Familie Peretti. „Ich „habe nichts dawider, ſagte der Papſt, aber erſt „muß ich wiſſen, von welchem Stande Ihr ſeyd.“ „Heiliger Vater, antwortete Poppa, meine Fa„milie iſt Gott ſey Dank, eine der älteſten und „reichſten im Königreich Neapel.“ „Deſto ſchlech„ter für Eure Abſicht, erwiederte Sixtus, denn „wie kann ein reicher und vornehmer Edelmann

„wie Ihr ſeyd, mit einem armen Schweinhirten „in Verbindung treten? Wollt Ihrs aber doch, „ſo bin ich es auch zufrieden, aber mit der Be„dingung, daß Ihr Eure Mönchskleidung ablegt, „aufs Feld geht und die Schweine hütet, ſo wie „ich in meiner Jugend gethan habe.“ Der beſtürzte Provinzial entfernte ſich eiligſt. Ein Doktor der Theologie aus Spoletto, Namens Sarco, bath daß ſein Kloſter in eine Abtey verwandelt werden möchte; von dieſer Abtey ſollte ſeine Familie das Patronarecht haben, und niemand darein aufgenommen werden, der nicht drey Jahre lang bey einem ſeiner Verwandten gedient hätte; dabey verlangte er auch anſehnliche Einkünfte. Sixtus lächelte und ſagte: „Man wird nicht un„terlaſſen, Euch Klöſter zu geben, um nach dem „Patronarechte die Narren einzuſperren.“ Ein andrer Neapolitaner näherte ſich dem Ohr des Papſtes und trug ihm ſein Anliegen im Stillen vor; es betraf die Erlaubniß den Mönchshabit abzulegen und heyrathen zu dürfen, wo nicht, ihm eine Beyſchläferin zu geſtatten. Ein 77jähriger Greis, der ſchon ſieben Generalkapiteln beygewohnt hatte, erregte durch ſeine Naivetät das Lächeln des Papſtes und aller Anweſenden. Er ſagte, daß er ſich vom heiligen Vater zwar die Gnade ausbitten wollte, noch zehn Jahr zu leben; da dieß aber nicht in ſeiner Macht ſtände,

ſo

ſo bäte er bloß um Indulgenzen auf ſeinem Todbette, das nicht mehr entfernt wäre. Sixtus rieth ihm, den Tod ohne Furcht und ohne Ungeduld zu erwarten.

Die Thorheit der Mönche bey ihren Bitten war ohne Gränzen. Einige wollten Provinziale werden, und es Lebenslang bleiben; andre begehrten Geld, um ſich Wohnungen nach ihrer Phantaſie zu bauen; andre bathen um Penſionen von hundert, zweyhundert, auch dreyhundert Römiſchen Thalern. Einige verlangten Abteyen, andre Bißthümer, Erzbißthümer, ja ſelbſt die Cardinalswürde. Manche bathen um Bißthümer, die noch nicht erledigt waren. Ein junger Mönch wünſchte Major Domo des heiligen Palaſtes, das iſt Hofmarſchall des Papſtes zu werden. Eine große Anzahl begnügte ſich bloß mit der Bitte, das Kloſter verlaſſen zu dürfen. Einer der letzten Bittenden war ein alter dienender Bruder, aus dem Kloſter der heiligen Apoſtel, wo Sixtus ſelbſt gewohnt hatte. Dieſer Mann, den der Papſt ſehr gut kannte, war dreyßig Jahr Kloſterkoch geweſen, und da nun die Reihe an ihn kam, eine Gnade zu erflehn, ſo bath er um einen Springbrunnen für ſein Kloſter, das an Waſſer großen Mangel litt, wobey er ſich auf Sixtus eigne Erfahrung berief, der ſelbſt dieſen

Mangel empfunden hätte. Nachdem nun sämmtliche Mönche, sechshundert an der Zahl, ihr Anliegen vorgetragen hatten, so wurden alle in einen großen Saal gerufen, wo ihnen der Papst folgende Anrede hielt: „Wenn Eure Wünsche „meiner guten Absicht entsprochen hätten, so „würde ich sie mit Vergnügen erfüllt haben, Euer „thörichtes Verlangen aber legt mir die Pflicht „auf, Euch insgesammt Eure Bitten abzuschlagen. Ich erwartete, daß Ihr Eures eigenen „Interesst uneingedenk, nur das Beste der Religion und Eures Ordens vor Augen haben würdet. Eure Habsucht aber hat mir die Hände „verschlossen, und ich würde glauben eine große „Sünde zu begehn, wenn ich Eure Begierden „durch meine Wohlthaten nähren wollte.“ Hiemit entließ er sie beschämt. Nur allein den Bruder Klosterkoch rief er zu sich, um ihm zu danken, daß er ihn an eine nützliche Sache erinnert habe. Er begab sich den folgenden Tag selbst in Begleitung eines Baumeisters nach dem Kloster, in dessen Mitte er einen sehr schönen Springbrunnen anlegen ließ, der einen solchen Ueberfluß an Wasser verschafte, wie ihn kein Kloster in Rom hatte, und der noch jetzt mit so vielen andern Denkmälern den Namen des Sixtus ehrt.

Jetzt

Jetzt sahe man in Rom, daß der Papst sich an dem dummen Ehrgeitz der Mönche hatte belustigen, und ihn öffentlich zur Schau stellen wollen. Jedermann gab der Scene seinen Beyfall; und Pasquin, der den Tag zuvor gesagt hatte: „Es wäre jetzt besser Franciscaner als Cardinal zu seyn,“ sagte nun, daß wenn man doch gekränkt werden müßte; es besser sey die Kränkung im heiligen Collegio, als im Kloster zu dulden.

Sixtus gründete funfzehn Congregationen von Cardinälen, wovon noch die folgenden zwölfe beybehalten sind. Die erste war die Inquisition, deren Mißbräuche zum Theil von ihm abgeschafft wurden. Er verordnete, daß dieß Tribunal, wenigstens aus zwölf Cardinälen und einer grossen Anzahl Theologen von mehrern Mönchsorden bestehn sollte. Die zweyte Congregation sollte die Streitigkeiten der Bischöfe mit den Bewohnern ihrer Diocöse schlichten. Die dritte sollte auf die Vollziehung der Decrete der Tridentischen Kirchenversammlung sehn, und alle damit in Verbindung stehende Zweifel aufklären. Die vierte, die Staats-Congregation, zur Regierung der Kirche bestimmt, bestand aus allen Cardinälen, die Miniſter und päpstliche Gesandten gewesen waren. Die fünfte befaßte sich bloß mit kirchli-

chen Ceremonien, Gebräuchen und Canonisationen der Heiligen. Die sechste hatte die Aufsicht über die Flüsse und Brücken, so wie die siebente über die Wasserleitungen, Springbrunnen und Straßen. Die achte führte den Namen des Index, weil sie unter dem Vorsitz eines Cardinals die Jurisdiction über das Bücherwesen hatte. Die neunte, die Consulta genannt, war ein Ausschuß der vierten, und entschied in kirchlichen Angelegenheiten alle Zweifel und Anfragen der Nuntien, der Gouverneure, und andrer Staatsbeamten. Die zehnte entschied provisorisch über Beschimpfungen, Gewaltthätigkeiten, und Verletzungen des Rechts. Die eilfte war bloß mit Münzsachen beschäftigt, und die zwölfte mit Consistorial-Angelegenheiten.

Rom hatte vor Sixtus Regierung nur dreyzehn Quartiere. Dieser Papst fügte das vierzehnte del Borgo, hinzu. Er wollte den Lustmädchen, so wie man es mit den Juden gethan hatte, einen eignen Bezirk in der Stadt anweisen, allein dieser Entwurf wurde unausführbar gefunden. Dagegen aber ließ er desto eifriger an vielen neuen Straßen arbeiten, die aus verschiedenen Gegenden in gerader Linie durch die Stadt laufen sollten. Zwey derselben führte er von der Kirche des heiligen Laurentius nach der Kirche

Maria

Maria Maggiore und nach den Bädern des Deocletian hin. Eine andere lief von der letztern Kirche nach dem Pallaſt St. Marcus; noch eine andere von der großen Lateran-Kirche nach dem Coliſeo, und noch eine führte von der Porta Salaria nach der Porta Pia. Die beträchtlichſte Straße aber war beſtimmt, von der Kirche des heiligen Kreutzes, einer öden Gegend von Rom, nach dem Thor del Popolo zu führen. Der Tod verhinderte die gänzliche Ausführung dieſes großen Plans. Indeſſen bekam die Straße, ſelbſt in dem unvollendeten Zuſtande, doch eine Länge von zwey Italieniſchen Meilen, wurde eine der ſchönſten in Europa, und erhielt von dem großen Erbauer den Namen Strada Felice. Sein Haus, das er als Cardinal bewohnt hatte, und das er als ein Erbtheil für ſeine Familie beſtimmte, wurde in einen prächtigen Pallaſt verwandelt, und mit einem Garten verſehn, der an Größe und Schönheit alle damals in Rom vorhandene übertraf. Er verbot die Getreide-Ausfuhr, und füllte ſo viel Magazine an, daß der Ueberfluß im Kirchenſtaate herrſchte, während daß man in den meiſten Provinzen Italiens über Mangel an Brot ſchrie. Die Römer waren für ſo viele Wohlthaten nicht undankbar; ſie errichteten ihm auf dem Capitol eine Bildſäule von Bronze, mit der Inſchrift: „Sixtus dem fünf-

„ten, dem oberſten Prieſter geweihet, weil er „die öffentliche Sicherheit hergeſtellt, die Zügel„loſigkeit der Banditen und Meuchelmörder ge„hemmt, dem Elende des Volkes abgeholfen, „und die Stadt Rom mit Gebäuden, neuen Stra„ßen und Springbrunnen geziert hat.“

Um dieſe Zeit ſahe man in England das gro-ße Trauerſpiel mit der ſchönen Maria, Königin von Schottland, die ihr Leben auf einem Blutgerüſte endigte. Die Catholiken aller Länder betrachteten ſie als eine Märterin ihres Glaubens; hiezu kam der Haß gegen die unkatholiſche Eliſabeth, daher die zügelloſeſten Schriften gegen dieſe Königin, wovon man gegen gekrönte Häupter bis dahin noch kein Beyſpiel geſehn hatte, in allen Sprachen erſchienen. In Rom blieb man damit nicht zurück. Sixtus aber verbot dieſe Schriften, und bedrohete ihre Verfaſſer mit den Galeeren, wobey er die merkwürdigen Worte ſagte, daß er als König von England, eben ſo als Eliſabeth gehandelt haben würde. Dieſe Worte ſagte der Papſt, der durch den Glauben und das Staatsintereſſe mit der Maria verbunden, und von ihrer Schuld oder Unſchuld aufs genaueſte unterrichtet ſeyn mußte; Worte, die in Verbindung mit den beſten gleichzeitigen und nachfolgenden Geſchichtſchrei-

bern

bern bis auf Hume und Robertson, wohl die neuerlich erschienenen händereichen, mit schlechten Argumenten aufgestutzten Declamationen eines Kerallio aufwiegen dürften.

Die Römer, die alles durch die Brille ihres Aberglaubens betrachteten, konnten sich diese Hochachtung des Papstes für eine Prinzessin nicht erklären, die sich als die größte Feindinn des Römischen Stuhls zeigte. Ihre Blicke aber wurden bald von England abgezogen, und auf einen wichtigen Vorfall gerichtet, der sich in ihrer Hauptstadt selbst ereignete. Der Prinz Farneſe, älteſter Sohn des berühmten Feldherrn Alexander, Herzogs von Parma, beſuchte Rom, und ohne die geringſte Rückſicht zu nehmen, auf das ſtrenge überall bekannte ſchon ſeit zwey Jahren genau beobachtete Verbot, keine Waffen zu tragen, weil er durch ſeinen Stand ſich darüber erhaben glaubte, begab er ſich bewaffnet zur Audienz beym Papſt, wurde aber noch vor derſelben in Verhaft genommen, und durch Häſcher nach der Engelsburg gebracht. Ganz Rom gerieth in Beſtürzung. Der Cardinal nebſt allen Anhängern des mächtigen Hauſes Farneſe eilten zum Papſt, und ſtellten ihm die Beſchimpfung vor, die er einer ſo großen Familie anthäte, dem Sohn eines Fürſten, der für die Kirche ſo glor-

reich

reich gefochten hätte, und von ihm ſelbſt durch geweihte Geſchenke belohnt worden wäre; ſie ſagten, daß der noch unerfahrne Prinz geglaubt habe, nicht einem Policey-Geſetz unterworfen zu ſeyn, das abſichtlich gegen die Ausſchweifungen des niedrigen Pöbels gemacht worden wäre. Sie baten daher dringend um ſeine Begnadigung. Sixtus antwortete, daß er eine große Hochachtung für den Herzog von Parma, aber eben eine ſo große Abneigung gegen Verbrecher hätte, daß er im ähnlichen Fall ſeinen eignen Sohn eben ſo behandeln würde, wie den Prinzen Farneſe; daß er lieber die päpſtliche Krone ablegen und ins Kloſter zurückkehren, als dulden wollte, ſeine Geſetze verachtet zu ſehen, die für jedermann ohne Ausnahme gemacht wären. Er fügte hinzu, daß ſelbſt ein Monarch ſeine Unabhängigkeit verlöre, ſobald er ſeine Staaten verließe, und daß die Jugend kein Verbrechen entſchuldigte. Die Bittenden entfernten ſich nach dieſer Antwort, um eine beſſere Laune des Papſtes zu erwarten. Kaum aber war der Cardinal Farneſe zurück, als ihn eine tödtliche Unruhe wieder zum Sixtus führte. Dieſer ſtolze Mann ließ ſich jetzt zu den demüthigſten Bitten herab, und fuhr damit ſo lange fort, bis er die Freyheit ſeines Neffen erhielt, und zwar durch einen vom Papſt eigenhändig an den Commandanten der Engelsburg geſchrie-

geſchriebenen Befehl. Der Cardinal eilte damit ohne Verzug ſelbſt nach dem Staatsgefängniß, und befreyte den Prinzen, der noch in der nehmlichen Stunde Rom verließ.

Der Papſt wurde krank, und zwar dermaaßen daß er dem Tode nahe war. Er fuhr jedoch, Trotz der Bitten der Aerzte, unabläſſig in ſeinen Regierungs-Geſchäften fort; alle Tage mußten der Gouverneur der Stadt und die vornehmſten Staats-Beamten zu ihm kommen, ihm Bericht von allem erſtatten, und ſeine Befehle einhohlen. Die freudige Erwartung der Cardinäle war ſo groß, als die Betrübniß des päpſtlichen Neffen, der ſeinen Onkel beſchwur, ſich zu ſeiner Erhaltung auf einige Tage den Geſchäften zu entziehn. Sixtus antwortete: „Ein Fürſt muß das Steuer„ruder des Staats nicht eher, als mit dem Le„ben verlaſſen, ſo wie die Nachtigall, die bis „zur Stunde ihres Todes ſingt.“ Er erinnerte den Neffen, die Spione in Thätigkeit zu ſetzen, um die Meinungen des Volks bey ſeiner Krankheit zu erfahren, und die Mißvergnügten kennen zu lernen. Der Befehl wurde befolgt; allein der Schrecken ſeines Namens hatte ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß man nichts erfuhr. Ein jeder verbarg ſeine Geſinnungen, ſelbſt diejenigen die ihn am meiſten haßten, beſuchten am häufigſten die

reich gefochten hätte, und von ihm selbst durch geweihte Geschenke belohnt worden wäre; sie sagten, daß der noch unerfahrne Prinz geglaubt habe, nicht einem Policey-Gesetz unterworfen zu seyn, das absichtlich gegen die Ausschweifungen des niedrigen Pöbels gemacht worden wäre. Sie baten daher dringend um seine Begnadigung. Sixtus antwortete, daß er eine große Hochachtung für den Herzog von Parma, aber eben eine so große Abneigung gegen Verbrecher hätte, daß er im ähnlichen Fall seinen eignen Sohn eben so behandeln würde, wie den Prinzen Farnese; daß er lieber die päpstliche Krone ablegen und ins Kloster zurückkehren, als dulden wollte, seine Gesetze verachtet zu sehen, die für jedermann ohne Ausnahme gemacht wären. Er fügte hinzu, daß selbst ein Monarch seine Unabhängigkeit verlöre, sobald er seine Staaten verließe, und daß die Jugend kein Verbrechen entschuldigte. Die Bittenden entfernten sich nach dieser Antwort, um eine bessere Laune des Papstes zu erwarten. Kaum aber war der Cardinal Farnese zurück, als ihn eine tödtliche Unruhe wieder zum Sixtus führte. Dieser stolze Mann ließ sich jetzt zu den demüthigsten Bitten herab, und fuhr damit so lange fort, bis er die Freyheit seines Neffen erhielt, und zwar durch einen vom Papst eigenhändig an den Commandanten der Engelsburg

geschrie-

geſchriebenen Befehl. Der Cardinal eilte damit ohne Verzug ſelbſt nach dem Staatsgefängniß, und befreyte den Prinzen, der noch in der nehmlichen Stunde Rom verließ.

Der Papſt wurde krank, und zwar dermaaßen daß er dem Tode nahe war. Er fuhr jedoch, Trotz der Bitten der Aerzte, unabläſſig in ſeinen Regierungs-Geſchäften fort; alle Tage mußten der Gouverneur der Stadt und die vornehmſten Staats-Beamten zu ihm kommen, ihm Bericht von allem erſtatten, und ſeine Befehle einhohlen. Die freudige Erwartung der Cardinäle war ſo groß, als die Betrübniß des päpſtlichen Neffen, der ſeinen Onkel beſchwur, ſich zu ſeiner Erhaltung auf einige Tage den Geſchäften zu entziehn. Sixtus antwortete: „Ein Fürſt muß das Steuer„ruder des Staats nicht eher, als mit dem Le„ben verlaſſen, ſo wie die Nachtigall, die bis „zur Stunde ihres Todes ſingt.“ Er erinnerte den Neffen, die Spione in Thätigkeit zu ſetzen, um die Meinungen des Volks bey ſeiner Krankheit zu erfahren, und die Mißvergnügten kennen zu lernen. Der Befehl wurde befolgt; allein der Schrecken ſeines Namens hatte ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß man nichts erfuhr. Ein jeder verbarg ſeine Geſinnungen, ſelbſt diejenigen die ihn am meiſten haßten, beſuchten am häufigſten die

die Kirchen, wo für ſeine Geneſung Gebete angeſtellt wurden. Viele hielten ſogar die Krankheit für verſtellt, und glaubten, es ſey eine Liſt, um die Meinung des Volks zu erfahren. Er verbot jedoch bald die öffentlichen Gebete, indem er ſagte: „Sie machen das Volk glauben, daß ich „meinem Ende nahe bin, und ich möchte gern, „daß man mich ſelbſt noch nach meinem Tode le„bend glaubte.“ Eines Tages ſchienen die Lebensgeiſter ihn ganz zu verlaſſen, ſo daß die Umſtehenden ihn für todt hielten. Der anweſende Arzt berührte die Naſe des Papſtes, um zu unterſuchen, ob ſich noch natürliche Wärme im Körper befände. Dieſe Berührung rief den Kranken wieder ins Leben zurück; er blickte den Arzt zornig an, und ſagte: „Was! Ihr ſeyd ſo vermeſ„ſen, den Papſt bey der Naſe zu faſſen?“ Wenig Tage nachher war er völlig hergeſtellt, und zeigte ſich dem Volke.

Seine Geneſung wurde durch neue außerordentliche Juſtitz-Scenen der Welt bekannt. Der päpſtliche Mundſchenk, Bellocchio, wünſchte zur Erbauung eines Pallaſtes ein Haus zu kaufen, deſſen Grund zu ſeinem Plan gehörte. Der Eigenthümer aber wollte ſein Haus nicht verkaufen, und widerſtand allen Anerbietungen. Nichts blieb übrig, als ein päpſtlicher Befehl, und um die-

dieſen lag er dem Papſt dringend an, der ſie ihm jedoch immer verſagte, und ihm ſeine Ungerechtigkeit verwies. Bellocchio wollte aber ſeinen Plan nicht aufgeben; er entwandte daher das heilige Siegel des Papſtes, unter dem Namen der Fiſcherring bekannt, und nun verfertigte er ſelbſt ein Breve, worin der Verkauf des Hauſes dem Eigenthümer anbefohlen wurde. Dieſer, durch den furchtbaren Namen Sixtus geſchreckt, gab es ſogleich für einen geringen Preis hin. Der Papſt erfuhr es, und verdammte ſeinen Mundſchenk zu den Galeeren, wo ihn der Gram bald tödtete. Zu gleicher Zeit wurde auch dem Prälaten Gualterucci, einem Mann von großem Anſehn und Verdienſten, der Proceß gemacht, weil er an dem vorgedachten Verbrechen Theil gehabt hatte. Das ganze heilige Collegium und faſt alle Römiſche Fürſten, in Verbindung mit den Geſandten von Spanien und Venedig, baten vergebens um ſeine Begnadigung. Sixtus antwortete, er würde ſie bewilligen, wenn die Beleidigung ſeine Perſon betroffen hätte, allein eine Verrätherey gegen den heiligen Stuhl müßte durchaus beſtraft werden. Auf dieſe Weiſe wurde auch der Prälat Gualterucci auf die Galeeren geſchmiedet, wo er bis zum Tode des Sixtus aushalten mußte.

der Peters-Kirche von einem schwarzgekleideten Priester verlesen, wobey er ein schwarzes Wachslicht auslöschte; und nun erfolgte die fernere Bekanntmachung der Bulle in allen catholischen Ländern. Die Vorlesung geschah drey Sonntage hintereinander unter den finsterſten Ceremonien in sämmtlichen Kirchen. Nur allein die Venetianer zögerten mit der Bekanntmachung, und da sich der Nuntius deßhalb Verhaltungsbefehle vom Papst ausbat, antwortete dieser: „Ich wundre „mich, daß Ihr bey dem Betragen der Venetia„ner nicht ihre Bewegungsgründe einsehet. Es „geschieht nicht aus Mangel an Ehrfurcht oder „an Eifer für den heiligen Stuhl, sondern ihre „Absicht ist, eine Nation nicht zu erzürnen, die „ihren Freunden Gutes, und ihren Feinden Bö„ses zufügen kann, wenn sie es am wenigsten er„warten.“ Dieser Wink war für den Nuntius hinreichend. Er schwieg, und die Bulle wurde in den Staaten von Venedig nicht bekannt gemacht, wofür Elisabeth dem Senat förmlich danken ließ.

So sehr diese Monarchin auch überzeugt war, daß Sixtus nur nothgedrungen so gegen sie gehandelt habe, so glaubte sie doch in diesem Fall ihn nicht schonen zu dürfen. Sie versammelte daher die Großen ihres Reichs und die vornehmſten

ten Bürger in London in der Pauls-Kirche, und ließ hier durch einen Bischof von der Kanzel auch einen Bannfluch gegen den Papst, gegen seine Cardinäle und gegen alle, die an der Bulle Theil gehabt hatten, ablesen. Dieser Ceremonie folgte ein Banquet im königlichen Palaste, wo an achtzig prächtig besetzten Tafeln gespeis't, und unter lautem Jubel auf die Gesundheit der Königin, auf das Wohl des Reichs, und auf die Vernichtung aller Feinde der Krone getrunken wurde. Als Sixtus diese Nachricht erfuhr, sagte er: „Unser Bannfluch hat der Königin von England weder das Leben noch den Muth genommen. Die Spanier werden nun schon sehen, was sie gewonnen haben. Wollte Gott, daß sowohl sie als wir nur nicht noch mehr dabey verlieren.“

Sixtus fand seinen Eroberungs-Entwurf auf Neapel noch nicht ausführbar. In Erwartung eines günstigern Zeitpunkts richtete er seine Augen auf Urbino. Dieß Herzogthum, das aus mehr als zwey hundert Städten, Flecken und Dörfern bestand, und mitten im Kirchenstaat liegt, war davon unter der Regierung Sixtus V gerissen, und dem Hause Rovero zugetheilt worden. Der Plan war, sich dessen ohne Schwertreich zu bemächtigen. Pignoni, ein stolzer

unternehmender Prälat, wurde deßhalb als Nuntius nach Urbino geschickt, unter dem Vorwand, die geistlichen Immunitäten zu vertheidigen. Kaum war er angekommen, so griff er die Autorität des Herzogs an, und gründete ein Tribunal, um die Gültigkeit aller seit zwanzig Jahren gemachten Ehebündnisse zu untersuchen, bey deren größerer Zahl er Mißbräuche zu finden vorgab. Die vornehmsten Personen mußten vor diesem Tribunal erscheinen, und einige wurden, um die Chicanen zu verlängern, selbst nach Rom gesandt.

Der Herzog von Urbino merkte bald, daß die Absicht des Papstes sey, ihn zur thätlichen Widersetzung zu bringen, um einen Vorwand zu haben, ihm als einem Rebellen gegen die Kirche, den Proceß zu machen. Er litt daher eine Zeitlang alles. Endlich aber verließ ihn die Geduld, und es wurde ein Mandat bekannt gemacht, worin allen seinen Unterthanen unter schwerer Strafe verboten wurde, ferner vor dem Tribunal des Nuntius zu erscheinen. Diesen Schritt hatte der Papst gewünscht, der sogleich dem Herzog den Befehl zuschickte, unbedingt dem Nuntius freye Hand zu lassen, und selbst nach Rom zu kommen, um von seinem Betragen Rechenschaft abzulegen, wenn er nicht wie ein

Rebel-

Rebelle behandelt werden wollte. Der Herzog fand jedoch mächtige Freunde. Die Franzosen, die Spanier, die Venetianer, und auch der Großherzog von Toscana erklärten sich als seine Beschützer, und ließen nicht eher mit ihren Vorstellungen nach, bis die Sache beygelegt wurde. Der Nuntius, auf den alle Schuld fiel, wurde zurückgerufen, und der Herzog von Urbino schickte einen außerordentlichen Gesandten an den Papst, um wegen des Geschehenen Abbitte zu thun.

Kaum aber war dieser Streit geendigt, so entstand ein neuer zwischen Sixtus und dem Kaiser Rudolph II. Dieser Monarch wollte die freye Jurisdiction über die Clerisey in seinen Staaten haben, und ließ deßhalb durch seinen Bothschafter, den Herzog Savelli, dem Papst Vorstellungen thun. Sixtus aber erwiederte mit Bitterkeit: daß wenn das Glück den ersten Kaisern das Schwert zugetheilt habe, so hätten ihre Nachfolger es nur mit Bewilligung und unter der Autorität der Päpste getragen, um die Religion zu vertheidigen, nicht aber der Kirche ihre Freyheiten zu rauben. Er fügte hinzu: „Ich mi„sche mich nicht in die weltlichen Angelegenheiten „des Kaisers, daher werde ich auch nicht zuge„ben, daß er sich um kirchliche Sachen bekümmere.“ Der Bothschafter führte das alte Recht

der Kaiſer an, einen Präfectus in Rom zu ernennen, der für Ihr Intereſſe ſorgen ſollte; ein Recht, deſſen ſich die Päpſte zugeeignet hätten, und das der Kaiſer wieder verlange; er ſprach dabey von den üblen Folgen einer abſchlägigen Antwort. Dieſe Art von Drohung entrüſtete den Papſt, der in die Worte ausbrach: „Wie kann „der Kaiſer, der ſo ſchlecht ſeinem Charakter ge„mäß handelt, ſich einbilden, daß ich meinen „Charakter verleugnen werde. Er hat keine Au„torität in Rom, wo ich der einzige Beherrſcher „bin. Ehemals verfuhr man nach Regeln und „Maximen, die heut zu Tage nichts mehr gel„ten. Es iſt wahr, daß die Präfectur von Rom „vor Alters den Kaiſern gehörte, weil ſie ſich „dieſer Stadt ungerechter Weiſe bemächtigt, jetzt „aber iſt der Papſt Kaiſer von Rom, und alſo „hängt von ihm die Präfectur ab.“ Er fügte hinzu: „Ich bin von der Heiligkeit und Gerech„tigkeit meiner Gewalt ſo ſehr überzeugt, daß ich „mich derſelben mit Nachdruck gegen einen jeden „bedienen werde, der mir in meinem Hauſe Ge„ſetze vorſchreiben will.“ Hiermit befahl er dem Bothſchafter, ſich zu entfernen.

Sechstes Buch.

Der große Ruf des Sixtus war auch im Orient erſchollen. Die Perſer wurden damals von den Türken ſehr gedrängt, deren unaufhaltbar ſcheinende Siege den Untergang des Perſiſchen Reiches drohten, das Schach Abbas beherrſchte. Dieſer Monarch ſahe keine andre Hoffnung vor ſich, als die Hülfe des Papſtes, dem es nach ſeiner Meinung leicht wäre, die Chriſtenheit gegen die Türken in Waffen zu bringen. Er ſchickte deßhalb einen Geſandten, Namens Baback Chongord, nach Rom, deſſen Gefolge aus zwölf Perſonen beſtand, worunter zwey ſehr gelehrte, der lateiniſchen Sprache kundige Griechiſche Prieſter waren, die zu Dollmetſchern dienten. Man empfing dieſe Geſandtſchaft mit großer Pracht. Wegen des Fußkuſſes aber entſtanden einige Schwierigkeiten; da jedoch der Geſandte um zu bitten gekommen war, ſo bequemte er ſich zu dieſer erniedrigenden Ceremonie. Er übergab einen Brief des Königs von Perſien, worin er den Katholiken Gewiſſens-

freyheit in ſeinen Staaten bewilligte, nebſt der Erlaubniß an verſchiedenen Orten Kirchen zu bauen. Dieß Anerbieten fand großen Beyfall in Rom; das Verlangen aber eines allgemeinen Bündniſſes gegen die Türken zeigte außerordentliche Schwierigkeiten, ſo vortheilhaft auch der Zeitpunkt war, dieſe Barbaren, die ſo oft Europa zittern machten, auf ewig aus dieſem Welttheil zu vertreiben. Der Kayſer hatte innerliche Unruhen zu ſtillen; der König von Spanien dachte auf nichts ſo ſehr, als auf einen Krieg mit England, wozu alle Kräfte der Monarchie aufgeboten wurden; die Venetianer fanden damals bey einem Türkenkriege nicht ihre Rechnung, und der Papſt, dem die Eroberung von Neapel vorzüglich am Herzen lag, war auch gar nicht geneigt, dieſen und andre Entwürfe aufzugeben, um einen Kreutzzug zu befördern. Der Geſandte wurde nach einem zweymonatlichen Aufenthalt entlaſſen, während welcher Zeit er auf Koſten der apoſtoliſchen Kirche unterhalten worden war. Der Papſt ſagte ihm bey der Abſchieds-Audienz, daß es ihm ſehr leid ſey, alle Fürſten von Europa für jetzt außer Stand zu ſehen, ſich mit einem Monarchen zu verbinden, für deſſen Wohl, ſo wie für die Wohlfahrt ſeines Reichs er Gott anflehen würde. Mit dieſer von vielen Geſchenken und Ehrenbezeigungen begleiteten Antwort reiſ'te der Geſandte ab.

Die

Die großen Zurüſtungen des Königs von Spanien England zu unterjochen wurden indeſſen unabläſſig betrieben. Sixtus, der nichts mehr wünſchte, als dieſen Monarchen in einen langwierigen und gefährlichen Krieg zu verwickeln, um ſeine Abſicht auf Neapel deſto leichter auszuführen, gab der Unternehmung ſeinen ganzen Beyfall, und verſprach ſeiner Seits mit einer Million Römiſcher Thaler die Spanier zu unterſtützen, ſobald ſie in England gelandet ſeyn würden. Philip, der Beherrſcher der Minen von Peru und Mexico, hatte Mangel an Gelde; er bat daher den Papſt dringend, wenigſtens die Hälfte der verſprochenen Summe vorauszugeben. Dieſe Bitte erhielt durch die nachdrücklichen Vorſtellungen des Herzogs von Parma, als Feldherrn der Spanier, ein großes Gewicht, der ſelbſt einen Vertrauten nach Rom ſchickte, um dem Papſt den elenden Zuſtand der Armee in den Niederlanden zu ſchildern. Sixtus aber, der vielleicht der Unternehmung nicht den beſten Erfolg prophezeyete, blieb unbeweglich, und wollte erſt die Landung abwarten; dagegen zeigte er ſich nicht ſaumſelig, dem Churfürſten von Cölln beyzuſpringen, der von ſeinen Feinden ſehr gedrängt wurde, und vom Papſte eine anſehnliche Unterſtützung an Gelde erhielt.

LIBRARY

freyheit in ſeinen Staaten bewilligte, nebſt der Erlaubniß an verſchiedenen Orten Kirchen zu bauen. Dieß Anerbieten fand großen Beyfall in Rom; das Verlangen aber eines allgemeinen Bündniſſes gegen die Türken zeigte außerordentliche Schwierigkeiten, ſo vortheilhaft auch der Zeitpunkt war, dieſe Barbaren, die ſo oft Europa zittern machten, auf ewig aus dieſem Welttheil zu vertreiben. Der Kayſer hatte innerliche Unruhen zu ſtillen; der König von Spanien dachte auf nichts ſo ſehr, als auf einen Krieg mit England, wozu alle Kräfte der Monarchie aufgeboten wurden; die Venetianer fanden damals bey einem Türkenkriege nicht ihre Rechnung, und der Papſt, dem die Eroberung von Neapel vorzüglich am Herzen lag, war auch gar nicht geneigt, dieſen und andre Entwürfe aufzugeben, um einen Kreuzzug zu befördern. Der Geſandte wurde nach einem zweymonatlichen Aufenthalt entlaſſen, während welcher Zeit er auf Koſten der apoſtoliſchen Kirche unterhalten worden war. Der Papſt ſagte ihm bey der Abſchieds-Audienz, daß es ihm ſehr leid ſey, alle Fürſten von Europa für jetzt außer Stand zu ſehen, ſich mit einem Monarchen zu verbinden, für deſſen Wohl, ſo wie für die Wohlfahrt ſeines Reichs er Gott anflehen würde. Mit dieſer von vielen Geſchenken und Ehrenbezeigungen begleiteten Antwort reiſ'te der Geſandte ab.

Die

Die großen Zurüſtungen des Königs von Spanien England zu unterjochen wurden indeſſen unabläſſig betrieben. Sixtus, der nichts mehr wünſchte, als dieſen Monarchen in einen langwierigen und gefährlichen Krieg zu verwickeln, um ſeine Abſicht auf Neapel deſto leichter auszuführen, gab der Unternehmung ſeinen ganzen Beyfall, und verſprach ſeiner Seits mit einer Million Römiſcher Thaler die Spanier zu unterſtützen, ſobald ſie in England gelandet ſeyn würden. Philip, der Beherrſcher der Minen von Peru und Mexico, hatte Mangel an Gelde; er bat daher den Papſt dringend, wenigſtens die Hälfte der verſprochenen Summe vorauszugeben. Dieſe Bitte erhielt durch die nachdrücklichen Vorſtellungen des Herzogs von Parma, als Feldherrn der Spanier, ein großes Gewicht, der ſelbſt einen Vertrauten nach Rom ſchickte, um dem Papſt den elenden Zuſtand der Armee in den Niederlanden zu ſchildern. Sixtus aber, der vielleicht der Unternehmung nicht den beſten Erfolg prophezeyete, blieb unbeweglich, und wollte erſt die Landung abwarten; dagegen zeigte er ſich nicht ſaumſelig, dem Churfürſten von Cölln beyzuſpringen, der von ſeinen Feinden ſehr gedrängt wurde, und vom Papſte eine anſehnliche Unterſtützung an Gelde erhielt.

LIBRARY

Sixtus machte nun in Begleitung seines ganzen Hofstaats eine Reise nach Civita Vechia, wo er die sechzehn neuerbauten Galeeren einsegnete, die angelegten Vestungswerke besah, und sie mit neuen zu vermehren befahl. Bald nachher lief die sogenannte unüberwindliche Flotte aus den Spanischen Häfen, wohin aber auch in kurzem der kleine Ueberrest zertrümmert von den Elementen und Menschen zurückkehrte. Der Papst schickte deßhalb an Philip ein Trostschreiben; gegen den Botschafter Olivarez aber äußerte er seine Verwunderung über die schlechten Maaßregeln der Spanischen Minister und Feldherren, wobey er nur allein den Herzog von Parma ausnahm, und diesem Feldherrn öffentlich bey allen Gelegenheiten die größten Lobsprüche ertheilte.

Philip beantwortete den Brief des Papstes nach der ihm eignen Art: Er bat, daß Sixtus mit ihm Gott für die Erhaltung des Ueberrestes der Flotte danken möchte; er machte ihm dabey Vorwürfe wegen seines geringen Eifers, womit er die katholischen Mächte gegen die Feinde des Glaubens unterstützte, und behauptete, er habe seine Flotte im Dienste der Kirche Christi verlohren, daher diese mehr als er Ursache zu trauern habe. Philip hatte schon lange um die Heiligsprechung des Didatius von Alcala angesucht, des-

deſſen verrichtete Wunder in Rom etwas langſam unterſucht wurden. Die Sache des Heiligen aber lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß noch in der nehmlichen Woche, als dieſer Monarch die unglückliche Nachricht von ſeiner Flotte erhielt, er an Olivarez ſchrieb, auf die baldige Vollendung dieſes Geſchäfts zu dringen. Er wollte das Feſt des Heiligen mit außerordentlichem Gepränge begehn, wobey er ſagte, daß es die Pflicht eines Königs ſey, der ſo viel dem Meer gegeben, auch etwas dem Himmel zu geben. Der Papſt erfüllte ſein Verlangen, und Didatius wurde feyerlich in der Liſte der Heiligen aufgeſtellt. Es ſchien, als ob Sixtus den König Philip wegen dieſer bewilligten nutzloſen Farce verhöhnen wollte; denn er ſelbſt verherrlichte das Feſt durch eine nützliche, menſchenfreundliche Stiftung. Er ſetzte jährlich dreytauſend Römiſche Thaler aus, um gefangene in den Händen der Türken und Seeräuber befindliche Sclaven loszukaufen, wobey er verordnete, daß man beſonders auf die ärmſten und verlaſſenſten Rückſicht nehmen, auch den im Kirchenſtaat gebornen den Vorzug geben ſollte. Durch ſolche wohlgeordnete Wohlthaten, durch die zahlreichen Almoſenausſpendungen an arme mit Kindern belaſtete Wittwen, und durch die ungeheuren Summen, die er auf die Verſchönerung Roms wandte, widerlegte er hinreichend die-

diejenigen, die ihn des Geitzes beſchuldigten.

Noch mehrere Heiligen wurden unter der Regierung des Sixtus canoniſirt. Unter dieſen befanden ſich zwey von großem Range, die noch in unſern Tagen abgöttiſch verehrt werden, und reiche Opfer erhalten. Dieſe wunderthätigen Menſchen waren: Der heilige Antonius von Padua, und der heilige Januarius, Schutzpatron von Neapel, ſeiner Profeſſion ein Märtyrer und Biſchof dieſer Stadt, deſſen Blut jährlich, und zwar noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Prieſterkünſte zur Erbauung des abergläubigen Pöbels fließend gemacht wird.

Heinrich III, König von Frankreich, fuhr fort, der Welt das Beyſpiel einer höchſt elenden Regierung zu geben. Bürgerkriege, wovon bald der Fanatiſmus, bald die Politik die Bewegungsgründe waren, zerriſſen damals dieß unglückliche Land. Die mächtige Familie der Guiſen war dem König ein Dorn im Auge; er nahm daher den Meuchelmord zu Hülfe, und ließ erſt den Herzog von Guiſe, das Haupt der Ligue, hernach den Cardinal von Guiſe durch ſeine Soldaten niedermachen; auch der Cardinal von Bourbon und der Erzbiſchof von Lyon wurden in Verhaft genommen. Heinrich befand ſich

je-

jedoch nach dieſer ſchändlichen That in großer Angſt, in der Ueberzeugung, daß Sixtus über die Ermordung zweyer ſo vornehmen Prälaten wüthen, und die Spanier ſowohl als die Franzöſiſch-Verbündeten die That in ihrer ganzen Schwärze am päpſtlichen Hofe aufſtellen würden. Ein in der nehmlichen Stunde abgeſandter Courier an ſeinen Bothſchafter in Rom, Marcheſe Piſani, brachte dieſem den Auftrag, das Geſchehene nach Möglichkeit beym Papſt zu rechtfertigen, und um ſeine Abſolution zu bitten. Noch ehe aber Piſani zur Audienz gelangte, hatte Sixtus ſchon von allem Nachricht bekommen, die ihn in ſolchen Zorn verſetzte, daß er mit den Füßen ſtampfte, und allen Anweſenden Furcht einjagte. Gondy, ein andrer Abgeordneter Heinrichs, vereinigte ſich nun mit dem Bothſchafter, die Sache ihres Herrn zu beſchönigen. Sie ſtellten dem Papſt vor, daß die Guiſen Rebellen geweſen wären, die den König ſelbſt aus ſeiner Hauptſtadt getrieben hätten; daß ihre uſurpirte Gewalt es unmöglich gemacht habe, ſie vor Gericht zu ziehen, um ſie nach der geſetzlichen Form zu beſtrafen; kurz, daß Heinrich, wenn er anders ſeine Krone und ſein Leben hätte ſichern wollen, zu dieſem Mittel habe ſchreiten müſſen. Sixtus wollte alle dieſe Entſchuldigungen nicht anhören; er ſagte, der Kö-

nig

nig habe die göttlichen und menschlichen Gesetze übertreten, und überdieß erstrecke sich seine Macht nicht über Prälaten, deren Richter die Kirche allein wäre. Er sagte: „Euer König betrachtet „mich als einen unwissenden Mönch, wißt aber, „daß Ihr mit einem Papst zu thun habt, der „stündlich bereit ist, Blut in Strömen fließen „zu machen, wenn die Ehre und die Vortheile „der Kirche es verlangen.“ Am meisten war er über seinen Legaten in Frankreich, den Cardinal Morosini, aufgebracht, der in der That durch sein gelassenes hofmänniſches Betragen, selbst nach dem Verhaft der Prälaten, den König zu den weitern Schritten veranlaßt hatte. Sixtus nannte ihn im öffentlichen Consistorio einen Verräther und Feind des heiligen Stuhls, und drohete, ihm den Purpur zu nehmen. Er stellte den Cardinälen in einer nachdrucksvollen Rede sowohl den durch diesen Mord ihrer Würde angethanen Schimpf, als den Verlust ihrer Privilegien vor, und schwur, keinen Menschen mehr auf Empfehlung irgend einer Krone zum Cardinal zu ernennen. Er sagte: „Niemand von Euch „ist des Lebens sicher, wenn der Mord Eures „Mitbruders ungestraft bleibt. Wollt Ihr dabey „unempfindlich seyn, so ist dieß doch keine Re„gel für mich. Mein erhabner Posten verbindet „mich Gerechtigkeit zu handhaben. Sagt mir

„kein

„kein Wort von üblen Folgen, und von dem „Unglück, das die nöthigen Maaßregeln sowohl „für Frankreich, als für die Kirche haben könn„ten. Wenn die Rede von Gerechtigkeit ist, so „muß man bloß seine Pflicht vor Augen haben, „und nichts fürchten, als allein Gott zu miß„fallen.“

Der Papst ernannte eine Congregation von Cardinälen, um die Sache aufs gründlichste zu untersuchen. Ganz Europa war auf die Entscheidung aufmerksam. Nach fünf Monaten erklärte Sixtus dem König Heinrich, daß er innerhalb sechzig Tagen sowohl die beyden gefangenen Prälaten in Freyheit setzen, als auch, entweder in Person, oder durch einen Abgeordneten in Rom erscheinen, und von seinem Betragen Rechenschaft ablegen sollte, wenn er nicht förmlich in den Bann gethan seyn wollte. Dabey verordnete er, daß weder der König noch seine Mordgenossen von jemand anders als allein vom Papst die Absolution erhalten könnten.

Heinrich hatte, um den Papst zu besänftigen, einige der angesehensten und beredtesten Franzbsischen Prälaten nach Rom geschickt; da aber Sixtus unbeweglich blieb, so reis'ten sie alle in Begleitung der andern Abgeordneten und des Botschafters Pisani nach Frankreich zurück, und erklär-

erklärten, ſobald ſie den Kirchenſtaat verlaſſen hatten, daß die eigenſinnige Strenge des Sixtus die Kirche der Gefahr ausſetze, das Königreich zu verlieren, ſo wie Clemens VII. England verloren habe. Der Termin der Erſcheinung war bis auf einige Tage verfloſſen, als ein andrer Meuchelmord den Proceß endigte. Der König Heinrich nehmlich wurde zu St. Cloud, mitten unter ſeinem Heere, womit er Paris belagerte, von Clement, einem Jakobinermönch, ermordet.

Der von der Vorſehung zum Thron beſtimmte König Heinrich von Navarra, das Muſter guter Herrſcher, ſetzte nun den Krieg gegen die Liguiſten fort, die ungeachtet ihrer dringendſten Vorſtellungen ſo wenig jetzt, wie vormals, die geringſte Hülfe vom Papſte erhalten konnten. Der Legat in Frankreich wies ihnen in der Noth von den päpſtlichen Geldern 50,000 Römiſche Thaler an, womit jedoch der Papſt ſehr unzufrieden war. Seine Achtung für Heinrich wurde immer gröſſer, ſo daß, als man einſt nach einem Treffen das Gerücht von Heinrichs Tode in Rom verbreitete, Sixtus öffentlich ſagte: „Wenn ſich die „Nachricht beſtätigt, ſo muß man geſtehn, daß „ein groſſer Regent geſtorben iſt.“ Ungeachtet ſeines Bannfluchs erkannte er doch ſchweigend, ja endlich ſelbſt mündlich gegen ſeine Miniſter und

Ver-

Vertrauten, das Recht dieſes Monarchen zur Thronfolge, und erwartete deſſen Uebergang zur Römiſchen Kirche. Die Spanier waren über dieſe Nachſicht des Papſtes äußerſt aufgebracht; von allen Seiten erſchienen Schmähſchriften, worin der Charakter des Sixtus auf das grauſamſte gemißhandelt, und er geradezu ein Ketzer genannt wurde. Philip vergaß alle Mäßigung, und ließ durch ſeinen Bothſchafter Olivarez gegen das päpſtliche Verfahren proteſtiren. Er gewann dadurch doch nichts, als daß Sixtus einen tödtlichen Haß auf dieſen geſchickten Miniſter warf, ihn nicht mehr vor ſich laſſen, ja nicht länger als Bothſchafter anerkennen wollte. Er ließ ſich jedoch wieder etwas beſänftigen, und Olivarez fuhr noch eine Zeitlang fort, die Geſchäfte ſeines Monarchen zu beſorgen.

Sixtus, erhabener als ſein Jahrhundert, erleuchteter am Verſtande und größer an Geiſt wie alle ſeine Vorgänger, hatte die unter dem Namen der Vulgata bekannte Bibel drucken laſſen, worüber die Prieſter und Andächtler laut murreten. Der Papſt verlachte dieß Geſchrey, ließ die Bibel ins Lateiniſche überſetzen, und befahl deren Bekanntmachung durch eine ſehr weitläuftige Bulle. Nun gerieth alles in Bewegung, und man glaubte die Kirche in der äußerſten Ge-

fahr. Einige bigotte Cardinäle verbanden ſich mit dem Spaniſchen Botſchafter, dem Papſt die Sache als ein Scandal vorzuſtellen, weil, wie ſie ſagten, die Ketzer durch dieß Mittel von ihrem Glauben abtrünnig gemacht würden. Sixtus verlachte ihre elenden Argumente, und ſagte: „Es iſt für Euch Ignoranten, die Ihr kein „Latein verſteht, daß ich dieſe Italieniſche Ue„berſetzung habe machen laſſen.“ Die Cardinäle wandten ſich nun an den König von Spanien, und baten ihn ſeine Italieniſche Staaten gegen die Gefahr dieſer Neuerung zu ſichern. Es bedurfte in gegenwärtigem Fall keiner wiederholten Erinnerung bey einem Monarchen, deſſen blinder Religionseifer vielleicht mehr Blut wie Nero hätte fließen laſſen.

Die Unruhen in Frankreich kamen indeſſen ihrem Ende immer näher. Die Spanier, die Ligue, die Anhänger Heinrichs, alle bemühten ſich den Papſt auf ihre Seite zu ziehn, der jetzt den Cardinal Cajetano als Legaten nach Frankreich ſchickte, mit dem Auftrag, ſich gegen Heinrich ſo lange neutral zu bezeigen, als noch irgend Hoffnung zu ſeiner Religions-Veränderung vorhanden wäre, wenn aber dieſelbe wirklich geſchähe, ſo ſollte er ſich öffentlich für ihn erklären. Der Legat befolgte jedoch nicht dieſe Befehle,

und ließ ſich von den Spaniern gewinnen, wodurch er ganz das Vertrauen des Papſtes verlor. Die Macht, Heinrich zu erheben, oder zu vernichten, und dadurch Frankreich ſeinen beſten König und der Geſchichte einen der Menſchheit werthen Namen auf ewig zu rauben, hing nur ganz allein von Sixtus ab. Da nun die päpſtliche Erklärung gegen Heinrich nicht erfolgte, ſo verlor die Ligue allen Muth, und die Venetianer, welche die Geſinnungen des Papſtes ſo gut kannten, glaubten berechtigt zu ſeyn, ſich auf Heinrichs Seite zu ſtellen. Dieſe Republik war die erſte Macht Europens, die ihn öffentlich als König von Frankreich anerkannte, und ihm Hülfe verſprach. Heinrich vergaß nie dieß großmüthige Anerbieten, und war eben ſo ſehr von dem Betragen des Papſtes gerührt. Er ließ denſelben durch den Herzog von Luxemburg ſeiner ewigen Dankbarkeit verſichern, mit der Aeußerung, daß ſein vortreffliches Verfahren gegen ihn des gemeinſchaftlichen Vaters der Chriſten würdig ſey.

Die Krone Polen war damals ſo wie in unſerm Jahrhundert ein Gegenſtand der Kriege, des Ehrgeitzes, der große Zweck zahlloſer Intriguen und Cabalen. In dieſem Kronenkampf hatte Maximilian von Oeſterreich, Bruder des

Kayſers Rudolph, dem König Sigismund untergelegen, und war gefangen genommen worden. Dieſe Gefangenſchaft, verbunden mit einer ſchlechten Behandlung, ſetzte alle Höfe in Bewegung. Sixtus war keiner der letzten, die ſich des Unglücklichen Thron-Candidaten annahmen, deſſen Wahl zu befördern, er ſelbſt 22,000 Zechinen nach Pohlen geſchickt hatte. Der Cardinal Aldobrandini, ein Mann von] großen Fähigkeiten und einnehmendem Charakter, wurde jetzt mit großer Vollmacht verſehn und als Legat dahin geſandt, der auch in kurzer Zeit alle damit verbundene große Schwierigkeiten überwand, beyde Theile ausſöhnte, dem Herzog Maximilian die Freyheit, und den Polen Frieden verſchafte. Der Legat wurde von dieſer Nation wie ein Schutzengel betrachtet, man wehklagte über ſeine Rückreiſe, und ganze Schaaren von Edelleuten begleiteten ihn bis an die Gränzen des Königreichs. Ehrenbezeigungen mancherley Art erwarteten ihn auf ſeinem ganzen Wege bis an die Mauern Roms, wo ihn auf Befehl des Papſtes, der vornehmſte Adel, die Prälaten, ja das heilige Collegium ſelbſt in Proceſſion einholten. Um die Achtung für den triumphirenden Friedensſtifter noch zu erhöhn, erzeigte ihm Sixtus eine Ehre, die noch keinem Cardinal widerfahren war; er ſandte ihm ſeine Staats-Caroſſe nebſt einem

Theil

Theil der päpstlichen Leibwache, und so wurde er zur Audienz geführt, wo ihn Sixtus, der keinen niedern Neid kannte, mit offenen Armen empfing.

So sehr aber auch die auswärtigen Angelegenheiten und sein Entwurf auf Neapel den Papst beschäftigten, so wurde dennoch in seinen eignen Staaten nichts vernachlässigt; auch hatte er nun im heiligen Collegio an dem Cardinal Aldobrandini einen sehr fähigen Mann gefunden, der ihn als Minister unterstützen konnte. Es wurden viele Gesetze gemacht. Eins derselben betraf den Luxus in Kleidern, der in kurzem so eingeschränkt wurde, daß man allenthalben die einfachsten Trachten sah. Jedermann, Arme sowohl wie Reiche, selbst die Bettler, wurden vor ihn gelassen, und ihr Gesuch angehört. Die Wittwen und Waisen fanden an ihm ihren thätigsten Beschützer, und alle Kläger gegen ihre Obern den aufmerksamsten Zuhörer. Viele Mißbräuche in den Klöstern, die niemand besser als Sixtus kannte, wurden abgeschafft; ja er hatte den Entwurf einer großen Reformation des ganzen Priesterstandes gemacht, wobey die meisten Mönchsorden aufgehoben werden sollten, allein sein Tod verhinderte die wohlthätige Ausführung.

Sixtus bewilligte dem Römiſchen Volk eine noch nie im Carneval gehabte Freyheit. Die Schauſpiele und Luſtbarkeiten aller Art wurden vervielfältigt, von der Regierung geordnet, und beſchützt. In allen Provinzen des Kirchenſtaats geſchah ein Gleiches. Den Ausbrüchen der Freude und der Fröhlichkeit war kein Ziel geſetzt; nur Beleidigungen und Unanſtändigkeiten waren aufs ſchärfſte unterſagt; daher auch in der großen Straße, il Corſo, dem Theater des Frohſinns, Schnellgalgen zur Verrenkung der Glieder und mit den nöthigen Stricken verſehn, aufgerichtet waren; eine Methode, die als Zaum des Pöbels noch heut zu Tage zur Carnevals-Zeit beobachtet wird. Sixtus beſtrafte damit einen Stallmeiſter des Cardinals Serbelloni, weil er unter der Maske einigen Damen im Corſo unanſtändige Dinge geſagt, obgleich die Damen darüber gelacht hatten; ein Schneider aber, der einem Kammeraden in dieſen Stunden des Vergnügens einen Fauſtſchlag gab, mußte auf die Galeeren wandern. Mehr Beyſpiele waren nicht nöthig, um alle Unordnung zu verbannen. Ueberhaupt hörte man ſchon im dritten Jahre ſeiner Regierung ſehr ſelten von Verbrechen; daher der Gouverneur von Rom auch eines Tages zu ihm ſagte, daß die Criminal-Richter ſowohl in der Stadt, als in den Provinzen, faſt gar nichts

zu thun hätten. Seine Absicht war, dem Papst wegen dieser Sittenveränderung zu schmeicheln. Sixtus aber sagte: „Sie wird nicht von Dauer „seyn; denn ich bin überzeugt, daß die Römer un„ter der nächsten Regierung eben so zügellos wie „sonst seyn werden.“ Diese Prophezeihung traf auch richtig ein.

Sixtus schlief wenig. Wenn wichtige Angelegenheiten seinen Geist beschäftigten, so arbeitete er die ganze Nacht durch, auch mußte er sogleich geweckt werden, wenn ein Courier zur Nachtzeit ankam; denn er sagte: „Ich will „Herr von meinem Schlaf seyn, und nicht von „ihm abhangen.“ Er hielt jedermann mit Strenge zu seiner Pflicht an, und sparte bey deren Uebertretung weder Vorwürfe noch Drohungen; dabey aber war er aufmerksam auf die Vertheidigung der Angeklagten, wenn sie ohne Niedrigkeit, mit Gelassenheit und guten Gründen geschah. Die Päpste hatten die Gewohnheit gehabt, einige der vornehmsten Staatsämter, als die hohen Posten eines Schatzmeisters der Apostolischen Kammer, und des Vice-Cammerlengo, an ihre Creaturen zu vergeben. Sixtus aber machte diese Aemter kaufbar. Der Cardinal Castagna, für den der Papst immer noch die alte Achtung beybehielt, und den er als seinen

Nachfolger betrachtete, machte ihm deßhalb freymüthige Vorstellungen, erhielt aber zur Antwort: „Ist es recht, daß wir die Dienste unsrer „Staatsbeamten vorausbezahlen? Ich will dieſ„sen Gebrauch ändern, und mich von denen be„zahlen lassen, die in meine Dienste treten, und „ich rathe Ihnen, es eben so zu machen, wenn „Sie an meiner Stelle ſeyn werden.“ Er creirte auch neue Stellen; unter andern das Amt eines Ober-Archiv-Aufsehers, das er für eine große Summe verkaufte. So groß seine Begierde war, Schätze für die Bedürfnisse des Staats zu sammeln, und prachtvolle Unternehmungen auszuführen, so einfach war er in seinem Anzuge. Selbst seine Hemden wurden immer ausgebessert. (Wer wird nicht in diesen und andern Zügen eine Aehnlichkeit zwischen Sixtus und Preußens Friedrich finden?) Als seine Schwester um Erlaubniß bath, für bessere Wäsche sorgen zu dürfen, sagte Sixtus: „Unsere Erhebung muß „uns nicht unsern Ursprung vergessen lassen. Die „Lappen und Lumpen sind die ersten Wapen un„sers Hauses.“

Der Gedanke an seine niedrige Herkunft war überhaupt seinem Geiste immer gegenwärtig; daher seine große Herablassung, die er oft als Mensch zeigte, zu eben der Zeit, da er als

Papst

Papſt der ſtolzeſte Mann ſeines Jahrhunderts war. Eines Tages beſuchte er um Mittagszeit das von ihm ehmals bewohnte Franziſcaner-Kloſter, und begab ſich gleich beym Eintritt in die Stube des Pförtners, der eine Schüſſel mit ſchlechtem Oel zubereiteter Bohnen vor ſich hatte, die er mit einem hölzernen Löffel zu ſich nahm. Der Papſt ſetzte ſich neben ihn, ließ ſich auch einen hölzernen Löffel reichen, half ihm die Schüſſel ausleeren, und da ſein Appetit noch nicht geſtillt war, ſo mußte noch eine Schüſſel gebracht werden. Seine Begleiter erſtaunten über dieſe Mahlzeit, von welcher Sixtus ſagte, ſie würde ihm ſein Leben noch um zwey Jahre verlängern, ſo entfernt er auch ſeinen Tod hielt. Er dankte Gott mit folgenden Worten, die auf das Schickſal ſo vieler ſeiner Vorfahren anſpielten: „Gelobet ſey der Herr für die Gnade, daß ein „Papſt einmal in ſeinem Leben hat in Frieden „und Sicherheit eſſen können.“ Der Papſt ließ den Pförtner, der ein Layenbruder war, zur Belohnung ſeiner Bewirthung in den Orden als Prieſter eintreten, gab ihm ſeinen Segen, und ſagte: „Ich bin ehmals auch in dem Stande „geweſen, worin du jetzt biſt; mache daher, daß „du dereinſt auch in denjenigen kömmſt, worin „du mich ſiehſt.“

So ſehr auch Sixtus für ſeine Familie ſorgte, ſo bereicherte er ſie doch nicht auf Koſten des Staats, wie faſt alle Päpſte vor ihm gethan hatten. Der älteſte Sohn ſeiner Schweſter, den er unter dem Namen Montalto zum Cardinal gemacht hatte, war bey dem Tode ſeines Onkels im Beſitz ſo vieler geiſtlichen Aemter, Beneſizen und Würden, daß er hundert tauſend Römiſche Thaler Einkünfte hatte. Dem jüngſten gab Sixtus anſehnliche Güter; er mußte heirathen, und der Stammvater des neuen Hauſes Peretti werden. Die beyden Schweſtern dieſer Männer, die im Staube erzogenen Töchter der Wäſcherin Camilla, kamen durch Heirath in die zwey größten Familien Italiens, Colonna und Urſini. Beide Prinzeßinnen nahmen bald den Ton der großen Welt an, ja die älteſte, die Gemahlin des Conetable Colonna, wurde durch ihre Grazie und feinen Sitten das Muſter der Römiſchen Damen. Der Fürſt Colonna erhielt keinen andern Brautſchatz, als zur Bezahlung ſeiner Schulden, ein Darlehn von 400,000 Römiſchen Thalern ohne Zinſen, das er ſich verpflichten mußte, in ſieben Jahren an die Apoſtoliſche Kammer zurück zu zahlen. Sixtus verringerte die Penſionen und Päpſtlichen Schenkungen, ſo daß er dadurch allein jährlich 600,000 Römiſche Thaler erſparen konnte. Er hatte eine Freude über dieſe Erſparniſſe,

wisse, und führte oft das Sprichwort an: „Nichts „kann dem Golde widerstehn.“

Eine Menge von den Päpsten gegebene Bullen und Decrete, die theils ungerecht, theils unüberdacht waren, theils für die jetzigen Zeiten nicht mehr paßten, wurden vernichtet. Schon lange hatte man gewünscht, die Anzahl der Cardinäle auf hundert zu bringen. Sixtus aber bestimmte sie auf siebzig, welche Zahl so wie viele andre Gesetze und Einrichtungen dieses großen Regenten, auch bis jetzt unverändert geblieben ist. Er verordnete, daß im heiligen Collegio immer vier Cardinäle aus den Mönchsorden genommen, und niemals zwey Brüder, ja nicht einmal andre nahe Anverwandten, den Cardinals-Hut bekommen sollten. Die Gründe zu diesen und andern Verordnungen, waren in seinen Bullen umständlich angeführt; auch lud er seine Nachfolger ein, nach seinem Beyspiel Stellen im heiligen Collegio offen zu lassen, um beständig im Stande zu seyn, große Verdienste um die Kirche zu belohnen, und dringende Bitten gekrönter Häupter zu erfüllen, die man gern verbinden wollte. Er machte während seiner Regierung drey und dreyßig Cardinäle.

Wenn er gleich als Papst sich etwas nach den Umständen bequemte, so bestand er doch darauf, die

die geringsten Rechte als Regent auf das nachdrücklichste zu behaupten. Er hatte einen Streit mit Alphonsus, Herzog von Ferrara, wegen eines Gränzdorfs, wobey die Päpstlichen Beamten etwas eigenmächtig verfahren hatten. Der Marcheſe Polagni war in Rom Geſandter von Ferrara, und hatte ſich durch ſeine Verdienſte und große Gelehrſamkeit die Achtung des Sixtus in einem hohen Grade erworben. Die politiſchen Klagen des Polagni wurden jedoch nur kaltſinnig angehört, und da er damit fortfuhr, weigerte ſich der Papſt endlich ihm mehr Audienz zu geben. Der Geſandte aber wollte die Sache entſchieden wiſſen, und begab ſich eines Tages nach dem Päpſtlichen Pallaſt, mit der ausdrücklichen Erklärung, ihn nicht eher zu verlaſſen, bis er Audienz gehabt hätte. Sixtus, von dem man nie etwas ertrotzen konnte, nahm nun keine Rückſicht mehr auf die vorige Achtung, und ließ ihm ſagen, wenn er ſich nicht gleich aus dem Pallaſt entfernte, ſollte er zum Fenſter heraus geworfen werden, und wenn er ſich nach Ablauf von zwey Tagen noch in Rom befände, würde er ihn auf einen Eſel ſetzen, und ſo zur Stadt hinaus führen laſſen.

Nichts was einen weiſen Regenten bey der Mitwelt und Nachwelt ehrwürdig machen kann, entging

entging seiner Aufmerksamkeit. Er war ein zu großer Freund der Geistes-Cultur und Gelehrsamkeit, um nicht auch in diesem Felde durch große Anstalten zu glänzen. Die vornehmste derselben war, die Erbauung der Vaticanischen Bibliothek; nichts wurde gespart oder versäumt, um sie zur zahlreichsten und prächtigsten in der Welt zu machen. Schon seit Entstehung der Christlichen Kirche hatte man daran gesammelt. Dieß war selbst von Heiligen und Märtyrern geschehn, daher auch die Bücher einige Jahrhunderte lang in der Lateran-Kirche aufbehalten worden waren, bis man sie endlich nach dem Vaticanischen Pallast brachte. Allein hier wurden sie an einem feuchten, dunkeln, und überhaupt sehr unbequemen Ort aufgestellt, wo ihre nahe Vermoderung gewiß war. Diesen Bücherschatz auf eine seiner würdigen Art zu retten, war eins der ersten Geschäfte seiner Regierung, und in drey Jahren war auch dieß große Werk zu Stande. Der dazu von Grund aus erbaute prächtige mit dem Vatican verbundene Pallast war sehr geräumig, und mit Wohnungen für die Bücheraufseher versehn. Die berühmtesten Mahler Roms bemühten sich, ihn durch ihren Pinsel zu verschönern. Nicht allein die Gemächer und Säle, sondern selbst die Mauern von innen und aussen wurden bemahlt. Die äußern Gemählde stellten

ten die Wiſſenſchaften, die Künſte, und die Tugenden unter Sinnbildern dar. Im Innern ſahe man die mit hiſtoriſchen Inſchriften gezierten Abbildungen der ſechszehn großen Kirchenverſammlungen, von der erſten zu Nicea gehalten, bis zu der im ſechszehnten Jahrhundert berühmten Tridentiniſchen, womit dieſe von den Päpſten geleitete Prieſter-Schauſpiele wahrſcheinlich auf immer geendigt wurden. Andre Gemählde, auch mit zweckmäßigen Inſchriften verſehn, waren dem Andenken der berühmteſten Bücherſammlungen der Vorwelt gewidmet; es wurden hier geſchildert: die Bücher der Juden, die wegen ihres Alters und ihrer Verbindung mit der chriſtlichen Lehre hier den erſten Platz einnahmen; die in Babylon befindliche Bibliothek der Chaldäer; die Bibliothek der Griechen zu Athen; die von Auguſt errichtete Palatiniſche Bibliothek in Rom; die Bibliothek zu Alexandria in Egypten, die berühmteſte von allen; die Bibliothek zu Jeruſalem, die der heilige Alexander, Biſchof und Märtyrer unter der Regierung des Decius ſammelte; die von dem heiligen Pamphilus geſtiftete Bibliothek zu Cäſarea; die Apoſtoliſche Bibliothek zu Ehren des heiligen Peter, der alle zur chriſtlichen Religion gehörigen Bücher geſammelt haben ſoll. Die letzte durch Gemählde verſinnlichte Bibliothek war die Päpſtliche. Außerdem ſahe

man

may auf allen den großen Saal stützenden Säulen die mit unterrichtenden Inschriften gezierten Bilder aber durch Erfindung der Schriftzeichen und der Wissenschaften berühmt gewordenen Menschen, als: Adam, bezeichnet mit dem Namen des ersten Erfinders; die Kinder Seths, die die Kenntnisse der Himmelskörper auf zwey Säulen eingruben; Abraham, als Erfinder der Syrischen und Chaldäischen Buchstaben; Moses, als Erfinder der ältern Hebräischen, und Esdras, als Erfinder der neuern Hebräischen Buchstaben; der Egyptische Mercur, der die der Religion gewidmete Schriftzeichen den Egyptern lehrte; der Egyptische Hercules, der die Phrygischen Buchstaben erfand; Memnon, der die Egypter in der Kunst zu schreiben unterrichtete; Jesis, Königin von Egypten, die zuerst in ihrem Königreich die Buchstaben der Landessprache erfand; Phoenix, der die Buchstaben den Phoeniciern lehrte; Cadmus, der Erfinder von sechszehn Griechischen Schriftzeichen; Linus von Theben; Cecrops, König von Athen; Epicharmes aus Sicilien; Simon von Milet und Palamedes, sämmtlich auch als Erfinder Griechischer Buchstaben; Pythagoras, der zuerst sich der Schriftzeichen bediente, und sie im bürgerlichen Leben anwendbar machte; Nicostrata, die Mutter des Evander, Königin von Arcadien, als Erfinderin der

lateiniſchen Buchſtaben; Demaratus von Corinth, als Erfinder der Toſcaniſchen; der Kayſer Claudius, weil man ihm die Erfindung von drey lateiniſchen Buchſtaben zuſchreibt; der heilige Chryſoſtomus, als Erfinder der Armeniſchen Buchſtaben; endlich Chriſtus, als Urheber der himmliſchen Lehre, und der Papſt als Statthalter Chriſti.

In den Sälen und Zimmern, wo die Bücher und Manuſcripte aufbehalten wurden, ſahe man die Bildniſſe von Kirchenvätern, Gelehrten und Heiligen. Die auf den Gebrauch der Bücher Bezug habenden Päpſtlichen Verordnungen ſowohl, als die Geſchichte der Bibliothek ſelbſt wurden mit goldenen Buchſtaben auf Marmortafeln gegraben, und in den Sälen aufgeſtellt. Sixtus ſparte weder Mühe noch Koſten, dieſe Sammlung durch Bücher und Handſchriften aus allen Sprachen und aus allen Ländern zu vermehren, wozu die ausgeſandten Miſſionarien viel beytrugen. Er ließ auch in der Nähe der Bibliothek eine große Druckerey anlegen, vorzüglich beſtimmt, die Bibel in allen Sprachen, und die Werke der Kirchenväter zu drucken. Beza, ein berühmter Gelehrter der damahligen Zeit, erhielt dazu den Auftrag. Er erfüllte ihn, und im Jahr 1588 ſahe man aus dieſer Druckerey die Bibel

in

in lateinischer Sprache hervorgehn, der bald nachher eine italienische Uebersetzung derselben folgte.

Die Andächtler und das gemeine Volk, die sich bey dem sinnlichen Gottesdienst und ihrem groben Aberglauben ganz wohl befanden, und jede Prüfung und Belehrung verachteten, wüteten über diese Erscheinung, die nach ihrer Meinung den schleunigen Untergang der Kirche unfehlbar bewirken würde. Niemand aber war wegen dieser Bibelbekanntmachung so aufgebracht, als der bigotte Philip von Spanien, der den Papst um die Unterdrückung dieses Werks auf das dringendste bat, und im widrigen Fall drohte, sich der von Gott verliehenen Macht zu bedienen, die Reinigkeit der Catholischen Religion zu erhalten. Der Graf Olivarez bekam den Auftrag, diese Erklärung zu machen. Der Papst ließ ihm seine lange Rede endigen, ohne sie zu unterbrechen; als aber der Botschafter alles erforderliche gesagt hatte, und die Päpstliche Antwort nicht erfolgte, bath er um die Meinung Sr. Heiligkeit. „Meine Meinung, versetzte Sixtus mit zornigen Blicken, ist: Sie Herr Botschafter zum Fenster hinauswerfen zu lassen.“ Hierauf wandte er dem Spanier verächtlich den Rücken zu, der nach Hause eilte, und schon die Häscher hinter sich zu haben glaubte.

In Spanien hielt man noch mehr wie in Italien wegen dieser Bibel die Kirche dem Untergang nahe. Der König Philip berief die vornehmsten Theologen in sein Conseil, um mit ihnen über die Mittel zu berathschlagen, wie man die drohende Gefahr abwenden könne. Die Meinung fiel dahin aus, daß der König nach seinem Gewissen verbunden sey, ein aus allen Bischöfen und allen Doctoren der Theologie seines Reichs bestehendes Nationa-

nal-Concilium zusammen zu rufen, diesen Schritt zwar dem Papst zu melden, wenn er sich aber widersetzte, ihn selbst vor diese Kirchenversammlung zu citiren, ihn seiner Würde zu entsetzen, und einen neuen Papst zu erwählen. Dieser heftige Entschluß wurde den Spanischgesinnten Cardinälen insgeheim mitgetheilt, besonders dem Cardinal von Toledo, der im Geruch der Heiligkeit lebte, und der erste war, der diese gewaltthätige Maaßregeln billigte. Das Concilium sollte zu Sevilla gehalten werden. Nun aber kam es darauf an, wie man dessen Zusammenberufung dem Papst bekannt machen sollte. So sehr auch der Spanische Botschafter vor der Rache des Sixtus zitterte, so glaubte er dennoch ohne Rücksicht auf eigne Gefahr den Auftrag seines Hofes erfüllen zu müssen. Um jedoch seine persönliche Sicherheit nicht so ganz hintanzusetzen, so beschloß er ihm das Notifications-Schreiben nicht im päpstlichen Pallast, sondern auf der öffentlichen Straße bey einer Procession zu übergeben, die am Weynachtsfest gehalten werden sollte.

Sixtus wurde den Abend zuvor durch seine Spione von allem unterrichtet; er ließ sogleich den Gouverneur von Rom rufen, und sagte ihm, daß dießmal die Processions-Ordnung ganz anders wie sonst eingerichtet werden müßte: „Zweyhundert Häscher, sagte er, müssen Reihenweise unmittelbar vor mir marschiren. Sie, Herr Gouverneur aber, halten sich dicht an meiner Seite, und lassen hinter Sich den Henker mit einem Strick in der Hand nachtreten, und wenn jemand die Verwegenheit haben sollte, den Zug zu unterbrechen, um mir eine Schrift zu übergeben, so befehle ich, daß er ohne weitern Proceß auf der Stelle aufgehenkt werden soll.“

„soll, es mag ein Prinz, ein Cardinal, oder ein „Gesandter seyn.“ Dieser sonderbare Befehl wurde gleich in Rom bekannt; die Procession geschah zum Erstaunen des Volks nach vorgeschriebener Art, und die Ueberreichung der Schrift unterblieb.

Nun schrieb Sixtus selbst an Philip und erklärte ihm, daß er Olivarez nicht länger als Botschafter anerkenne, ihm selbst aber ließ er sagen, daß er keinen Rang mehr habe, und jetzt bloß wie ein Privatmann zu betrachten sey. So sehr Philip auch über diese Kränkung erbittert war, so hatte ihn doch die Entschlossenheit des Sixtus so sehr besiegt, daß er den Entwurf seiner Kirchenversammlung aufgab, den Papst jetzt mit Behutsamkeit behandelte, und auch ohne weitere Klagen den Olivarez aufopferte. Der Herzog von Cessa kam an seine Stelle.

Der Papst fing jetzt an, ernstlich an die Ausführung seines Entwurfs auf Neapel zu denken. In Civita Vecchia waren seine Arsenäle und Magazine gefüllt, die er von Zeit zu Zeit in der Stille besuchte. Nun ließ er auch Truppen gegen die Neapolitanischen Gränzen rücken, unter dem Vorwande, die Einfälle der Banditen zu hemmen, die wirklich Schaarenweise die Gränzörter des Kirchenstaats heimsuchten. Er selbst begab sich nach Terracina, und gab als Veranlassung zu dieser Reise seine Absicht an, die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Der Spanische Vice-König von Neapel gab vor, die Banditen-Jagd auch von seiner Seite zu unterstützen, und zog daher 4000 Mann der besten Truppen unter dem Commando des Grafen Spinelli, eines erfahrnen Feldherrn, in den dortigen Gegenden zusammen, wobey er den Papst durch seinen Sohn complimentiren ließ. Die weitern Unternehmun-

gen wurden nun auf eine andre Zeit verſchoben; und Sixtus kam nach Rom zurück.

Dieſe Reiſe war das Ziel ſeines großen Lebens, ſeiner kurzen aber ſehr thatenvollen Regierung. Sein Tod wurde von ſo vielen Mächtigen der Erde ſehnlich gewünſcht, und ſo fand man endlich auch Mittel die Erfüllung dieſes Wunſches zu beſchleunigen. Er unterwarf ſich bey ſeiner Nahrung den Regeln einer klugen Diät, und da er längſt einen Anſchlag auf ſein Leben ahnete, ſo wurde in ſeiner Küche alle nur mögliche Behutſamkeit gebraucht; der Koch durfte die Speiſe nicht aus den Augen laſſen, und auch mit niemand Umgang haben. Er ſagte ſelbſt zu ſeinem Arzt: „Die Spanier ſind ſo müde, mich länger „als Papſt zu ſehen, daß ſie gewiß Mittel ſu„chen werden, meine Tage zu verkürzen.“ Endlich aber, vier Monat vor ſeinem Tode, ſtellte ſich bey ihm ein bedenklicher außerordentlicher Kopfſchmerz ein, der ihn nie verließ. Selten kam er ins Bette, und immer nur auf kurze Zeit, weil die Ruhe ſeinen Schmerz vermehrte, und er nur bey ſtarken Bewegungen einige Linderung fand. Die Staatsgeſchäfte wurden jedoch keinen Tag unterbrochen; er arbeitete und gab Audienz ſelbſt in den kränklichſten Stunden, indem er ſagte, daß ein Fürſt bis in den letzten Augenblick des Lebens mit ſeinen Pflichten beſchäftigt ſeyn müſſe, wobey er immer das berühmte Wort des Kaiſers Veſpaſian anführte: „Ein Regent muß ſte„hend ſterben.“ Als er ſein Lebensende fühlte, ließ er den Cardinal Caſtagna zu ſich rufen, den er immer noch als ſeinen Nachfolger betrachtete, empfahl ihm verſchiedene Angelegenheiten der Kirche und des Staats, und gebot ſeinem Neffen, dem Cardinal Montalto, die Ernennung des Caſtagna zur päpſtlichen Würde aus allen Kräften

zu unterstützen. Mitten unter diesen Geschäften entfloh seine große Seele.

Dieser Tod erfolgte des Abends am 23sten August 1590. und erregte so sehr die Freude des unedelmüthigsten aller Könige, Philip II., als die Betrübniß des edelmüthigsten Monarchen Heinrich IV., der bey dieser Nachricht ausrief: „Dieß ist ein Zug der Spanischen Politik; der „Himmel hat keinen Theil daran!“ Sixtus, grösser als sein Jahrhundert, wurde ein Opfer seiner aufgeklärten Denkungsart; denn nicht um die Ausbreitung der hierarchischen Gewalt, nicht um Kirchen-Güter und geistliche Immunitäten hatte er Streitigkeiten mit den der Catholischen Religion zugethanen Königen, vorzüglich mit dem Spanischen Nero, sondern bloß weil er die Ketzer, in Frankreich, in England, in Deutschland, in Geneve, und überhaupt in allen Weltgegenden nicht verfolgte, und besonders, die von ihm so sehr bewunderten, als von andern befeindeten Monarchen Heinrich IV. und Elisabeth nicht durch seine päpstliche Macht vernichtete, ja endlich selbst zum Scandal seiner barbarischen Zeitgenossen die Bibel drucken, und in die Landessprache übersetzen ließ.

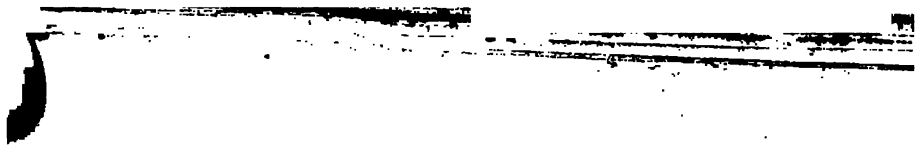
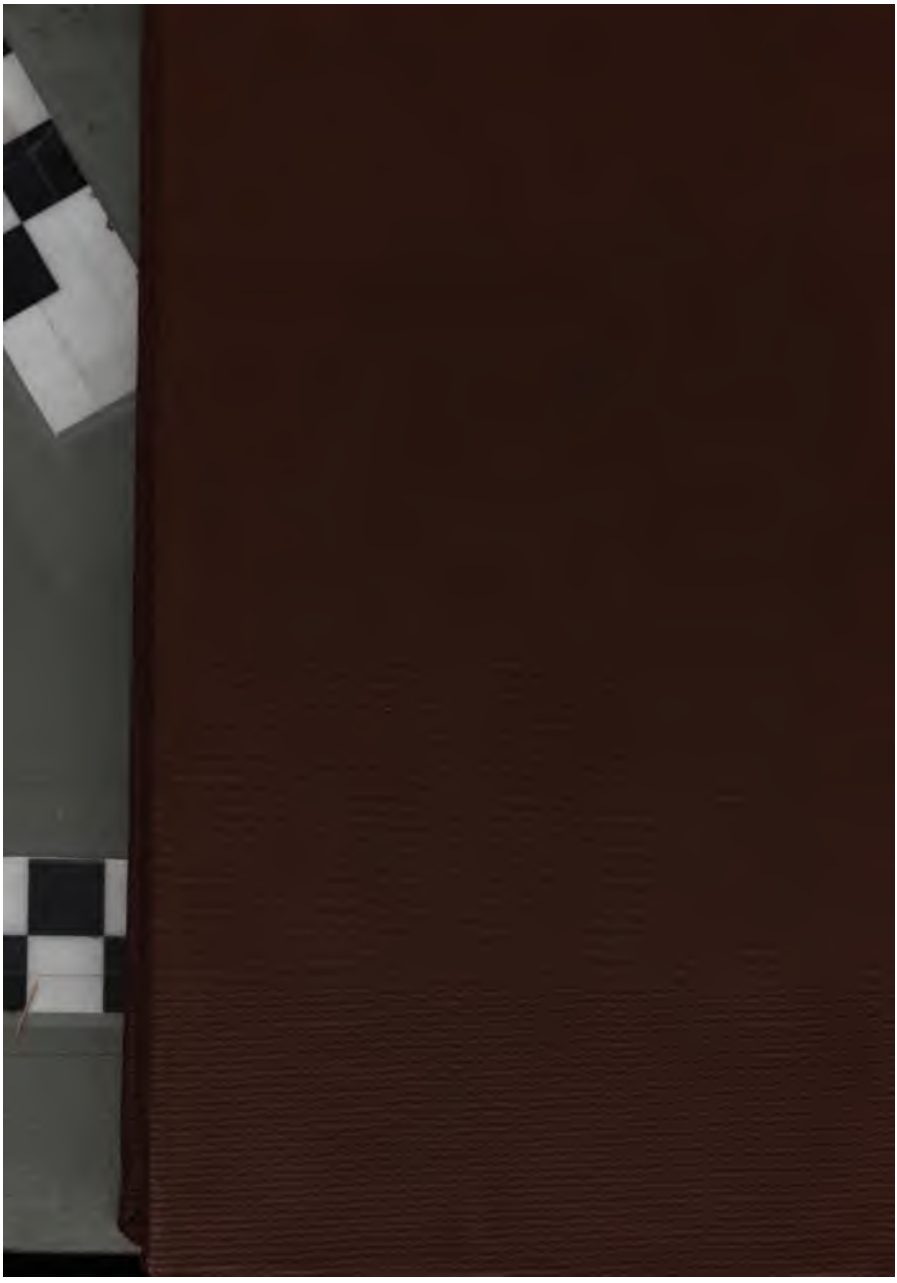
So starb Sixtus nach einer fünfjährigen Regierung. Nie that ein Herrscher, selbst unter den berühmtesten, in einem so kurzen Zeitraum so viel. Die in Rom seit Jahrhunderten herabgewürdigten Gesetze wurden durch Verehrung und genaue Ausübung geheiligt, und wenn gleich nicht die Verbrecher, doch das Verbrechen vertilgt, das Laster vermindert, und die Tugend verherrlicht. Weise Verordnungen, wohlthätige Stiftungen aller Art, und nutzvolle Unternehmungen ohne Zahl, sowohl zur Sicherheit des Staats, als zur Bequemlichkeit der Einwohner, in der

Hauptſtadt und in den Provinzen, und endlich die Ausführung großer prächtiger Entwürfe den Glanz der Künſte zu vermehren, und den menſchlichen Geiſt zu erheben, alle dieſe Handlungen bezeichnen eine jede Periode dieſer großen Regierung, unter welcher dennoch durch eine vortrefliche Staats-Oeconomie fünf Millionen Zechinen erſpart wurden; ein Schatz, der über hundert und achtzig Jahr unberührt blieb, bis er in unſern Tagen unter dem verächtlichen Pontificat Clemens XIII., ſonſt Rezzonico genannt, unter dem Vorwand der Volksnoth, angegriffen, aber nicht erſchöpft wurde. Die Geſchichte liefert vielleicht kein Beyſpiel von einem ſo lange unberührt gebliebenen Schatze. Kein deſpotiſcher Papſt, kein Römiſcher Staatsminiſter im Purpur, der mit dem päpſtlichen Siegel bewafnet durch neue Bullen, alte ſo leicht vernichtet, kein ehrſüchtiger, kein geldgieriger Nepote getraute ſich in dieſem ſo langen Zeitraum ſeine Hände nach dieſem Staatsheiligthum auszuſtrecken, das der Name Sixtus wie ein Talisman beſchützte. Wenn alſo Rom und der Kirchenſtaat dereinſt bedrängt werden ſollten, wird der längſt verſtorbene Papſt Sixtus V. durch ſein mühſam aufgehäuftes Gold, noch im Grabe, wo nicht der Retter, doch der thätige Helfer ſeines leidenden Vaterlandes ſeyn.

Inhalt.

Gemälde der Preußiſchen Armee vor und in dem ſiebenjährigen Kriege. S. 1

Hiſtoriſche Bemerkungen über die groſſe ſittliche Revolution im ſechszehnten Jahrhundert. 43

Geſchichte der Verſchwörung des Fiesco, im Jahr 1547. 57

Geſchichte des Papſtes Sixtus V. 113